Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Der Wille zum Guten.

Eine Dorfgeschichte
von
Rudolf Kleinecke

Sechzig Jahre war die Riedhoferin alt geworden und hatte nicht gewußt, was Kranksein heißt. Nun aber war es plötzlich über sie gekommen, unerwartet, schmerzhaft und niederdrückend. Wie ein Häuflein Unglück hockte sie auf der Ofenbank, fröstelnd trotz des heißen Sommertages, trotz der Decken und Polster, die sie um sich gebreitet hatte.

Und neben ihr hockte die graue Sorge, grinste mit höhnischem Gesicht aus dem finsteren Ofenwinkel hervor und raunte ihr allerhand schreckbares Zeug ins Ohr. Als ob es Wirklichkeit wäre, so deutlich sah die alte Bäuerin das Gesicht vor sich, so deutlich hörte sie die mahnende Stimme: „Wie wird's nun werden, Riedhoferin? Wenn du wochenlang krank sein solltest, oder wenn du etwa gar ans Sterben denken mußt? Seit du als junge Bäuerin eingezogen bist auf den Riedhof, ist alle Last der Arbeit auf dir gelegen. Du hast die Dienstleut' regiert, du hast Ordnung gehalten in Haus und Stall, du hast die Felder bestellen lassen und hast rechnen, einteilen und sparen müssen, als ob du der Herr im Haus gewesen wärst. Denn der Bauer ist einer von denen gewesen, für die der Sonntag siebenmal in der Woche im Kalender steht. Geld auszugeben hat er verstanden, Geld ins Haus schaffen aber nicht. Am Schießstand und im Wirtshaus ist er allemal der erste gewesen, bei der Arbeit aber immer der letzte . . ."

Fröstelnd zog die Riedhoferin die Decken enger um den Leib. Ja, die graue Sorge hatte sie damals schon kennen gelernt, die war ihr längst keine Fremde mehr. Und — ob es auch ein sündhaftes Empfinden war — fast aufgeatmet hatte sie, als ihr Mann, vor Jahren schon, nach kurzem Siechtum plötzlich gestorben war und sie allein zurückgelassen hatte auf dem arg herabgekommenen Riedhof. Nun hatte wenigstens das tolle Geldausgeben ein Ende, nun blieb wenigstens im Hause, was die harte Arbeit eintrug. Und die Riedhoferin brauchte nicht mehr in steter Angst zu leben, daß ihr Bub, der Franzl, einmal als Bettelmann dastehen würde in der Welt . . .

Die grinsende Sorge mußte sich für ein Weilchen in den finsteren Ofenwinkel verkriechen, da die Riedhoferin nun daran dachte, wie geordnet und voll sicherer Zukunftshoffnung es damals zugegangen war auf dem Riedhof. Arbeit freilich hatte es auch weiterhin genug gegeben; — aber wenn die Arbeit von Erfolg begleitet ist, trägt sich auch ihre Bürde leicht. Mit starker Hand hielt sie die Wirtschaft aufrecht und freute sich immer wie ein Kind, wenn sie einmal einen Posten aus dem Schuldenregister tilgen oder wenn sie gar ein paar ersparte Gulden in den Kasten legen konnte. Tag und Nacht gönnte sie sich keine Ruhe und fühlte sich glücklich und zufrieden dabei. Denn jetzt war es kein zweckloses Mühen mehr, — jetzt geschah ja alles für ihren Buben, für den Franzl!

Eine wohlige Wärme rieselte dem alten Weiblein durch die Glieder und ließ sie für Minuten auf Sorgen und Siechtum ganz vergessen. Der Franzl . . . Ihr Bub . . . der war ihr Stolz und ihre Freude! Weder die Eltern noch den Mann hatte sie so von Herzen gerngehabt wie diesen einen, Einzigen . . . Schon als kleines Büblein war er das schönste Kind gewesen im ganzen Dorf. Und als er dann gar herangewachsen war, da schaute ihn die Riedhoferin mit schier noch verliebteren Blicken an, als es die Dirnen taten, wenn er dahergeschritten kam, hoch und stark wie die Lärchen im Bergwald, und dabei so schlank und biegsam wie diese. Der ganze Vater! Nur noch viel schöner und stattlicher, als der gewesen war . . .

Mit jähem Erschrecken riß es der Riedhoferin den Kopf nach dem finsteren Ofenwinkel hin. Hatte da nicht eben wieder eine häßliche Fratze auf sie hervorgestarrt? Hatte ihr nicht wieder eine hämische Stimme etwas ins Ohr gezischelt?

„Der ganze Vater . . . Aber nicht nur dem Aussehen nach. Leichtlebig und leichtsinnig auch wie dieser. Und du, Riedhoferin, hast es nicht gesehen, hast es nicht achthaben wollen! Hast bloß mit starker Hand die Wirtschaft in Ordnung gehalten, daß es dem Buben einmal an nichts fehlen sollte, hast aber gar nichts dazu getan, einen festen, willensstarken Menschen aus ihm zu machen . . . Und als es dir endlich aufdämmerte, als du sehen hast müssen, was du nicht sehen hast wollen, da war es zu spät. Und du warst zu schwach, dem Unheil Einhalt zu tun. Es war ja dein angebeteter Franzl, dein Einziger, dein alles . . ."

Schwer seufzte die Alte auf, und die Last des Krankseins und der Sorge lag wieder doppelt drückend auf ihrem stillen Sinnen. Aber sie wußte dabei plötzlich nicht mehr, war es nur die Angst um die Zukunft, was sie so niederdrückte, oder war es das Erbarmen mit dem Buben . . . Den ganzen Nachmittag schon hockte er still im Nebenzimmer und rührte sich nicht. Nicht einmal den Rauch seiner Pfeife spürte sie, — er mußte entweder eingeschlafen sein oder dämmerte in schlummersüchtigem Brüten vor

sich hin, wie sie selber es tat. Und draußen schien die helle Sommersonntagssonne, und von der Schießstatt her hörte man bereits das Knallen der ersten Schüsse . . .

„Franzl!“ rief die Riedhoferin mit verhaltener Stimme. „Schlafst?“

Ein faules Räckeln im Nebenzimmer und das heftige Rücken eines Stuhles. Dann die verdrossene Antwort: „Wie soll eins denn schlafen, wann ihm die Sonn' durch die zug'machten Augen brennt? Und wann s' auf der Schießstatt knallen wie nit g'scheit!“

Der Riedhoferin gab es einen Stich im Herzen. Sie hatte es ja gewußt: auf die Schießstatt zog es ihn, wo die andern alle sich vergnügten, wo er wieder einmal hatte zeigen wollen, daß der Riedhofer Franzl halt doch noch immer der beste Schütze ist auf weit und breit! Und der arme Bub mußte zu Hause sitzen und Trübsal blasen, mußte nach der eintönigen Arbeitswoche auf die kleine Sonntagsfreude verzichten, bloß weil seine Mutter krank geworden war und dadurch kein Knopf Geld im Hause zu finden ist . . . Es klang recht trübselig und verzagt, als sie nun wieder fragte: „Was machst denn nachher da drin so ganz allein? Magst dich nit ein bißl zu mir setzen?“

Fürs erste schien aber der Franzl keine besondere Lust zu haben, der Aufforderung Folge zu leisten. Mit schwerfälligen Schritten tappte er eine Weile in der Nebenstube herum, dann knurrte er verdrossen: „Was werd' ich denn machen? Fliegen fangen tu' ich halt. Is auch eine Sonntagsfreud'.“

Das nahm der Bäuerin den letzten Rest ihrer Bedenken. Fliegen fangen . . . Der junge, lebfrische Bub . . . Und die andern Burschen alle sitzen im Wirtshaus, unterhalten sich beim Karteln, beim Kegelschieben, beim Scheibenschießen . . . Wie ein großmächtiges Unrecht empfand sie es, was ihrem Franzl da geschah, und sie riet ihm nun selber dazu, wovon sie ihn vor ein paar Minuten noch am liebsten hätte abbringen wollen: „Magst nit auch ein bißl auf d' Schießstatt gehn?“

Das Gesicht des Burschen hatte plötzlich seinen grämlichen Ausdruck verloren, und auch die Stimme klang ganz anders, da er nun zur Mutter in die Stube trat und in fragender Erwartung sagte: „Wann aber die Mutter krank is? Und wann ich kein Geld nit hab'?“

„Mir is schon viel besser,“ log die Riedhoferin. „Und helfen kannst mir z' Haus ja doch nix. Schick mir halt die Lenerl herein, daß s' bei mir bleibt derweil.“ Dabei zerquälte sie sich den Kopf, ob sie nicht doch noch irgendwo ein paar Gulden liegen habe, mit denen sie ihrem Franzl eine kleine Sonntagsfreude hätte machen können.

Aber so viel sie sann, es fiel ihr nichts ein. Die Hennen hatten faul gelegt in der letzten Zeit, die Kühe hatten wenig Milch gegeben, — und wohin das Geld für die letzten Eier und die letzte Butter eigentlich gekommen war, darnach hatte sie während ihres Krankseins überhaupt nicht gefragt gehabt. Nur dort in der Truhe, im Betbüchl versteckt, lag noch ein kleines Kapital. Das hatte sie sich in jahrelangem Knausern und Sparen heimlich auf die Seite gelegt, — für ihre „Leich'“ . . .

Zaudernd überlegte sie. Als sie aber dabei in das Gesicht ihres Franzl blickte, das schon wieder recht trübselig und verzagt geworden war, sagte sie ohne weiteres Besinnen: „Mach einmal die Truchen dort auf, Franzl. Ganz zu unterst, auf der rechten Seiten liegt mein Betbüchl. Gib mir's her.“

Mißmutig kam er der Weisung nach. Machte aber plötzlich große Augen, da die Mutter mit ihren zitternden Fingern die silbernen Schließen geöffnet hatte und nun einen blauen Schein zwischen den vergilbten Blättern hervorzog. „Je, das viele Geld!“ staunte er und blinzelte mit begehrlichen Blicken nach dem alten Buch. „Und da hat mir d' Mutter nie was g'sagt davon!“

„Weil ich's aufheben hab' wollen,“ erklärte

„Je, das viele Geld!“ staunte er und blinzelte mit begehrlichen Blicken nach dem alten Buch.

die Bäuerin seufzend. „Daß d' wenigstens keine Sorg' sollst haben, wann ich einmal g'storben bin. Denn weißt, das Sterben und das Begrabenlassen kost't auch Geld.“

Da lachte der Bursche übermütig auf. „Sterben und Begrabenlassen! Wer wird denn an so was denken!“ Die Banknote, die ihm die Mutter hinhielt, steckte er in die Hosentasche, das Gebetbuch warf er achtlos in die Truhe zurück, und nach zwei Minuten war er fertig zum Ausgehen.

„Die Lenerl schick' ich dir schon herein, wann d' etwa was brauchen solltest," versprach er noch, dann war er auch schon mit strahlendem Gesicht bei der Türe draußen.

Lächelnd blickte ihm die Riedhoferin nach. Es war ein zufriedenes Lächeln. Sie war ja so glücklich, daß sie ihrem Buben wieder einmal eine kleine Freude hatte machen können . . .

— — — — — — — — — — —

Die nächste Woche verstrich, alle Tage kam der Doktor aus dem Dorfe nachschauen, wie es der Riedhoferin ginge, verschrieb ihr auch allerhand Pulver und Tränklein, aber in dem Befinden der Kranken wollte sich nichts ändern. Nur daß sie den Platz auf der Ofenbank mit dem im Bette hatte vertauschen müssen. Und daß sie sich noch schwächer und hinfälliger fühlte, als es letzten Sonntag schon der Fall gewesen.

Eben hatte sie sich aus einem stundenlangen Hindämmern endlich wieder einmal zu wachem Bewußtsein ermuntert. Suchend glitt ihr Blick durch die Stube; aber er schien das nicht zu finden, wonach er suchte. Da richtete sie ihn auf die Jungdirn, die neben ihrem Bette saß: „Wo is denn der Franzl?"

Die Lenerl legte den Kittel beiseite, den sie eben mit fleißigen Nadelstichen ausgebessert hatte, und fragte zurück: „Braucht die Bäuerin 'leicht was? Für die Medizin is noch Zeit, — aber ein bißl Suppen, wann d' etwan nehmen möcht'st . . ."

Abwehrend schüttelte die Kranke den Kopf. Und fragte nur nochmals: „Wo is denn der Franzl?"

„Er is aus'gangen. Auf d' Schießstatt, glaub' ich."

Da lag die Riedhoferin wieder still, als ob sie schlafe, und fragte nichts mehr. Nur in ihrem Kopf klang es fort und fort wie ein unentwegtes Fragen: „Hat er denn ein Geld dazu? Und wo hat er's denn her? Die letzte Wochen is ja gar nix verkauft worden . . . Hat er etwa gar . . ."

Wie ein plötzliches heftiges Erschrecken überfiel es sie, sie mußte die Hand aufs Herz pressen, daß es ein wenig zur Ruhe kam, sie mußte erst ein paarmal krampfhaft nach Luft schnappen, bevor sie mit zitternder Stimme hervorbringen konnte: „Lenerl, mach einmal die Truchen dort auf. Ganz zu unterst, auf der rechten Seiten liegt mein Betbüchl. Aber gib Obacht, daß nix rausfallt, — halt's fest z'samm', es sein eine Menge Heiligenbildeln drin."

Die Lenerl brauchte nicht lange zu suchen. Ganz zu oberst, auf der linken Seite, lag das alte Buch mit dem Ledereinband und den silbernen Schließen darauf. „Das meinst?" fragte sie und hielt es der Bäuerin hin.

„Das." Mit zitternden Händen langte die Kranke darnach und schob es unter die Bettdecke. „Kannst mir jetzt ein bißl Suppen wärmen. Ich hab' ein'n Hunger und brauch' dich jetzt nit da."

Als die Lenerl aus der Stube gegangen war, zog die Bäuerin das Buch wieder hervor und öffnete hastig die Schließen. Gott sei Dank! — sie hatte ihrem Franzl unrecht getan mit ihrem so plötzlich aufgestiegenen Verdacht! Da lagen ja die blauen Scheine noch alle beisammen, — eins, zwei, drei, vier . . .

Die Riedhoferin war mit dem Zählen bald zu Ende gekommen. Aber sie zählte noch ein zweites und ein drittes Mal. Und immer ängstlicher, immer aufgeregter wurde ihr Zählen. Acht Scheine waren es gewesen im ganzen, — einen davon hatte sie letzten Sonntag dem Franzl gegeben, — so müßten doch immer noch sieben im Büchl liegen. Aber so oft sie auch zählte und zählte, sie brachte es immer nur auf fünf . . .

Da kam eine Bitterkeit und Traurigkeit über sie, daß sie hätte weinen mögen. Das Geld, das sie sich sauer genug zusammengespart hatte, nur um ihrem Buben einmal eine Sorge vom Halse zu nehmen, das verjubelte er nun an ein paar lustigen Nachmittagen auf der Kegelstatt! Und hatte es an sich genommen, ohne sie zu bitten darum, ohne ihr auch nur ein Sterbenswort davon zu sagen, — heimlicherweis' . . . wie ein Dieb . . .

Nun liefen der Riedhoferin wirklich die hellen Tränen über die eingefallenen Wangen. Wohl suchte sie krampfhaft nach einer anderen Erklärung für das Fehlen des Geldes, aber es nutzte ihr nichts, so viel sie sich auch den Kopf zerquälte. An die alte Truhe hatte ja seit dem letzten Sonntag keine Hand gerührt. War überhaupt niemand bei ihr in der Stube gewesen seitdem, außer dem alten Doktor und der Jungdirn, der Lenerl. Der Doktor war immer gleich wieder gegangen, solange sie wach gelegen, die Lenerl aber hatte ja keine Ahnung davon, daß in dem alten Betbüchl Geld verborgen lag. Und wenn sie es gewußt hätte, wenn es ungezählt und offen auf der Tischplatte gelegen wäre, die Lenerl hätte doch keinen Kreuzer davon genommen, die Lenerl war treu wie Gold! So blieb denn nur er, der Einzige — ihr Franzl . . .

Mit zitternden Fingern legte sie die fünf Scheine zu den Heiligenbildern zurück, zog die Schließen über dem Einband zusammen und schob das alte Buch unter das Kopfpolster. Das warme Süpplein, das ihr bald darauf die Lenerl zum Bett brachte, wies sie zurück. Auch die Medizin wollte sie heute nicht mehr nehmen. Und als es Abend geworden war, sagte sie mit einer müden, klanglosen Stimme zu der wartenden Jungdirn: „Geh nur jetzt die Küh' versorgen, Lenerl, und leg dich dann schlafen. Ich brauch' heut nix mehr."

BLB Karlsruhe

So lag sie nun mäuschenstill und starrte mit brennenden Augen in die Finsternis. Horchte auf jedes Geräusch dabei und wartete, ob denn der Franzl immer noch nicht heimkommen wollte. Und weil Stunde um Stunde verrann, ohne daß ein Laut die Stille der Nacht unterbrach, hatte die Riedhoferin Zeit genug, über all das nachzusinnen, was ihr heute so schwer wie noch nie auf dem Herzen lag.

Leichtsinnig ist er, der Bub, — leichtsinniger noch als sein Vater es gewesen. Und jetzt ist er auf dem besten Wege, gar noch schlecht auch zu werden . . . Ihr eigenes Leben fiel ihr wieder ein, wie sie mit fester Hand hatte zusammenhalten müssen, was sonst lange schon verjubelt und vertan gewesen wäre. Wie sie sich geplagt und geschunden hatte ihr ganzes Leben, — erst für den Mann und später für den Buben. Und wie nun doch alles so ganz umsonst geschehen ist. Denn wenn sie heute die Augen schließt, hat ihr Bub seinen einzigen Halt verloren, geht nur mehr seinem Vergnügen nach, läßt die Wirtschaft verfallen und ist über Jahr und Tag ein Bettelmann geworden . . .

Immer heftiger strömen dem alten Weiblein die Tränen aus den brennenden Augen. Aber plötzlich fährt sie sich übers Gesicht, wischt das Naß von den runzligen Wangen und richtet sich straff im Bette auf. „Es muß ja nit so sein!“ denkt sie mit einemmale. „Er kann ja auch noch eine finden, die so gut is und so dumm, wie ich's gewesen bin! Nur bald müßt's halt g'schehen, und die Rechte müßt's halt sein . . .“

In langer Reihe ziehen nun die Dirnen des Dorfes an ihr vorüber: ihr ist, als ob sie alle ganz deutlich und leibhaftig vor sich stehen sehe in dem stockfinsteren Zimmer, und ihre brennenden Augen schauen jeder einzelnen schier bis in den Grund der Seele. Die Reichsten sind auch hier die ersten. Aber wenn der Riedhoferin früher einmal keine einzige reich genug gewesen für ihren Franzl, — heute muß sie sich sagen, daß das unnütze Träume, verfehlte Hoffnungen sind. Wenn eines einmal dem Tod ins Gesicht schauen muß, sieht sich auch das Leben anders an. Die reichen Bauern geben ihre Töchter nicht auf den Riedhof, wo seit Menschengedenken schon immer die graue Sorge im Ofenwinkel lauert . . .

Und die Schönen? Da wär' die Bachlerdirn, ein nudelsauberes Ding. Aber die ist eingebildet auf ihr Schönsein und will selber weiß Gott wie hoch hinaus. Die Führinger-Kathl oder die Rainer-Zillerl und die Koflerdirn aber lassen sich lieber am Tanzboden bewundern, statt daß sie tagewerken wie eine Stalldirn, und die Mädeln vom Aichbauernhof und vom Kreuzlahner haben das Arbeiten überhaupt nicht gelernt.

Da wär' die Everl vom Zehetner oder die Sulzbacher-Tonerl schon eher eine solche. Oder gar die Veverl aus'm Wildgraben, — die schafft mit ihren Händen mehr als der stärkste Mann! Sind aber alle miteinand so auschiech (häßlich), daß sie ihr Franzl gar nit nimmt . . .

Bleibt also nur eine noch. Eine einzige. Und das wär' die Lenerl, die Jungdirn. Kreuzbrav und fleißig, sparsam und wirtschaftlich, — das muß ihr der Neid lassen. Und sauber wie nicht bald eine! Ist eh ein Wunder, daß der Franzl das nicht längst schon bemerkt hat . . .

Die Riedhoferin war mit einemmale ganz ruhig und zuversichtlich geworden. Nun konnte sie in Frieden die Augen schließen. Denn wenn die Lenerl als Bäuerin auf den Riedhof kommt, birgt die Zukunft für ihren Franzl keine Gefahr mehr. Es wird dann ebenso weitergehen, wie es zu ihren eigenen Lebzeiten immer gegangen ist: die junge Bäuerin wird sich abrackern und die ganze Sach' in Ordnung halten, der junge Bauer aber wird sein lustiges Leben weiterführen können, wie es sein Vater getan und wie er's selber bislang gewohnt gewesen . . .

Bevor das Frührot noch seinen ersten Schimmer in die Stube warf, hatte die Riedhoferin ihren ruhsamen Schlaf gefunden. Nicht einmal die geräuschvolle Heimkehr ihres Buben hörte sie mehr, sie schlief nur und schlief, bis endlich der hell übers Bett flutende Sonnenschein ihr die blinzelnden Augen öffnen ließ. Da streckte sie sich in wohligem Behagen und spann ihre Gedanken weiter, an derselben Stelle, wo sie der ruhsame Schlaf unterbrochen gehabt: der Franzl muß die Lenerl heiraten. Und das so bald als möglich. Denn wenn's über kurz oder lang ans Sterben geht, will die Riedhoferin wenigstens die Zukunft ihres Einzigen gesichert wissen . . .

Sie rückte die Kissen zurecht, richtete sich im Bette auf und legte das Gebetbuch vor sich auf die Decke. Dann rief sie nach ihrem Buben.

Mit verschlafenem und verlegenem Gesicht trat der Franzl zu ihr. Und seine Miene wurde noch um ein gut Teil ängstlicher, als er das Betbüchl bei der Mutter im Bette liegen sah. Zum Kuckuck! Jetzt war sie ihm richtig schon draufgekommen, daß er gestern zwei von den blauen Scheinen im Wirtshaus verjubelt hatte . . .

„Das hast du 'rausg'nommen, gelt, Franzl?“ fragte die Riedhoferin nun. Und der großmächtige Franzl kam sich plötzlich vor wie ein kleinwinziger Schulbub. Aber dann regte sich der Trotz in ihm. „Was hätt' ich denn tun sollen, wo ich doch kein'n Kreuzer eigenes Geld im Sack hab'?“ knurrte er. „Is doch meiner Seel' ein Unsinn, allerweil ans G'storbensein denken und alser lebendiger nit ein bißl eine Freud' haben!“

BLB Karlsruhe

Ein sonderbarer Blick der Mutter ließ ihn plötzlich verstummen. Ein Blick, wie er ihn an ihr noch nie gesehen. Allen Trotz nahm ihm dieser Blick und alle Zuversicht, so daß er sich wieder ganz klein und ängstlich fühlte.

„Darüber woll'n wir jetzt nit warteln (streiten),“ sagte die Mutter. „Was g'scheh'n is, is g'scheh'n, — das laßt sich jetzt nimmer gutmachen. Nur was sein wird, das muß einmal bered't werden.“

Ganz stramm und aufrecht saß sie nun im Bette und ihr Gesicht zeigte den strengen, harten Ausdruck, den es immer gehabt hatte, wenn sie in früheren Zeiten ihre Wirtschaftsangelegenheiten geordnet hatte. „Ans Sterben muß ich denken,“ fuhr sie fort. „Und 's wird wohl früher da sein, als du glauben magst. Dann aber — wann ich nit mehr bin — is's auch aus mit dein'm lustigen Leben. 's Arbeiten hast nit g'lernt und 's Sparen auch nit, — da is dann bald vertan, was ich bislang noch hab' zusammenhalten können.“

Der Franzl wollte eine Einwendung machen, aber die Riedhoferin hob nur abwehrend die Hand und sah ihn wieder mit dem eigentümlichen Blicke an, der ihm den Mund verschloß, bevor er ihn noch recht aufgetan.

„Ich mach' dir keine Vorwürf',“ fuhr die Bäuerin fort, „ich bin ja selber mit schuld daran. Weil ich vor lauter Lieb' zu dir nit die Kraft hab' g'habt, dich strenger z' halten. Nur das eine möcht' ich dir raten: schau dazu, daß alles in Ordnung kommt, so lang ich noch am Leben bin. Schau dich um nach einer, die statt meiner sorgt und arbeit't für dich. Heiraten mußt!“

Dem Franzl fiel ein Stein vom Herzen. „Wenn's weiter nichts ist!“ dachte er, und war froh, die unliebsame Geschichte mit dem verjubelten Geld so leichten Kaufes los zu sein. Heiraten, um aller Sorge und Arbeit ledig zu werden, — der Gedanke hatte viel Verlockendes für ihn. Am besten dann gleich eine von den Reichen, etwa die Sonnleitner-Dirn oder die Grashofer-Roserl oder . . .

Aber die Mutter machte ihm einen Strich durch die kaum begonnene Rechnung: „Derfst dir aber nit einbilden, daß sich eine, die was hat, zu dir auf den Riedhof setzt! Und wenn's eine tät', ihr Vater ließ' es doch nit zu. Und wann er's tät', — 's wär' doch nur wieder ein Unglück für dich. Du brauchst eine, die arbeiten kann und sparen, die selber nit viel Ansprüch' macht ans Leben. So eine wie die Lenerl is.“

Der Franzl wollte auffahren. „Die Lenerl! Die Jungdirn! Die nix is und nix hat . . .“ Wie er aber dabei die Mutter anschaute, die immer noch das Betbüchl wie eine Drohung in der Hand hielt und immer noch den merkwürdig strengen Blick auf ihn gerichtet hatte, da schwieg er betreten still. Und überlegte: „Vielleicht is's eh besser so. Wenigstens kann ich tun, was ich will, und brauch' nit über jeden Kreuzer Rechenschaft ablegen. Denn dann bin ich Herr im Haus . . .“

Damit hatte er auch seine gute Laune und sein ganzes Selbstvertrauen wiedergefunden. Mit lustigen Aeuglein zwinkerte er über das strenge Gesicht der Mutter und über das dro-

Mit milder Stimme sagte sie: „Gelt, Lenerl, wirst dem Franzl eine gute Hausfrau sein.“

hende Betbüchl hinweg, zuckte nur die Achseln und meinte zustimmend: „Wann die Mutter glaubt, — mir wär's schon recht.“

„Dann ruf die Lenerl her!“ befahl die Alte. Und als die Gerufene bald darauf ins Zimmer und ans Bett der Kranken trat, nahm sie die Riedhoferin an der Hand und sagte mit einer merkwürdig milden Stimme: „Gelt, Lenerl, wirst dem Franzl eine gute Hausfrau sein, wann mich unser Herrgott zu sich nimmt. Wirst fleißig zu der Arbeit schau'n und seine Sach' in Ordnung halten, wann ich nimmer bin. Er is ja ein guter Bub, nur ein bißl leichtlebig halt . . . Aber zu dir hab' ich Vertrauen. Du wirst schon achtgeben, daß es ihm an nichts fehlen wird. Gelt, tust mir's versprechen, Lenerl?“

Die Lenerl sah mit fragendem Blick bald auf die Kranke, bald auf den Franzl hin. Und wußte sich keinen Rat. So lieb und gut hatte kein Mensch noch gesprochen zu ihr, so weit sie

BLB Karlsruhe

zurückdenken konnte in ihrem jungen Leben. Als armes Waisenkind war sie herumgeschoben worden von einem Hof auf den andern, Schläge und Grobheiten hatte sie kennen gelernt, — aber Liebe und Güte noch nicht. Und nun redete die Bäuerin da plötzlich zu ihr wie zu einer gar gewichtigen Persönlichkeit, und der junge Bauer starrte sie an, mit Augen, daß es ihr heiß über den Rücken lief . . . Und sie verstand den Sinn und Zusammenhang des Ganzen nicht . . .

Ungeduldig wartete die Kranke auf Antwort. Weil aber die Lenerl in ihrer ratlosen Verlegenheit kein Wort zu sagen wußte, trat der Franzl auf sie zu und schlang den Arm um sie. Er hatte die ganze Zeit schon auf sie hingesehen wie auf ein unbegreifliches Wunder, — so mudelsauber war die Dirn, so gut gewachsen und so lebfrisch in ihrem Jungsein, — — eine Narrheit, daß er das nicht gesehen hatte bis auf den heutigen Tag . . .

„So red' doch schon ein Wörtl!" drängte er. „Is's dir denn gar so uneben, daß d' Bäuerin sollst sein auf'm Riedhof?"

Da machte sich die Lenerl langsam los von ihm, sah ihm mit erschrockenen Augen ins Gesicht und entgegnete mit einer traurigen Stimme: „Wann das ein Spaß sollt' sein, so is's ein recht schlechter g'wesen. Verspotten brauchst mich nit, wann ich auch nur ein armer Dienstbot' bin."

Aber der Franzl huschelte sie wieder in seine Arme und lachte mit dem ganzen lustigen Gesicht. „Du Narrisch, du! Wer will denn ein G'spaß machen?" Und die Riedhoferin bestätigte: „'s is unser Ernst, Lenerl. Nur versprechen mußt mir, daß d' allweil gut schauen wirst auf mein'n Franzl."

Und nun wußte die Lenerl erst recht nichts zu sagen. Ein Glücksgefühl war plötzlich über sie gekommen, wie sie es in ihrem ganzen armen Leben noch nicht empfunden gehabt, und vor lauter Glück rannen ihr die hellen Tränen aus den Augen. Und sie ließ es widerstandslos geschehen, daß der Franzl sie an sich zog und seinen Mund auf den ihren preßte.

„Alsdann is alles in Richtigkeit," sagte die Riedhoferin und tat einen Seufzer der Erleichterung dabei. „Jetzt kann ich wenigstens ruhig sterben."

— — — — — — — — — — — —

Die Lenerl hatte als Riedhoferin einen schweren Stand. Kaum war die Hochzeit gewesen, war auch schon die Befürchtung der alten Bäuerin eingetroffen: immer schwächer war die Kranke geworden, immer siecher, bis man sie endlich eines Tages den letzten Weg zum Friedhof hinaustragen mußte. So lastete nun die ganze Sorge der Wirtschaft auf den Schultern der Jungen.

Aus der Arbeit selbst hätte sie sich nichts gemacht, die war sie ja gewöhnt von Jugend auf. Daß sie aber jetzt selbständig denken, selbständig handeln sollte, das war ihr etwas Fremdes, gänzlich Ungewohntes, in das sie sich erst hineinfinden mußte. Und da war sie ganz allein auf sich selber angewiesen dabei. Der junge Bauer, an den sie sich erst ein paarmal um Rat und Auskunft gewandt, wußte da schier noch weniger Bescheid als sie. „Mach's nur, wie d' glaubst und magst," gab er ihr immer lachend zur Antwort. „Wird schon das Rechte sein." Und war froh, mit der ganzen Sache nichts weiter zu tun zu haben.

An den alten Knecht aber, der schon seit Jahren im Hause war, mochte sie sich nicht wenden. Der tat ja auch sein Tagewerk nur wie eine Maschine, ohne sich um ein Warum und Weil zu kümmern. Und konnte sich überdies nicht recht in das neue Verhältnis finden: daß er nun plötzlich den Befehlen eines jungen Dinges folgen sollte, mit dem er vor zwei Wochen noch hatte herumkommandieren und grob sein können nach Herzenslust . . .

Im Anfang wollte die junge Bäuerin schier verzagt werden. Aber dann erinnerte sie sich des Versprechens, das sie der Riedhoferin noch auf dem Totenbette gegeben hatte, und raffte sich auf. Wenn die alte kranke Schwiegermutter es zuwege gebracht hatte, das Hauswesen zu führen und zu leiten, so wird es ihr mit ihrer Jugend und all dem guten Willen doch auch keine Unmöglichkeit sein! Mit starker Hand faßte sie die Arbeit an und brachte es sogar fertig, daß ihr dabe ihr Mann, der Franzl, des öfteren helfend zur Seite stand. Das hatte sie bald herausgefunden: mit Zwang und Ernst war bei dem nichts zu erreichen. Da hatte er nur ein übermütiges Lachen dafür. Aber halb im Spiel und Scherz, unter Schäkern und Necken, da ging's schon eher. Und wenn er auch zehnmal die Arbeit unterbrach und nach kurzer Zeit schon wieder ihrer überdrüssig ward, so war es doch immer ein Anfang gewesen. „Besser, ein bißl was tun als gar nix," tröstete sich die Lenerl. „Mit der Zeit wird er sich schon dran g'wöhnen."

Wie eine gütige Mutter ihr unverständiges Kind behandelte sie ihn. Nur den Leuten gegenüber war sie eifersüchtig darauf bedacht, ihm sein Ansehen als Herr des Hauses zu wahren. Die alte Riedhoferin hätte ihre helle Freude dran haben können, mit welch sorgendem Ernst die junge Schwiegertochter ihren Pflichten nachkam und wie gut es ihrem Franzl dabei ging!

Auf die Dauer wurde dem Franzl die Sache aber doch langweilig. Im Anfang war es ja ganz lustig gewesen, sich so ein wenig bei der Arbeit herumzutun, alle Fingerlang den Rechen oder die Schaufel wegzuwerfen und statt dessen

BLB Karlsruhe

das junge saubere Weiberl um den Hals zu nehmen. Auch die Abende waren recht gemütlich gewesen, wenn sie so in der blitzblanken Stube beisammensaßen und die Lenerl ihm vorrechnete, wieviel in dieser Woche wieder durch den Eier- und Butterhandel konnte Geld ins Haus geschafft werden. Ordentlich wie einer der reichsten Großbauern kam er sich vor und faßte den festen Entschluß, es durch ein fleißiges Sparen wahrhaftig zu einem solchen zu bringen.

Aber das alles währte nicht lange. Als nur erst der Reiz der Neuheit vorüber war, fielen dem Franzl seine früheren Vergnügungen wieder ein, und er empfand eine ungeheure Sehnsucht nach Wirtshaus, Kegelbahn und Schießstatt. „Ich muß doch auch den Leuten einmal mein schön's jung's Weiberl zeigen!“ schmeichelte er dabei, und die Lenerl brachte es nicht übers Herz, ihm den Wunsch zu versagen. Nur zufrieden sollte er sein und glücklich, — so glücklich, wie sie selber war. In ihr war es wie ein Knospen und Blühen nach einem langen, strengen Winter, — alle Mühsal, alle Not ihres bisherigen armseligen Lebens war vergessen, so sehr beherrschte sie das Glücksgefühl, nun auch die Liebe gefunden zu haben. Und das nicht minder hohe Glücksgefühl: all die Sorge und Arbeit nun tragen zu können als eigenes Vornehmen, wo es bislang nur Zwang und hartes Muß gewesen war.

Der Sonntagnachmittag im Wirtshaus gestaltete sich zu einem Freudenfest für den Franzl und zu einem schönen Erlebnis für sein junges Weib. Als ob sie weiß Gott was für seltene fürnehme Gäste wären, so waren sie empfangen und gefeiert worden. Als aber dann in später Nachtstunde die Lenerl den Rechnungsabschluß machte, da kam ein großes Erschrecken über sie. Soviel Geld war das Ganze denn doch nicht wert gewesen! Und ein zweites Mal durften sie sich eine solche Ausgabe schon nicht mehr leisten.

Das sagte sie auch dem Franzl, da er am nächsten Sonntag sein schönes junges Weiberl wieder „den Leuten zeigen“ wollte. Und weil der Franzl das einsehen mußte, machte er ein saures Gesicht dazu, lümmelte verdrossen im Hause herum und wußte mit sich und der Welt nichts anzufangen. Die Lenerl versuchte umsonst, ihn aus seiner verdrießlichen Stimmung zu reißen, — sie mochte beginnen, was sie wollte, es gelang ihr nicht. Und als es Abend geworden war, hatte sich ihr Mann in einen solch grundlosen Zorn hineingearbeitet, daß er wegen einer geringfügigen Ursache mit dem alten Knecht in ein zorniges Streiten kam.

Die junge Bäuerin hörte es bis in die Stube hinein. Und sie hörte Worte, die ihr das Blut ins Gesicht trieben vor Aerger und Scham. So redete ein Knecht mit seinem Herrn? Und der Herr mußte sich das sagen lassen und wußte keine Erwiderung drauf als gerade nur eine dicke Grobheit?

Rasch entschlossen stand sie vom Tische auf und trat zwischen die Streitenden hinaus. „Das Nachtmahl steht am Tisch,“ sagte sie zu ihrem Mann. „Geh essen derweil, daß 's nit kalt wird.“ Und als er sich scheltend und brummend davongemacht hatte, wandte sie sich ruhig an den Knecht: „Weißt, Girgl, solche Reden taugen mir nit da im Haus. Der Bauer mag sein, wie er will, — er is einmal der Herr. Und dir steht's am allerwenigsten zu, dich in seine Sachen dreinzumischen. Wann's dir nit paßt bei uns, kannst ja gehen. Wir halten dich nit.“

„So geh' ich halt!“ brauste der Alte auf. „Denn passen tut's mir da schon lang nimmer.“ Er wollte noch etliches vorbringen, das ihm auf dem Herzen lag, aber er brachte es nicht recht heraus. So leicht ihm dem Bauern gegenüber alle Grobheiten vom Munde geflossen waren, — vor der Ruhe und dem ernsten Gesicht der jungen Bäurin verschlug es ihm plötzlich die Rede. „So geh' ich halt,“ knurrte er nur nochmals. „Am liebsten gleich morgen.“

Sie wandte sich ruhig an den Knecht: „Wann's dir nit paßt, kannst ja gehen!“

„Is recht,“ entgegnete Lenerl ruhig. Wandte sich ab von ihm und trat in die Stube zurück.

Dort saß der Franzl schon beim Tische und hatte sich über das Essen hergemacht. Sein verhaltener Groll hatte durch das Geschimpfe Luft bekommen, und so schien er den wüsten Streit bereits wieder vergessen zu haben. Ganz er-

staunt blickte er auf, als ihm die Lenerl in ihrer ruhigen Weise meldete, daß der Girgl gekündigt habe und morgen schon den Dienst verlasse.

„Der Girgl?“ fragte er, halb verständnislos. Und dann gewann plötzlich der Zorn und Aerger wieder die Oberhand. „Was glaubt denn der Lackl?“ schrie er. „Meint er etwan, ich lass' ihn gehn so mir nix, dir nix? Jetzt, wo ich ihn am notwendigsten brauch' zu der Arbeit!“

„Ich hab's ihm selber g'raten,“ entgegnete ruhig die junge Bäuerin. „Ein Dienstbot', der vor sein'm Herrn kein'n Respekt hat, is eine schlechte Hilf' im Haus.“

„Aber ich krieg' doch um die Zeit kein'n andern!“ gab der Franzl fast ängstlich zu bedenken.

Da zuckte die Bäuerin nur die Achseln und meinte: „So müssen wir uns halt behelfen. Wann d' nur arbeiten willst, zwingen wir's schon. Und wann d' nit magst, zwing' ich's allein auch.“

Das war einmal deutlich gesprochen. Der Lenerl tat das schnelle Wort schon leid, kaum daß es aus dem Munde war. Und der Franzl fand keine Entgegnung darauf. Der stierte nur auf den Teller vor sich, hantierte geräuschvoll mit Messer und Gabel und würgte schweigsam das gute Nachtmahl hinunter. Aber es schmeckte ihm nicht mehr. Aller Appetit war ihm plötzlich vergangen. Was hatte er nun gewonnen mit der dummen Heirat? Zu Hause sitzen sollte er am Sonntag, weil ihm sein Weib jeden Kreuzer vorrechnete, arbeiten sollte er die ganze Woche über, weil sie ihm die Dienstleut' aus dem Hause trieb! Da hatte er's ja jetzt noch schlechter, als wie die Mutter noch am Leben war! Die hatte ihm doch noch eine Freud' vergönnt gehabt und hatte ihm wenigstens keine Predigten gehalten . . .

Fuchsteufelswild stand er vom Tische auf und schritt aus der Stube. Eine Weile strich er ziellos im Hofe herum, dann trat er auf die Straße und ging den Weg entlang, der dem Dorfe zuführte. Erst langsam und zögernd, dann immer rascher und rascher. Lustiges Lachen und Singen klang ihm von dort entgegen. Ein Teilchen der versäumten Sonntagsfreude wollte er sich doch noch retten . . .

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen war die junge Bäuerin schon beim ersten Frühlicht aus dem Bett. Ganz stille war sie aufgestanden, um den schlafenden Bauer nicht zu wecken; hatte zusammengesucht, was sie an Bargeld im Hause hatte, und war dann ihren täglichen Verrichtungen nachgegangen. Als der Knecht aus dem Stalle kam und nicht recht zu wissen schien, wie er's mit der gestrigen Kündigung halten solle, legte sie ihm neben sein Frühstück das Geld auf den Tisch und sagte dazu: „Da is dein Lohn, Girgl. Und ich dank' dir schön für dein rechtschaffen's Arbeiten. B'halt uns halt auch in gutem Andenken.“

Der Girgl hatte eine andere Anrede erwartet. Und nun war es ihm, als ob er sich schämen müßte, es wurde ihm ganz weich ums Herz dabei, und am liebsten hätte er seinen unüberlegten Entschluß wieder rückgängig gemacht. Aber die Bäuerin schnitt ihm das Wort im Munde ab, kaum daß er noch den Satz begonnen. „Nein, Girgl,“ sagte sie, „es is schon besser so wie's is. Für uns und für dich. Der Sonnleitner sucht eh schon lang ein'n Knecht. Wirst es gut haben bei ihm.“

Da blieb denn dem Girgl nichts andres übrig, als sein „Vergelt's Gott!“ zu sagen und seine Siebensachen zusammenzusuchen. Dann nahm er Abschied von der jungen Bäuerin. Und vergaß darüber ganz, den Bauern auch nur grüßen zu lassen.

Der Riedhofer hätte sich auch nicht viel gekümmert darum. Der hatte ganz andere Sorgen, als er endlich am späten Vormittag die brennenden Augen öffnete. So wüst war ihm im Kopf und so gottsjämmerlich zumute! War aber auch ein dummes Stückl gewesen gestern, so wild davonzurennen nach dem Nachtmahl noch . . . Und erst am Morgen wieder heim . . .

Er setzte sich hastig auf im Bett und langte nach den Kleidern. Wenn nur die Lenerl wenigstens nicht ins Zimmer kam, so lang er wie ein Kranker da im Bette lag! Erfahren wird sie's ja früh genug und wird ihm dann wieder ihre vorwurfsvollen Augen machen . . . Und er wird nicht einmal was dagegen sagen können, denn ihm ist ja so unsäglich elend zumut . . . Muß aber auch ein Mordsrausch gewesen sein, gestern! Wer weiß, was ihm der Kirchenwirt dafür auf der schwarzen Tafel angekreidet hat . . .

In recht trübseliger Stimmung schob sich der junge Bauer zur Türe hinaus. „Jetzt wird's gleich losgehen,“ dachte er. „Jetzt wird sie mich anschau'n wie der Pfaff' im Beichtstuhl. Und dann wird sie wieder zu reden anheben vom Sparen und vom Arbeiten . . .“

Aber die Lenerl tat nichts von alledem. Kaum daß sie einmal hinüberblinzelte zu ihm, als er durch die Küche schritt, so sehr war sie von dem Kochen in Anspruch genommen. Und jetzt sagte sie gar: „Wirst schon ein'n rechten Hunger haben, gelt? Gleich bin ich fertig mit 'm Kochen.“

Der Franzl wußte nicht, wie ihm geschah. Aber er ließ sich das nachsichtsvolle Gehaben gern gefallen und sprach eine Viertelstunde später auch dem Mittagessen wacker zu. „Is doch nicht so schlecht, die Lenerl, wie ich 'glaubt hab',“ dachte er dabei. Und es fiel ihm nicht

BLB Karlsruhe

einmal auf, daß der Knecht, der Girgl, heute nicht mit ihm am Tische saß.

Erst als nach dem Essen die Lenerl sagte: „Ich geh' jetzt auf 'n Acker, Futter schneiden," — erst da fiel es ihm wieder ein, daß ja der Girgl gestern den Dienst gekündigt hatte. Und beschämend kam es ihm zum Bewußtsein, daß die Lenerl heute die ganze Arbeit allein geleistet hatte, während er selber damit beschäftigt gewesen, seinen Sonntagsrausch auszuschlafen . . .

„Ich geh' mit dir," sagte er schnell. Und spürte eine stille Dankbarkeit in sich, daß die Lenerl das alles so getan, ohne ihm auch nur einen Vorwurf gemacht zu haben.

In den nächsten Tagen war der Franzl der beste Ehemann und der fleißigste Bauer. Die Lenerl konnte zufrieden sein mit dem Erfolg ihres wohlbedachten Handelns. Sogar am Sonntag blieb er zu Hause und verlor seine gute Laune nicht . . .

Strohfeuer brennt aber schnell. Als wieder acht Tage um waren, zeigte der Franzl schon kein so lustiges Gesicht mehr. Und die Lenerl merkte es deutlich genug: wenn er diesen Sonntag auch zu Hause versitzen soll, dann ist's wieder für lange Zeit aus mit seiner guten Laune und allem Arbeitseifer.

„Magst nit ein bißl zum Kirchenwirt schau'n?" fragte sie. „Ich geh' mit dir, wann's dir recht is."

Dem Franzl war's natürlich recht. Und so hielten sie es dann auch an den nächsten Sonntagen. Denn die Lenerl hatte herausgefunden, daß ein Wirtshausgehen zu zweit immer noch billiger kommt, als wenn der Mann allein beim Kruge sitzt.

Nur daß auch das dem Franzl auf die Dauer nicht recht passen wollte. Bei jedem frischen Viertel erst schauen müssen, was das Weib für ein Gesicht dazu macht, im schönsten Trinken aufhören sollen, weil sie heim verlangt, — zum Kuckuck hinein, man ist doch kein Schulbub' mehr! Und als dann gar einmal der versoffene Kogler-Bub zu spötteln anfing über die plötzliche Solidität seines früheren Saufgenossen, da wollte der Franzl doch zeigen, daß er der „Herr" sei, daß er sich nichts schaffen lasse von seinem Weibe! Und er glaubte das am besten dadurch beweisen zu können, daß er die Lenerl mit groben Worten ins Bett schickte und sich selber wieder einmal einen Mordsrausch antrank.

Ohne ein Wort zu erwidern, war die Lenerl nach Hause gegangen. Ohne Klage, ohne Vorwurf kam sie auch am nächsten Tage ihren Obliegenheiten nach. Als der Franzl am späten Vormittag mit wüstem Brummschädel aus dem Bette kroch, fand er wieder alle Arbeit getan und bald darauf auch das fertige Mittagessen auf dem Tische stehen. Nur das Gesicht der Lenerl fand er nicht mehr so heiter und freundlich wie sonst immer. Diesmal sah sie ihn wirklich an „wie der Pfaff im Beichtstuhl" . . .

Recht verzagt war die junge Hausfrau geworden. Was nützte ihr nun aller guter Wille, was nützte ihre ganze Arbeitsfreudigkeit, wenn der Mann weder so noch so zur Vernunft zu bringen war? Wenn er an einem Tage mehr verjubelte, als die ganze Woche ins Haus geschafft werden konnte?

Recht verzagt war sie geworden. Denn nun wollte es auch mit der Arbeit nicht mehr so gehen wie bisher. Ihr Mann drückte sich davon, soviel er nur konnte, und es war dabei etwas Scheues in seinem Wesen, daß er seinem Weibe auswich, als fürchtete er sich vor einer Aussprache mit ihr. Die Lenerl selber aber war recht schwach geworden in den letzten Wochen. Wie sollte das nun werden, wenn das erwartete Kindlein einmal da sein würde und sie dann ein paar Tage überhaupt nicht aus dem Bett würde aufstehen können?

„Ich mein', es wär' notwendig, daß wir wieder einen Knecht ins Haus kriegen," sagte sie eines Tages, da sie sich wieder recht elend fühlte und die ganze Arbeit arg im Rückstand geblieben war.

Der Franzl blickte erst unwillig auf, um zu schauen, ob das etwa nur der Anfang einer Predigt sein sollte. Da er aber das blasse Gesicht der Bäuerin sah, stimmte er schnell zu. Was lag ihm daran, daß ein Knecht im Hause wieder um so viel mehr Auslagen verursachte! Er selber war dann wenigstens wieder freier und brauchte sich nicht über jede Kleinigkeit seine dummen Gedanken zu machen. Denn — das kam ihm nun erst deutlich zum Bewußtsein — bislang hatte es ihn doch manchmal gedrückt, wenn er sah, wie sich das Weib abrackerte, selbst sein Vergnügen war kein richtiges gewesen, da er immer in Angst hatte sein müssen, hinterher von den vorwurfsvollen Blicken seines schweigsamen Weibes verfolgt zu werden. „Is ein Knecht im Haus," dachte er, „dann kann sie mir nichts mehr vorwerfen. Dann bin ich wieder der Herr." Und laut setzte er hinzu: „Wär' ja recht. Aber wo nimmst denn ein'n her um die Zeit jetzt?"

„Der Lorenz wär' zu haben," meinte sie. „Er is aus 'm Spital z'rück und is wieder g'sund."

Da lachte der Bauer auf. „Der Lorenz! Der wird 's Kraut fett machen! Nix als Haut und Knochen der ganze z'nichte Kerl, — den blast ja der Wind um, wann d' ihn auf 'n Acker schickst!"

„Er is jetzt wieder g'sund," wiederholte die Bäuerin. „Und hat bei aller Schwachheit ein'n festen Willen wie nit bald einer. Das is mehr wert als ein paar feste Arm'."

Ganz absichtslos hatte die Lenerl das gesagt.

Aber der Bauer empfand es doch wie einen Vorwurf. Nur hütete er sich wohlweislich, etwas darauf zu erwidern. „Lieber ein schlechter Knecht als gar keiner," dachte er. „Dann hat wenigstens das ewige Sticheln ein End'."

So kam denn der Lorenz ins Haus. Still und bescheiden, wie es seine Art war, trat er den Dienst an, beseelt von dem Willen, zu tun, was in seiner Kraft stand. „Ich dank' dir rechtschaffen, daß d' es probieren willst mit mir," sagte er zur Bäuerin. „Ich wüßt' sonst nit, was anfangen. Betteln geh'n taugt mir

Still und bescheiden, wie es seine Art war, trat er den Dienst an.

nit, und zu meiner Arbeit haben halt die Bauern kein Vertrauen mehr."

„Ich aber hab' Vertrauen zu dir," entgegnete die Riedhoferin. „Darfst halt für 'n Anfang nit alles gleich übers Knie brechen wollen. Schön langsam wieder dreinkommen nach deiner Krankheit, — dann wird's schon gehn."

Der Lorenz machte keine weiteren Worte mehr. Er sah die Bäuerin nur an mit einem Blick voll Dankbarkeit, dann drehte er sich ab, um seine Tätigkeit zu beginnen.

Und die Bäuerin blickte ihm nach und dachte befriedigt: „Wird schon der Rechte sein. Das is kein Strohfeuer, was zündelt und zischt, das is ein Feuer, was langsam brennt und warm hält."

— — — — — — — — — — —

Seit dem Eintritt des neuen Knechtes hatte der Riedhofer seine ganze selbstbewußte Sicherheit als „Herr" wiedergefunden. So war auch nichts von der ihm früher manchmal eigenen zögernden Verlegenheit zu merken, als er eines Tages seinem Weibe eröffnete: „In zwei Wochen is Schützenfest im Stadtl draußt. Ich hab' auch eine Einladung 'kriegt, — da muß ich hin."

„In zwei Wochen!" entgegnete erschrocken die Bäuerin. „Da is dann g'rad' die Zeit, wo ich ins Bett werd' müssen . . ."

„Ach was," lachte der Bauer dagegen. „In diese Sachen irren sich die Weiberleut' allemal. Wann's da heißt, in zwei Wochen kommt das Kind auf d' Welt, dauert's immer noch ein'n Monat lang. Bis unser Kindl da is, bin ich zehnmal wieder z'rück."

Aber die Bäuerin hatte noch ein anderes Bedenken. „Das kost't wieder ein'n Schüppel Geld," sagte sie. „Und du weißt, das is knapp bei uns. G'rad' daß wir das Notwendige beisamm' haben für die Steuer . . ."

„Wird halt das Steueramt ein bißl warten müssen drauf!" brauste der Bauer auf. „Sie fragen uns ja auch nit, wo wir 's Geld hernehmen, wann einmal ein schlechtes Jahr is, oder wann uns der Schauer (Hagel) die Frucht niederschlagt am Feld!"

„Aber zahlt muß 's ja doch werden," beharrte die Lenerl. „Und 's Schützenfest müßt' grad' nit sein."

„Müßt' nit sein!" höhnte der Franzl aufgeregt dagegen. „Müßt' ja alles nit sein von dir aus, was mir ein bißl Freud' macht! Bei andre Sachen fragst nit, was s' kosten, — wann ich dir ein'n Knecht ins Haus stell', daß d' ein kommoderes Leben sollst haben, da sagst nix. Das muß sein. Als ob du den Reichtum ins Haus 'bracht hätt'st, so red'st daher! Und hast nix 'bracht als grad' nur das lumpige z'rissene Zeug, was d' am Leib hast g'habt!"

Da machte die Lenerl keine Einwendung mehr. Nur mit einem merkwürdig traurigen Blick sah sie ihrem Mann ins Gesicht, dann wandte sie sich ab und ging still aus der Stube.

— — — — — — — — — — —

Nach zwei Wochen fuhr der Riedhofer zum Schützenfest. Drei Tage dauerte die Feier, und der Riedhofer hielt es für seine Pflicht, bei allen Empfängen, Begrüßungen und Festessen mit dabei zu sein. Denn er fühlte sich da als eine gar gewichtige Persönlichkeit. Wo er auftauchte, wandten sich ihm die Blicke zu, hielten ihm die Schützen das volle Glas entgegen. Der Riedhofer! Das war einer! Zehn Schüsse, zehn Treffer, — anders tat er's nicht. Und davon mindestens acht ins Zentrum. Und dabei so ein lieber Mensch, so ein lustiger Bruder! Man kam aus dem Lachen nicht heraus, wenn er anfing, seine Geschichteln zu erzählen, und wenn er gar anhub, Vierzeilige zu singen, dann grölten die Männer vor Vergnügen und die Weibsleute mußten sich die Tücheln vors Gesicht halten vor Verlegenheit. Ewig schad', daß er

BLB Karlsruhe

so bald schon wieder heim mußte in sein ödweiliges Waldnest!

Der Riedhofer gab auch noch einen Tag zu, und dann wieder einen, bevor er an die Heimfahrt dachte. Als er endlich doch fort mußte, nahm er einen Schüppel neuer Freundschaften mit und allerhand Preise und Ehrenzeichen, die er sich auf der Scheibe herausgeschossen. Und einen Schüppel Schulden dazu.

In seligster Stimmung kam er zu Hause an. „Lustig is's g'wesen!" berichtete er und wies voll Stolz auf die Preise, die er sich erschossen: zwei Golddukaten auf seidenem Untergrund, einen silbernen Becher und allerhand Ziermünzen und Anhängsel. Aber die Lenerl, die still und blaß im Bette lag, hatte kaum einen Blick für all die Herrlichkeiten. Und als der Bauer endlich eine Pause machte in seiner wortreichen Schilderung, zeigte sie auf die Wiege neben dem Bett und sagte: „Jetzt schau einmal daher. Da hast auch was 'kriegt derweil . . ."

Verwundert schielte der junge Bauer darauf hin. Richtig ja, das Kindl! Auf das hatte er wahrhaftig ganz vergessen gehabt in seiner Festtagsfreude. Und jetzt war es wirklich gekommen in der angesagten Zeit, und sein Weib hatte wieder einmal recht behalten . . .

Es war halb Neugier, halb Verlegenheit, was den Bauer veranlaßte, sich zu dem schlafenden Kindlein zu bücken und ein wenig an seinem schneeweißen Häublein herumzuzupfen. Da öffnete es die Augen, verzog das Mäulchen zu einem weinerlichen Grinsen und hub gleich darauf zu schreien an, als ob es am Spieße stecke.

„Na, na," machte der Bauer erschrocken, „ich tu dir ja nix!" Weil aber der Kleine sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden gab und gottsjämmerlich zu schreien fortfuhr, wandte er sich verdrossen ab von ihm und räumte die schönen Preise zusammen, die er der Lenerl auf die Bettdecke gelegt gehabt. Und während er sie ins Nebenzimmer trug und dort in den Kasten stellte, darinnen schon die früher erworbenen alle lagen, mußte er immerfort denken: „Is noch gut, daß 's nit früher kommen is! Sonst wär' mir das schöne Schützenfest ganz verdorben g'wesen . . ."

— Das Kindl machte dem Riedhofer auch weiterhin wenig Freude. Unglaublich, was so ein Fratz für Arbeit ins Haus bringt! Die ganze Wirtschaft schien wie auf den Kopf gestellt . . . Ein Glück nur, daß wenigstens der neue Knecht im Haus war, wo die Bäuerin jetzt krank im Bette lag, — sonst hätte er, der Bauer, sich schier zu Tode schinden können. Und hätte dabei nicht einmal seine Nachtruhe gehabt vor lauter Kindergeschrei und all dem aufgeregten Getu.

Auch die Lenerl schien plötzlich eine ganz andere geworden zu sein, seitdem das Kind da war. Besonders deutlich zeigte sich das, als sie endlich aus dem Bette durfte und wieder ihrer Arbeit nachgehen konnte. Kaum daß sie mehr ein Wörtlein hatte für ihren Mann, so still und schweigsam war sie geworden. Und ganz unerträglich ernst und streng dabei. „Jetzt müssen wir an unsern klein'n Franzl denken," mahnte sie bei jeder Gelegenheit. „Daß dem auch Haus und Hof verbleibt und er was zum Leben hat, wenn er einmal groß is."

„Da is ja noch lang hin!" hatte der Bauer in seiner gewohnten Art zu scherzen versucht. Aber die Lenerl war nicht eingegangen darauf. Jeden Gulden, der ins Haus kam, wußte sie so sicher zu verstecken, daß der Bauer trotz allem Spähen und Suchen ihn nicht finden konnte. Und wenn er Geld von ihr verlangte, da zählte sie ihm die Kreuzer einzelweise vor und sagte gar bald immer: „Mehr hab' ich nit."

Einmal wollte er grob auffahren deswegen. Aber die Lenerl schaute ihn nur wieder so seltsam an mit ihren traurigen Augen und sagte in ihrer stillen Weise: „Ich spar' ja nit für mich. Ich selber gunn' mir ja auch nix. Nur daß wir nit in die Schulden kommen und die Sach' fest beisammenhalten für unsern klein'n Franzl. Gelt, das willst doch selber auch?"

Da fühlte er sich entwaffnet und spürte wieder mit drückendem Unbehagen die lästige Ueberlegenheit seines Weibes. Wie ein Kind behandelte sie ihn, — trotzdem sie vor den Leuten eifrig bestrebt war, sein Ansehen als Herr des Hauses in Ehren zu halten. Mit einer beinahe mütterlichen Nachsicht sah sie über seine Schwächen hinweg, ließ ihn tun und treiben, was und wie es ihm gefiel, und war selber dafür vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig, um alle Arbeit auch für ihn zu erledigen und die Wirtschaft in Ordnung zu halten.

Bequem war das schon für ihn, und er fühlte sogar eine uneingestandene Hochachtung vor dem fleißigen, willensstarken Weibe. Daneben aber empfand er doch alles wie einen unliebsamen Zwang, wie eine stete Beaufsichtigung seines Handelns. Ein weniger fleißiges Weib wäre ihm schier lieber gewesen. Eines, dem gegenüber er in jeder Weise hätte den „Herrn" spielen können . . .

Auch der neue Knecht paßte ihm nicht. Der ging ja rein wie ein lebendiger Vorwurf für ihn auf dem Hofe herum! Unermüdlicher noch als die Bäuerin, der er jede Arbeit abzunehmen suchte, und dabei von einer Verträglichkeit, die den Bauern oft zur Raserei brachte! Er mochte ihn schelten, so arg er wollte, der Lorenz steckte alles geduldig ein, ohne ein Wort zu erwidern. Er mochte ihm schaffen was immer, der Lorenz sagte zu allem „ja". Und tat dann doch, wie es die Bäuerin wollte . . .

BLB Karlsruhe

Eine zehrende Eifersucht stieg in dem Bauern auf. Wenn er den Lorenz nicht gar so notwendig gebraucht hätte, er hätte ihn am liebsten zum Teufel gejagt! Was die Lenerl nur für einen Narren gefressen hatte an dem häßlichen, zaundürren Spatzenschrecker! Nicht einmal kam es vor, daß sie ihm ein ungutes Wort sagte, nicht einmal, daß sie ihm so ernste Augen machte, wie sie es ihrem Manne gegenüber so gut verstand! Alles immer nur in Liebe und Güte. Und der Lorenz schaute immer auf sie hin, so dankbar und ergeben wie ein Hund, dem man einen Brocken hingeworfen hat! Je stiller, treuer und fleißiger der Knecht sich gab, desto weniger tat er es dem Bauern zu Gefallen. Hätte sich lieber auch einmal einen ordentlichen Rausch antrinken sollen und die Arbeit Arbeit sein lassen, — so hätte man wenigstens drauf hinweisen können: „Da siehst es jetzt, er is auch nit besser . . "

Eines Tages kam der seit Wochen und Monaten angesammelte Grimm des Bauern zum plötzlichen Ausbruch. Er hätte wieder einmal Geld gebraucht. Und die Bäuerin hatte ihm wieder sagen müssen: „Ich hab' keins." Da war er aufgefahren wie ein Wilder und hatte zornig gerufen: „Zum Dreiteufel, jetzt hab' ich's aber satt! Um jeden Kreuzer soll ich betteln kommen, und dann heißt's immer noch: »Ich hab' nix für dich.« Wer bin ich denn eigentlich? Und wo kommt denn das Geld alles hin?"

„Das könnt'st so gut wissen wie ich," entgegnete die Bäuerin ruhig. „Wann d' dich nur kümmern möcht'st drum."

Aber der Bauer achtete nicht auf ihren Einwand und brüllte aufgeregt weiter: „Nix weiß ich! Gar nix! Mir sagt ja niemand was davon, was in der Wirtschaft vorgeht. Da wird nur g'schachert und g'handelt, und auf Ja und Nein is das Geld verschwunden, man weiß nit wohin! Aber ich kann mir's schon denken! Recht sauber spielt 's unter einer Decken, du und der Lorenz! Aufpappelt hast den z'nichten Kerl, daß 's eine Freud' is. Der wird wohl auch wissen, wo 's Geld hinkommt. Der Haderlump, den d' als Knecht ins Haus g'nommen hast, daß er jetzt da dein'n Liebhaber spielt!"

Einen Augenblick war es, als ob die Bäuerin auf ihren Mann stürzen wollte, um ihn zu züchtigen ob der maßlosen Beleidigung. Aber gleich darauf fielen die erhobenen Arme schlaff herab und ein hilfloses Zittern überfiel ihren Körper. Das also war der Dank für ihr Mühen und Sorgen, das der Dank für die Liebe, die sie ihm trotz allem bewahrt hatte bis zu dieser Stunde . . . Ein Ekel überkam sie plötzlich vor dem Manne, dem sie alles hatte sein wollen, und ein hartes Wort lag ihr schon auf der Zunge. Aber sie sprach es nicht aus. Nur einen Blick unsäglicher Verachtung warf sie ihm zu, dann wandte sie sich ab und ging still aus dem Zimmer.

Eine Weile starrte ihr der Bauer wie entgeistert nach. Dann aber packte ihn der Zorn noch ärger. Jetzt mußte es einmal ausgeredet werden! Jetzt mußte es sich weisen, ob er sich noch weiter sollte gängeln lassen wie ein willenloses Kind! Aufgeregt stürzte er seinem Weibe nach. Aber sie war nicht mehr im Nebenzimmer. Auch im Hofe nicht. Dafür lief ihm dort der Lorenz über den Weg.

„Kommst mir g'rad' zurecht!" herrschte er den Verdutzten an. Mit beiden Fäusten packte er ihn an der Brust. „Wo das Geld immer hinkommt, will ich wissen!"

Der Lorenz starrte ihn verständnislos an. „Was für ein Geld?" stammelte er. Und weil der Bauer nicht aufhören wollte, zu rütteln und zu schütteln, stieg ihm der Zorn zu Kopf, faßte nun er die Hände des Angreifers und hielt sie umfangen wie in einem Schraubstock.

„Was für ein Geld?" stammelte er.

„Laß mich los!" brüllte der Bauer. „Willst dich an mir vergreifen auch noch? Is's nit g'nug, daß d' mein'm Weib nachstellst und mein Geld vertust?" Mit wildem Ruck befreite er seine Hand aus den Fäusten des Knechtes und schlug sie ihm schwer ins Gesicht. Und bevor der Ueberraschte noch zur Besinnung gekommen war, stürmte er wie in plötzlicher Ernüchterung davon und zum Hofe hinaus.

Der Lorenz wollte ihm folgen. Als er sich

aber umwandte, sah er das schreckverzerrte, totblasse Gesicht der Bäuerin vor sich. Sie hob abwehrend die Hand, rang nach Atem und stammelte endlich unter stillem Weinen: „Laß ihn gehn, Lorenz, er weiß ja nimmer, was er sagt und tut."

Da huschte ein vergrämtes Lächeln über das Gesicht des Knechtes, und er verhielt zögernd den Schritt.

„Ich kann dich nit halten, wann d' jetzt nimmer dableiben willst," fuhr die Bäuerin fort. „Ich kann dir nur rechtschaffen Vergelt's Gott! sagen. Du bist mir eine rechte Hilf' g'wesen im Haus . . ."

Die Stimme versagte ihr. Aber dann raffte sie sich wieder auf und bat: „Sei halt nit bös, Lorenz, und laß den Bauern seine Wildheit nit entgelten. Gelt, tust es mir und meinem Kindl z'lieb?"

Zögernd faßte er die hingehaltene Hand und schaute dabei mit traurigen Augen in das tränenüberströmte Gesicht des jungen Weibes. „Dir z'lieb tu' ich ja alles," hätte er sagen mögen. „Weil d' mir derbarmst und weil ich dich soviel gern hab . . ." Aber er brachte kein Wort hervor und nickte nur still mit dem Kopf. Mit leisem Druck umschlossen seine Finger die ihren; dann ließ er plötzlich die Hand fahren, die einen kurzen Augenblick so weich und warm in der seinen gelegen hatte. Und ihm war dabei zumute, als entglitte ihm da etwas, wie es ihm so schön und gut das ganze Leben nicht mehr zu bringen vermöchte.

— — — — — — — — — — —

Der Riedhofer ist an diesem Tage nicht mehr nach Hause gekommen. Auch an den nächsten Tagen nicht. Dafür war der Kirchenwirt gekommen, hatte die beste Milchkuh aus dem Stall geholt, und hatte dabei erzählt, daß sie ihm der Riedhofer verkauft habe, weil er Geld gebraucht hatte zum Besuch des Schützenfestes, das in der Landeshauptstadt abgehalten wurde.

Der Lorenz hatte schon sein Bündel geschnürt gehabt, als er die Neuigkeit vernahm. Da legte er es wieder auf sein Bett zurück und sagte zu der Bäuerin: „Wann's dir recht is, bleib' ich derweil noch da, bis der Bauer heimkommt. Die ganze Arbeit zwingst allein ja doch nit."

Und nun lag das Bündel schon acht Tage lang am Bett, wohlverschnürt, und wartete, bis der Lorenz mit ihm davongehen würde, sich einen anderen Platz zu suchen. Aber dann kam der Knecht eines Abends in die Kammer, nestelte die Schnüre des Bündels wieder auf und kramte seinen armseligen Inhalt aus. Die Stiefel stellte er unters Bett, die Sonntagskleider hing er an den Wandrechen, die andern Habseligkeiten legte er in die Truhe. Es war, als ob er gar nicht mehr daran dächte, den Riedhof zu verlassen.

Und er dachte auch nicht daran. Es war eine schlimme Botschaft gewesen, die man der erschrockenen Riedhoferin am Nachmittag ins Haus gebracht hatte. Von einem Raufhandel wußten die einen zu erzählen, von einem plötzlichen Schlaganfall während eines Trinkgelages die andern. Und die es mit der Bäuerin am besten meinten, sagten, es wäre halt ein unglücklicher Zufall gewesen. Sicher war nur das eine: mitten im lustigen Trubel des Schützenfestes hatte der Bauer den Tod gefunden.

Was hätte der Lorenz da machen sollen? Wie er krank und schwach gewesen, hatte ihn die Bäuerin in ihrer Gutherzigkeit ins Haus genommen. Das mußte er ihr jetzt, wo sie das Unglück getroffen, heimzuzahlen suchen. Sonst wird sie selber noch krank und schwach vor lauter Leid und Sorge und Arbeit.

Es ist kein Wort über diese Sache zwischen den beiden gesprochen worden. Als wäre es etwas Selbstverständliches, so tat der Lorenz weiter seine Arbeit und suchte mit allen Kräften gutzumachen, was der verstorbene Bauer in seinem Leichtsinn und Unverstand schlecht gemacht. Wenn aber das junge Weib ihm ein Wort des Dankes oder der Anerkennung sagen wollte, brummte er nur irgend etwas Unverständliches dazu und ging ihr dann immer ein paar Tage lang fast scheu aus dem Wege.

So verstrichen die Monate und die Jahre, die Schuldenlast, die der Riedhofer hinter dem Rücken seines Weibes auf den Hof getürmt hatte, war nach und nach endlich getilgt worden und die Wirtschaft ging ihren steten geregelten Gang. Der kleine Franzl war schon ein ganz großes Bübl geworden, das mit seinem kindlichen Geplauder und seinem lustigen Herumtollen der Mutter viel Freude machte. Aber auch viel bedenkliches Sorgen. Denn mancherlei Anzeichen sprachen schon jetzt dafür, daß der Kleine ganz dem Vater nachgeraten wollte. So richtig brav und folgsam war er nur, solange er die Aufsicht eines Großen spürte, — wenn er sich allein und unbeobachtet wußte, waren alle Ermahnungen, alle eigenen Versprechungen im Nu immer vergessen. Mit beiden Händen griff er nach jedem neuen Spielzeug, um es bald darauf schon achtlos beiseite zu werfen, — jede neue Beschäftigung war ihm eine Lust, bis sie in der nächsten Minute durch eine andere rasch wieder verdrängt wurde. Strohfeuer . . . Ganz wie sein Vater gewesen war . . .

Der einzige, der ihn noch zu meistern verstand, war der stille Knecht, der Lorenz. Dem folgte er aufs Wort. Und dem hielt er stand, wenn er nicht zuließ, daß eine kaum begonnene Beschäftigung gleich wieder abgebrochen werden wollte.

„Mach' nur z'erst das eine fertig, bevor d' was anders anfangst," pflegte der immer zu

mahnen. Und wenn der Franzl dann mit weinerlicher Verdrossenheit aufzeigte, wie das Ding, das er eben vorgenommen hatte, so gar nicht zustandekommen wollte, dann hielt der Lorenz mitten in der Arbeit inne, hockte sich zu dem Kleinen hin und wies ihn gutmütig an: „Schau, Bübl, so mußt das machen.“ Baute mit ihm Häuser auf aus alten Holzstücken, legte ein Gärtchen an aus Tannenreisig oder richtete ihm gar ein Wasserrad her, das sich lustig neben dem ewig rinnenden Hausbrunnen drehte.

Die Bäuerin schaute oft verstohlen auf die beiden hin und machte ganz glückselige Augen dazu. Bis das Leuchten ihres Blickes plötzlich erlosch und sie sich seufzend abwandte: „Wenn doch sein Vater so g'wesen wär' . . .“ Und manchmal fuhr ihr ganz ungewollt und unvermittelt der Gedanke durch den Sinn, daß sie mit dem armen Knecht viel glücklicher geworden wäre als mit dem Bauern, der doch Haus und Hof besessen hatte.

Eben hatte sie wieder einmal daran denken müssen. Es war schier kein Auskommen mehr gewesen mit dem Buben, so arg hatte er's getrieben an diesem Vormittag. Nun war der Knecht heimgekommen und alles war plötzlich gut geworden.

Aber gleich darauf hörte sie vom Hofe her ein wildes Schreien des Franzl. Ganz zornig klang's und wollte kein Ende finden. Aergerlich trat sie aus der Küche, um nach dem Buben zu sehen.

Da kam ihr der Lorenz entgegen. Mit blassem Gesicht und verlegenem Schauen. „Ich hab's nit gern 'tan,“ stammelte er, „aber 's hat halt sein müssen. Wann ein Kind auf gar kein gut's Reden was geben will . . .“

Er wartete auf eine Antwort. Da aber die Bäuerin kein Wort sagte und ihn nur mit ihren ernsten Augen wie verständnislos anschaute, sprach er weiter: „Eine 'runterg'haut hab' ich ihm. Meiner Seel', 's war nit vielleicht wegen damals, wie dein Mann mir . . . Und 's war auch nit im Zorn. Nur weil's hat sein müssen als Straf' . . .“ Er holte tief Atem, — es war, als müsse er sich erst einen Anlauf nehmen zu dem, was er noch vorzubringen hatte. Dann redete er still weiter: „Wird auch nit mehr g'schehn. Morgen geh' ich. Oder heut noch, wann dir's lieber is.“

Erschrocken starrte ihn die Bäuerin an. „Wegen dem willst fort?“ stieß es ihr dann heraus. „Wo d' mir fehlen tät'st auf Schritt und Tritt . . .“

Aber der Lorenz schüttelte nur abwehrend den Kopf. „Einmal hätt's ja doch sein müssen,“ entgegnete er ernst. „So is's wenigstens überstanden. — Die Arbeit is jetzt nit groß. Und grad' jetzt find'st leicht ein'n andern Knecht.“

Da fühlte er plötzlich wieder ihre weiche, warme Hand in der seinen, wie damals, als er das erstemal hatte gehen wollen. Und wie im Traum, wie aus weiter Ferne hörte er ihre liebe Stimme: „Tu's nit, Lorenz, ich bitt' dich, tu's nit. Mir und dem Buben z'lieb.“

Ein heißes Empfinden quoll auf in ihm, ein Empfinden, das er tausendmal gefühlt und tausendmal niedergerungen hatte in schmerzlichem Entsagen. „Dir z'lieb tät' ich ja alles,“ drängte es ihn zu sagen, und sein heißer Blick drang tief in ihre Augen. Als er aber endlich den Mund auftat, kam es ihm in bitterem Ton über die Lippen: „Wann ich ein Bauer wär', mit Haus und Hof, dann wüßt' ich schon, was ich tät'. Aber ich bin ja nur ein armseliger Knecht . . .“

Ueber die Bäuerin war es bei seinen Worten und bei seinem Blick plötzlich gekommen wie ein großes Verstehen: ein Verstehen des Knechts und ihrer selbst . . . „Lorenz!“ schrie sie auf, „was red'st denn da daher!“ Und ganz still setzte sie hinzu: „Glaubst, ich hab' den Bauern g'nommen wegen sein'm Reichtum? Das is damals g'wesen, ich weiß selber nit wie. Jung war ich und dumm, — kein Mensch hat mir noch ein gut's Wort 'geben g'habt in mein'm ganzen Leben — —“

Verträumt sah sie vor sich hin und ihre Hand lag noch immer in der des Knechtes. Dann aber lösten sich ihre Finger und sie richtete sich straff auf. „Heut, wann mich einer fragen tät', heut wüßt' ich besser Bescheid. Wie ich damals nit g'fragt hab', so tät' ich auch heut nit fragen, was er is und ob er was hat. Nur ein braver Mensch müßt' er sein und meinem Buben ein guter Vater.“

Da ging ein frohes Leuchten über das verhärmte Gesicht des Knechtes. „Das kunnt' ich dir versprechen,“ sagte er leise. Und in den paar Worten klang etwas wie zages Hoffen, wie zitterndes Erwarten.

„Zu dir hab' ich auch Vertrauen,“ entgegnete die Bäuerin ernst. „Du hast mir das ja schon g'halten, bevor d' es noch versprochen hast.“

Wieder legte sie ihre Hand in die seine. Und nun wußte der Lorenz auch, daß ihm keine Macht der Erde mehr das Glück entreißen sollte, das er da so weich und warm in seinen arbeitsharten Fäusten hielt.

— — — — — — — — — — — —

Die Prügel, die der Knecht dem Bauernsöhnlein verabfolgt hatte, hatten ihre guten Folgen getragen. Sie brauchten von dem Stiefvater nicht einmal wiederholt zu werden, denn alles, was sich auf die Erziehung des schwer zu leitenden Buben bezog, konnte nun gemeinsam besprochen und beratschlagt werden, bevor es noch eine bedenkliche Wendung nahm. Geradeso wie die Dinge, die die Wirtschaft betrafen. Denn jetzt ging ja der Lorenz der Bäuerin nicht

BLB Karlsruhe

mehr scheu aus dem Wege, wenn sie ihm einmal ein gutes Wort sagen wollte. Ob Freud, ob Leid, es war alles gemeinschaftliche Sache geworden, seitdem der Lorenz nach der stillen Hochzeit aus seiner armseligen Knechtkammer in die Stube des Bauern übersiedelt war.

Und das kam in gleicher Weise der Wirtschaft und dem Kinde zugute. Schuldenfrei war das Anwesen geworden und nährte redlich seine Besitzer, auch als zu den dreien noch ein viertes kam: ein kleinwinziges, herztausiges Lenerl, das der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten war, und das der kleine Franzl anstarrte wie ein helles Wunder.

Der kleine Franzl selber aber wuchs allgemach heran zu einem großmächtigen Franz, an dem man nun schon seine Freude haben konnte, ohne dabei um seine Zukunft bangen zu müssen. Dem Aussehen nach war er der ganze Vater geworden, der Tüchtigkeit und steten Arbeitsfreudigkeit nach aber der ganze Stiefvater.

„Bei dein'm Buben hab' ich halt mit 'm besten Willen mein Versprechen nit so halten können, wie du 's gern g'habt hätt'st," murmelte die Riedhoferin einmal, da sie das Grab der Schwiegermutter für die Allerseelenfeier aufputzte. „So will ich's wenigstens an dein'm Enkel gutmachen, soweit ich's vermag."

Und wenn Tote reden könnten und dabei gescheiter wären als wir Lebenden, so hätte die alte Riedhoferin aus ihrem Grabe heraus antworten müssen: „Hast schon recht 'tan, Lenerl. Das Gute wollen ist auch schon ein Gutes. Nur g'hören halt allemal die zwei Richtigen zusammen, wann's dann auch eine Wirkung haben soll: einer, der's will, und einer, der's begreift."

Aus dem preußischen Kriege 1806.

Von Heinrich von Kleist.

In einem bei Jena liegenden Dorf, erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen sei, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt habe, und versichert mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren.

„Dieser Kerl," sprach der Wirt, „sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: »Herr Wirt!« und da ich fragte: »was gibt's?« — »Ein Glas Branntwein!« antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: »mich dürstet!«

»Gott im Himmel!« sag' ich, »und will Er machen, Freund, daß Er wegkommt, die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf!«

»Ei was!" spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt, »ich habe den ganzen Tag nichts genossen!"

»Nun, Er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. He, Liese!« rief ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: »Da!« und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite.

»Ach was!« spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt, »wo soll ich mit dem Quark hin?« Und: »schenk Er ein!« spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet; »denn ich habe keine Zeit.«

»Nun, Er ist ein Kind des Todes!« sage ich. »Da,« sag' ich, und schenk' ihm ein: »da! trink Er und reit Er! Wohl mag's Ihm bekommen!«

»Noch eins!« spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: »Noch eins? plagt Ihn —?« — »Noch eins!« spricht er und streckt mir das Glas hin: »und gut gemessen!« spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt; »denn es wird bar bezahlt.«

»Ei, mein' Seel'! So wollt' ich doch, daß Ihr — Da!« sag' ich und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: »ist Er nun zufrieden?«

»Ach!« schüttelt sich der Kerl, »der Schnaps ist gut! Na!« spricht er und setzt sich den Hut auf: »Was bin ich schuldig?« — »Nichts, nichts!« versetz' ich: »Pack Er sich in Teufels Namen! Die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf!«

»Na!« sagt er, indem er in seinen Stiefel greift, »so soll Ihm Gott lohnen!« Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: »schaff Er mir Feuer!« — »Feuer?« sag' ich, plagt Ihn —?« — »Feuer, ja,« spricht er: »denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen!« — Ei, den Kerl reiten Legionen —! »He, Liese!« ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mensch ihm Feuer.

»Na!« sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: »nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen!« Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder.

»Ein Mordskerl!« sag' ich: »ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich in's Henkers Namen scheren, wo Er hingehört? Drei Chasseurs — sieht Er nicht? — halten ja schon vor dem Tore!« — »Ei was!« spricht er, in-

dem er ausspuckt, und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge, »wenn ihrer zehn wären, ich fürcht' mich nicht!« Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf.

»Bassa Manelka!« ruft der Kerl und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt! auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohesche Korps hinter sich hätte, an: dergestalt daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr

Ehe man noch eine Hand umkehrt, haut er alle drei vom Sattel.

Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen; er, mein Seel'! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und: »Bassa Teremtetem!« ruft, und: »Sieht Er wohl, Herr Wirt!« und: »Adies!« und: »Auf Wiedersehen!« und: »Hoho, hoho, hoho!« — —

„So einen Kerl," sprach der Wirt, „hab' ich Zeit meines Lebens nicht gesehen!" —

In Glück und Glorie sei das Volk und der Mensch still und mäßig, im Unglück müssen sie Haupt und Herz zu würdigem Stolz erheben und herrlich dulden, was nicht unwürdig verdient war.

Arndt.

Die Hexe.

Von L. vom Vogelsberg.

Die etwas ängstliche Miene, die der Dominikanerpater Martinus Schonlauer an diesem Maimorgen zur Schau getragen, war gewichen, als er wieder von den Wällen herunterstieg. Denn der Herr Stadthauptmann Aichhuber hatte ihm mit ehrerbietigem Gruß und sorglosem Gesicht kund und zu wissen getan, daß von den blauen Mansfeldischen Reitern und ihrem verwegenen Obristen Wernher vom Stein weit und breit nichts zu merken sei.

Darum stieg Herr Martinus Schonlauer nunmehr mit vergnüglichem Gesicht, achtsam die weiße Kutte über den Schmutz der Straße hebend, nach dem Hexenturm hinüber. Und freute sich in seinem Innersten, daß er nunmehr ein Gott wohlgefälliges Werk zu erfüllen berufen sei, indem er die allda festgehaltene, bösen Zaubers Angeschuldigte, die Jungfer Aenne vom Hofe, der Hexerei überführe und zum Tode vorbereite.

Der Ratsherr Thomas Sporleffel kam des Weges im gepluderten Gewand mit weitem Mantel. Hastig und scheu zog er das Barett vom Graukopf. Es ging die Rede, daß des Sporleffel Tochter Barbara nun wohl die Schönste in der Stadt sein möchte, wenn erst die Aenne vom Hofe verbrannt sei. Darum dachte Herr Thomas Sporleffel in trübem Sinnen, wie lang er sich wohl noch des Besitzes seiner jungfräulichen Tochter erfreuen möge.

Für einen Augenblick war Martinus Schonlauer stehengeblieben und hatte dem Sporleffel nachgesehen mit eigenem Blick. „Wie sie sich ducken, alle, alle . . ." Und ein Lächeln überlief sein ausgemergeltes Gesicht; dieweil er, die Hände in den Aermeln der Kutte vergraben, nach dem runden Turm hinüberging.

Aber erstaunt verhielt er den Schritt, denn er sah am Turm eine Schar Stadtknechte bemüht um einen der Ihren, der leblos am Boden lag. Und einer von ihnen trat heran, griff ehrerbietig an den Helm und reichte dem Pater einen Zettel. „Lest, hochwürdiger Herr!"

Und Martinus Schonlauer las, dieweil sein Gesicht bald rot, bald weiß überlaufen war: „Pater Schonlauer, lässest Du die Aenne vom Hofe die Daumschrauben sehen, so ist's um Dich getan, ehe Sankt Urban im Land!"

Sankt Urban war aber des andern Tags. Martinus Schonlauer fuhr sich über die Augen und sah den Spießknecht an.

„Woher?"

Der zuckte mit verstörtem Gesicht die Achseln.

„Weiß ich's? Von der Hölle! Mit dem Erasmus stand ich um Mitternacht vor dem Turm, da kommt mit dem letzten Schlag ein Spuk auf

uns ein, turmhoch, im weißen Gewand. Ich fäll' den Spieß: Wer da? Er achtet's nicht und kommt stracks daher. Da stößt der Erasmus einen schrecklichen Schrei aus und fällt lang auf den Bauch, — so liegt er noch, nur daß sie ihn unterdes auf den Rücken gedreht haben. Und ich, ich bleib' starr und steif stehen und seh', wie der Gottseibeiuns ein Blatt an die Tür heftet, dreimal laut dagegen schlägt und langsam wieder geht. Das hat er angeheftet . ."

Der Spießknecht deutete auf das Papier. „Und damit war's angenagelt!"

Es war ein Dolch von schöner Arbeit, silbern eingelegt und gepunzt, der Griff schwer vergoldet.

„Eine fremdartige seltsame Waffe, hochwürdiger Herr," flüsterte der Stadtknecht scheu. „Die Mansfeldischen Reiter sollen sie führen von den Kroaten, die sie wiederum den Türken abgenommen!"

Martinus Schonlauers Gesicht wurde ein wenig grau. „Mansfeldische Reiter sagst du?!" Und dann lächelte er seltsam. „Nein, unbekannter Heischer, wer du auch sein magst: — die Hexe soll nicht erst auf die Folter . . ."

Die Kutte raffend, betrat er vor den sich verneigenden Spießknechten den Turm und schritt die dreißig Stufen hinab. Ein weites Gewölbe, durch gewaltige Steinsäulen gestützt und von zwei schmalen, hohen, durch Eisen verwahrten Fenstern erhellt, tat sich auf. Der Teil zur linken Hand war angefüllt mit allerlei sonderbarem Gerät; es war das vielgebrauchte Werkzeug des Freimanns, und Pater Martinus umfaßte es mit zärtlichem Blick. Dann wandte er sich der rechten Seite der Halle zu.

Auf einer Schütte alten schlechten Strohs lag, halb gegen eine Säule gelehnt, ein Mädchen in lichtem Gewand. So seltsam stach die frohe Farbe wider das Düster ab, daß es schien, als habe der Pater einen argen Scherz tun wollen, indem er sie in dieses Verließ versetzte.

Die in dem lichten Kleid war des Inquisitors Inkulpatin, die Jungfer Aenne vom Hofe. Noch hatte man ihr die peinliche Befragung nicht angedeihen lassen; aber dennoch war das so schöne junge Gesicht bleich wie der Tod, und die großen Augen lagen brennend darin.

Mit schleppenden Schritten ging Pater Martinus zu dem Mädchen hin und ließ sich an seiner Seite auf dem niedrigen Vorsprung einer Säule nieder.

„Meine Tochter, mich hat wiederum die Hoffnung hierhergeführt, daß du nun deine Hoffart abgelegt haben mögest! Bekenne, und noch mag deine Seele gerettet werden!"

Er zwang seine knarrende Stimme zu einem weichen Ton; aber vor den großen, klaren Augen, die ihn stumm ansahen, wandte er den Kopf zur Seite.

„Meine Tochter . . ." begann er wieder, während seine Finger ein wenig verlegen mit dem Gebetbuch spielten. Da hob die Gestalt den Arm und wies nach der Tür. Und wie von einer seltsamen Gewalt geleitet, stand der Pater Martinus Schonlauer auf und verließ mit gesenktem Kopf den Kerker.

Mit zitternden Beinen schritt er den Weg zum Stadthaus hinüber. Die bleiche Furcht war in ihm: die Teufelsbuhlin hatte Macht gewonnen über ihn selbst, den Priester des Herrn . . .

Der Stadtrichter konnte ingleichen nicht umhin, die gewaltige Gefahr zu erkennen, die der guten Stadt von diesem Weib drohte. Also trat ein hohes Gericht alsbald zusammen und erkannte, daß die Hexe wohl noch in dieser Nacht um die elfte Stunde und bei Fackelschein mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Da hob die Gestalt den Arm und wies nach der Tür.

Aber die Angst wich nicht von dem Pater Martinus Schonlauer. Und der Zettel, den ihm der Stadtknecht gegeben, tat ein übriges. Wollte Gott, so würde der Spuk weichen, sobald der Schuldigen Gerechtigkeit geschehen. Zwar widerlief es dem Gesetz, sie ohne peinliche Befragung dem Nachrichter zu überantworten; aber der Stadt geschah damit ein Wohlgefallen.

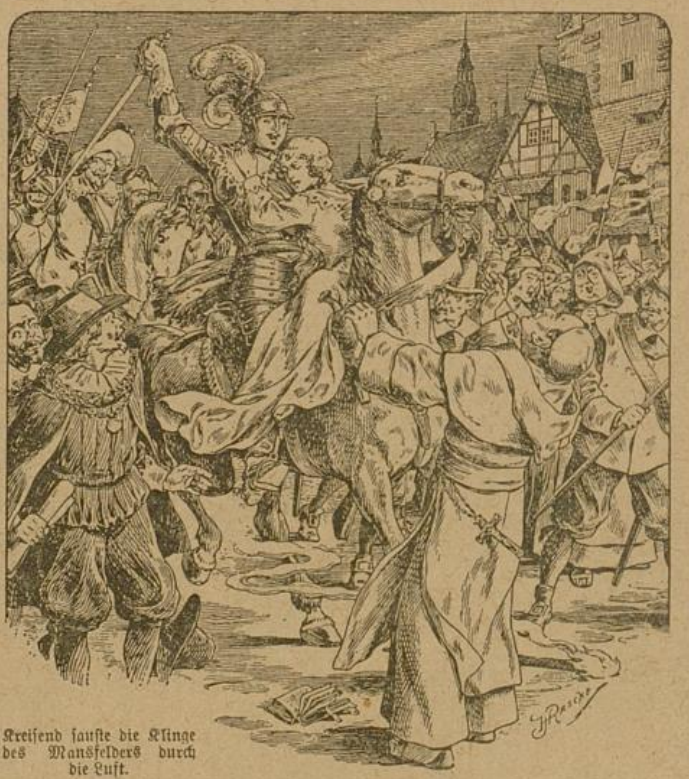
Gegen die sinkende Sonne baute der Freimann mit seinen Buben das Gerüst auf dem Markt. Es lief wie ein fressendes Feuer durch die Stadt, daß die schöne Aenne vom Hofe bei Fackelschein den Tod erleiden sollte. Doch wagte keiner einen Laut des Mitleids, wollte er nicht selbst bald den Platz der Hexe einnehmen.

Das Volk der ganzen Stadt lagerte auf dem Markt. Es war ein Grausen in allen Bürgern um das schöne junge Blut, aber sie blieben schweigend.

Langsam kam der Zug durch die engen Gassen nach dem Markt geschritten. Fackelträger hüben und drüben. Vorauf der Stadtrichter mit dem Rat; dann der Pater Martinus, der vor der Hexe ging, auf daß ihm ihr Teufelswerk nichts anhaben möchte. Dahinter der Nachrichter mit freiem Schwert.

Die Aenne vom Hofe ging schwankend und mit geschlossenen Augen.

„Der Freimann wird leichte Arbeit haben," murmelte der Ratsherr Sporleffel und beugte sich zu dem Stadtrichter hinüber, der neben ihm schritt; „sie ist, so scheint mir, schon in des Todes Armen. Wollet Ihr ihr nicht eine Stütze geben?"



Kreisend sauste die Klinge des Mansfelders durch die Luft.

„Tut Ihr's, meinetwegen!" knurrte der Stadtrichter bös. „Mag niemand ins Unglück bringen."

Der Sporleffel schwieg, gab aber dem Stadtrichter nach einer Weile wieder Rede.

„Seht doch, Herr, alle Stadtknechte stehen da herum, — wenn nun ein Feind daherkäme?!"

„Gott wird sein Werk nicht stören lassen!"

Noch war dies Wort nicht zu Ende gesprochen, als ein Donnerschlag durch die Nacht dröhnte, dem ein Krachen folgte.

„Das war ein Petardenschuß!" rief einer, aber kein Mensch rührte sich in seinem Entsetzen vom Platz. Und da es weiterhin still blieb, ging der Nachrichter auf die Schuldige zu und faßte sie am Arm.

Da aber kam ein Klappern und Klirren die Gasse herauf wie von Eisen und hundert Hufen.

„Hie Mansfeld!" . . .

Harnische sprühten im Fackelschein auf, breite Klingen blitzten im trüben Licht; wie ein Sturm brauste es heran aus den Gassen: „Hie gut Mansfeld alleweg!"

„Weh! Weh! Die Stadt ist gewonnen!" . . .

Wie eine brechende Flut rollte das Volk auseinander und ließ den Rat und seinen Zug fahren. Um den aber ritten die eisernen Reiter mit geschwungenen Klingen und drohten mit dem Tod. Da sich aber keiner rührte, ritt ein jugendlicher stolzer Mann mit lächelndem Gesicht in die Mitte des Kreises. Gar stattlich nahm er sich aus in dem funkelnden Eisen mit der blauen Feldbinde über der Brust: „Kennt Ihr mich, Martinus Schonlauer?" rief er mit klingender Stimme.

„Ja, ich kenne dich, Obrist Wernher vom Stein! Packe dich, Satanas!" Und er hielt ihm das Kreuz entgegen.

Doch der junge Obrist lachte so hell, daß selbst der angstbedrückte Ratsherr Sporleffel schmunzelte.

„Laßt die Faxen, Pater! Wart ja doch so dumm, auf den Geist, den ich Euch mit dem Zettel geschickt, hereinzufallen. Und der hatte doch Fleisch und Bein!"

Da trat der Stadtrichter vor.

„Ihr seid geächtet, Wernher vom Stein, durch des Kaisers Wort!"

Der Mansfelder schlug ihm die Klinge um die Ohren, daß dem Gestrengen die Sterne vor den Augen tanzten.

„Mit Verlaub, Herr Weiberschinder; ich werd' Euch auf die Wälle hängen lassen zum Zeichen von des Kaisers Hoheit! Lass' Euch allesamt über die Kling' hüpfen, wer wider Mansfeld!"

„Wernher . . ."

Der Obrist fuhr auf, daß das Roß sich bäumte.

„Aenne, liebe Aenne . . ."

Und hinein tat das Roß einen Sprung in die feierliche Versammlung. Da stand die Hexe und streckte die Arme aus und machte Augen, als sähe sie ein Wunder.

„Wernher! Dem Himmel sei Dank . . ."

„Und meinen Reitern! Aenne, liebe Aenne!"

Und der Obrist Wernher vom Stein beugte sich nieder und hob die Hexe zu sich aufs Roß; und sie legte den blonden Kopf auf den blitzenden Harnisch und spürte alle Seligkeit.

Da faßte eine Hand mit hartem Griff nach dem Zügel, und ein Paar glühende, haßvolle Augen schauten den Mansfelder an, als wollten sie ihn verbrennen.

„Wernher vom Stein," gellte der Pater Martinus, „derweil wir dir im verlaufenen Jahr in dieser Stadt gastlichen Unterstand gewährten, hast du das Herz dieses Weibes betört durch verfluchte Kunst . . ."

„Schuft!" Kreisend sauste die Klinge des Mansfelders durch die Luft, — doch ehe sie niederfuhr, drehte sich der Pater Martinus Schonlauer um sich selbst und fiel nieder wie ein Sack.

„Ehe Sankt Urban im Land . . ." murmelte der Obrist entsetzt. „Der Teufel wollt' mir die Arbeit sparen!"

Und das Mädchen fest an sich pressend, rief er: „Nun trag' ich mein Glück davon . . . weit in die Ferne! Doch die Schmach meiner Liebsten soll Euch gedenken: Pulver in den Turm!"

Da half keine Bitte. „Dankt Eurem Herrgott, daß ich Euch nicht das Nest in Asche lege. Beim Himmel, hättet Ihr meiner Liebsten auch nur ein Haar gekrümmt, ich hätt' Euch allesamt zu Tod gemartert!"

Die Erde erdröhnte unter Donnerkrachen, und weithin sprühte das Geröll. Des Paters Martinus Schonlauer liebste Stätte war nicht mehr.

„Herr, Gnade für die Stadt!" wimmerte der Ratsherr Sporlessel.

Der Obrist lachte ob der jammernden Gestalt: „Sie ist gewährt! Was brächt' es mir, ließ' ich Euch den Totentanz tanzen? Doch den da nehm' ich mit; wird Euch nimmer leid sein drum, dächte ich!"

Er deutete auf den Stadtrichter, der seiner stolzen Miene ganz bar geworden war.

„Erbarmt Euch, Herr!"

„Das sagt dem Mansfeld! Hopp, Kameraden, in den Sattel!"

Dem Stadtrichter legten sie eine Schnur um den Hals und fesselten ihm die Hände. Der Obrist Wernher vom Stein aber stellte sich hoch im Sattel auf und hielt das Mädchen fest im Arm.

„Grüßt Euren kaiserlichen Herrn, ehrsame Bürger! Hätt' mir eine Hex' als Lebensgesponsin geholt ohne Approbation und hofft', mit ihr ein fröhlich Leben zu führen. Gehabt Euch wohl!"

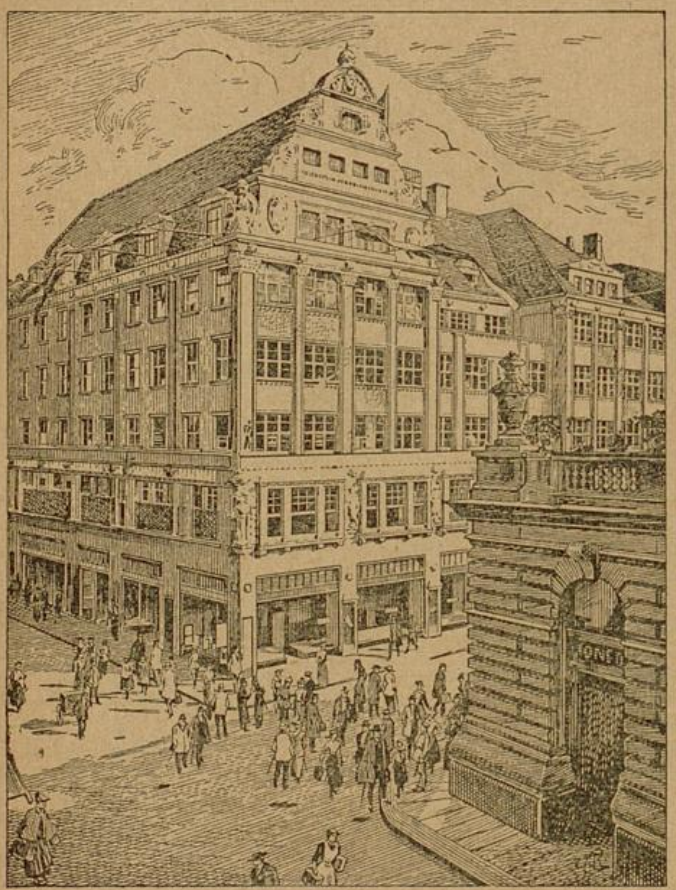
Und wiederum trappelten hundert Hufe und das Eisen klirrte. Und fuhr über den Leib des toten Paters hinweg, die Gäßlein hinab, hinaus durchs zerschmetterte Stadttor — wie ein Spuk der Hölle.

Von Leipzigs Messen.

Der Hinkende treibt kein Handelsgeschäft und den Einkauf überläßt er seiner Wirtschafterin, der Lisbeth; aber für Messen und Jahrmärkte hat er seit frühester Jugend eine kleine Leidenschaft gehabt. Ach, es war eine schöne Zeit, als es noch solche Einrichtungen in Fülle gab, die ein stilles Städtchen mit ihren bunten Bildern erfüllten und seltsames Menschenvolk und noch seltsameres Getier heranführten! Wie viele von diesen fröhlichen Veranstaltungen sind aus der Welt verschwunden, und wer weiß, wie es um die Lebensdauer der übrigen bestellt ist! Aber wenn alle die kleinen Märkte beseitigt, wenn die letzten Budenstädte in Brennholz verwandelt sein werden — eine Messe wird Bestand, Zulauf und Ansehn haben: die Leipziger! Sie hat Jahrhunderte durchlebt, wenn auch in anderer Form als der jetzigen, und sie ist für weitere Jahrhunderte bestimmt. Sie war lange vor dem Hinkenden auf der Welt, denn es gab eine Leipziger Messe, als die Sachsensiedelung um das dürftige Gewand eines Fischerdörfchens eben erst den Mauerring gelegt hatte. Ihr eigentliches Geburtsjahr ist dem Hinkenden nicht bekannt, aber es soll verbrieft und besiegelt sein, daß Leipzig schon um 1150 herum jährlich eine Messe oder doch einen großen Jahrmarkt hielt. Könige und Kaiser nahmen die junge Pflanzung in Obhut, also daß sie bald dreimal jährlich (zu Neujahr, Ostern und auf Michaelis) erblühte, und selbst harte Kriege wie der von dreißig und der von sieben Jahren dies kräftige Leben nicht auslöschen konnten. Durch seine Messen ward Leipzig zum großen mitteleuropäischen Warenmarkt, auf dem die Güter des Morgen- und Abendlandes in wachsender Menge zusammenflossen: Stoffe jeder Art und Herkunft, Rauchwaren und Leder, Töpfereien und Glaswaren, Lebens- und Genußmittel, aber auch Erzeugnisse deutschen Kunstfleißes und Forschungseifers.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Leipziger Messen an Bedeutung und

Umfang alle anderen Veranstaltungen dieser Art im Deutschen Reiche überflügelt, und so wuchsen sie auch in das Zeitalter der Eisenbahnen und des Drahts hinein. Schließlich aber erlagen sie doch dem Wandel der Dinge. Der Kaufmann brauchte nicht mehr, um einzukaufen, an den großen Mittelpunkten der Warenzufuhr zu erscheinen, denn mittelst der Dampfkraft leitete man beliebige Gütermengen von einem Ende Europens zum andern. Die Regelung von Nachfrage und Angebot, Preisbildung und Zahlung und was dergleichen Handelssachen mehr sind, regelte der kaufmännische Schriftverkehr, bei Dringlichkeit der Telegraph oder Fernsprecher. Der Warenerzeuger hatte es nimmer nötig, Stoffe und Güter auf großem Markt zu sammeln, damit er sie hier an den Mann brächte: unabhängiger geworden von menschlichen und tierischen Bewegungskräften, konnte er seine Drucksachen, Preislisten und Muster, auch gewandte und zungenfertige Reisende weithin entsenden.



Meßpalast in Leipzig.

Das alles bekamen auch die Leipziger Messen zu spüren, indem ganze Warengruppen sich langsam von der Messe zurückzogen und der Umsatz an Gütern von Jahr zu Jahr mehr und mehr dahinschmolz. Ein Urgroßväterdasein schien sanften Todes sterben zu wollen. Aber die Sachsen, wie sie von sich selber sagen, sind helle, und ganz besonders sind es die Leipziger. Wollten die geänderten Verhältnisse sich ihnen nicht bequemen, so bequemten sie sich dem Zuge der Zeit. Sie nahmen eine gründliche Umbildung der Messen vor; sie schufen aus uralter Ueberlieferung ein völlig Neues; sie sammelten in Leipzig nicht mehr die Waren selbst, sondern die Muster dieser Waren: die Messen wurden, unbeschadet ihres Stammbaums, zu Ausstellungen im weitesten Sinne, die der Käuferwelt eine Ueberschau gewähren wollen des herrschenden Geschmacks und der Leistungen bestimmter Gewerbe. In dieser Form kennt man heute die Leipziger Messen als Stützpunkte des Großhandels; in dieser haben sie eine gewaltige Bedeutung für unsere Volkswirtschaft erlangt, und die Kaufleute von Lyon, Bordeaux und Glasgow mögen sich anstrengen so viel sie wollen, — die Leipziger Messen macht uns das Ausland nicht nach. Basel besitzt seit 1917 eine Messe, ein Kind des Kriegs, echt schweizerisch geboren und, so viel man hört, von gesundem Wachstum. Das heißt aber nicht, daß den Leipziger Unternehmungen dadurch ein förmlicher Wettbewerb entstanden sei.

Der Hinkende hat sich vom zuständigen Meßamt einige Zahlen geben lassen, die den großartigen Verkehr der Leipziger Messe selbst während des Kriegs beurkunden. Diejenige vom Herbst 1915 war von etwa 18000 auswärtigen Personen besucht; auf der vorjährigen des gleichen Zeitraums aber fanden sich 40000 Fremde zusammen. Die Geschäftsumsätze können nur ungefähr angegeben werden; sie belaufen sich auf jeder Messe auf mindestens 300 Millionen Mark. So hoch also ist der Wert aller Bestellungen, die an Hand von Mustern auf einer solchen Messe getätigt werden.

Nun kann man die vielen Tausende von Proben an Hausrat und Bekleidungsstoffen, an Schmuck und Tand, an bedruckten und unbedruckten Papieren, an Verschönerungs- und Verjüngungsmitteln, an Maschinen und Musik-

werken — man kann sie nicht unter freiem Himmel zur Schau stellen, wie das Hökerweib seine Aepfel, seine Gelbrüben oder seinen Meerrettich. Da haben sich denn die Leipziger in großzügiger Weise geholfen. Sie stellten in den Jahren 1894 bis 96 ein eigenes Meßkaufhaus her, eine Art Schauburg, der bald ähnliche Gebäude folgten, so daß jetzt annähernd dreißig stockwerkreiche Bauten im Innern der Stadt auf vollkommenste Weise dem Musterlagerverkehr dienen. Diese Räume sind wahre Bildungsstätten für unseren Kaufmann, der auf die Leipziger Messen als glänzende und aufmunternde Beispiele deutschen Gewerbefleißes, deutschen Wirklichkeitssinns und Unternehmungsgeists stolz sein darf.

Was durch viele Geschlechter hindurch in hohem Ansehn gestanden, dann — nach kurzem Siechenwesen — neue Lebenstätigkeit gewonnen hat, das trägt die Bürgschaft der Dauer in sich selbst. Ein Glückauf entbietet auch der Hinkende den Leipziger Messen zu ihrer fröhlichen Urständ.

W. Schl.

Der Franzos.

Eine Geschichte aus dem Sundgau.

Von Oskar Wöhrle.

Zur Zeit, da die ersten Störche aus dem Aegypterland heraufkamen, zur Zeit, da der letzte Schnee in den Matten wegschmolz und die fahlgelben Grasbüschel anfingen, etwas Frühlingsgrün ins Gesicht zu kriegen, war auch der Franzos da.

Ein kleiner, schmächtiger Kerl war's; dem Ansehen nach kaum von Schneidergewicht, aber lebendig, behendig, lebhaft wie zu Boden gerolltes Quecksilber. Sein Mundwerk stand den ganzen Tag nicht still; das ging so augenwirblig, wie der Schwanz einer Bachstelze, wenn sie über die Rheinkiesel hüpft. Jeder Nerv Leben.

Ein ungerader Kerl schien er nicht. Er hatte, wenn er auf die Gasse kam, den Krawattenbändel hübsch ordentlich in einen breiten Lätsch gebunden, der sich sehen lassen konnte, den Schnauzer mit ungarischer Bartwichse zu solchen Spitzen aufgedreht, daß es schien, er wolle den Mädchen, die er küßte, die Augen ausstechen.

Und geküßt hat er manche.

Das ging den Burschen im Ort wider den Strich. Sie marschierten am Samstagabend nach dem Händewaschen, das den Feierabend anzeigte, ins Unterdorf in die Wirtschaft, schlossen einen Rat, sagten, das ginge nicht, daß so ein Hergelaufener käme und ihnen mir nichts dir nichts die schönsten Mädchen vor der Nase wegnehme. Nein, auf keinen Fall! Und dabei schlugen sie mit den Fäusten auf den Tisch, so daß die Weingläser, die hübsch still wie erschrockene junge Mädchen auf dem rot und weiß gewürfelten Tischtuch standen, in gelindes Zittern kamen, und daß der Wirt Lemius als vorsichtiger Mensch vom Nebenzimmer her, wo die besseren Herren saßen, um die Ecke schaute, weil er meinte, es sei eine Schlägerei. Es war aber nur eine solche mit Worten.

Da ward dem Franzosen durch den Greder Heinrich, der ein wenig belforterisch parlieren konnte, eine Botschaft geschickt, dahingehend: er sei ein Fremder, der hier nichts verloren, also auch nichts zu suchen habe. Er solle es bleiben lassen, den hiesigen Mädchen nachzustreichen. Wenn nicht, so möge er schon beizeiten daran gehen, von seinen Knochen jeden besonders zu numerieren, denn man würde ihn so zusammenschlagen, daß er einen jeden einzeln suchen müsse.

Der Franzose bekam's in den nächsten Tagen wirklich mit der Angst zu tun. Wenn er auf die Straße kam und einem der streitbaren Kerle in den Weg lief, wurde sein Gesicht um einen tüchtigen Knall gelber. Seinem Geldsäckel aber war diese Angst nur zuträglich; denn in den nächsten vierzehn Tagen verbrauchte er insgesamt für eine halbe Mark Schnauzwichse weniger. Und das ist doch auch etwas wert.

Aber nachher, als alles glatt abging, stach ihn der Haber. Seine Arbeitskameraden, die mit ihm in der Uhrenfabrik am gleichen Werktisch saßen, erzählten, er habe sich jetzt eine neue, pikfeine goldene Sackuhr zugelegt. Und einen goldenen Ring hätt' er um den Finger, in dem säß' ein Demantenstein, der sei so schön, daß er einem schon vom bloßen Anschauen die Augen zerschnitte, falls gerade die Sonne hineinfiele.

Ha, Gott Strammbach, man weiß: für goldene Uhren, goldene Ringe und Demantensteine sind die Herzen der Fräulein alleweil bereit, und eine jede denkt, wenn sie der Franzosenschatz wär', könnte sie auch die Großhänsin reißen. Mit einer seidenen Bluse zum mindesten. Da war ein Mädel in der Uhrenfabrik, ein hübsches, siebzehnjähriges Ding. Augen hatte sie, die waren so sauber wie der Sonntagstau in den weißen Kanallilien, und wenn sie daherging, schien es immer, in ihrem jungen, lockenden Gliederbau säße ein Fiedlant, ein Musikant und spiele, hoppsa tralla! einen zum Tanz auf.

In diese schöne siebzehnjährige Ursula verschoß sich nun der gute Franzos, aber gleich, wie's seiner Rasse zukommt, mit beiden Augen und Ohren. Und Hände, Füße und Gurgelknopf waren auch mit. Er war wie verrückt. Niemanden anders sah er mehr als nur die Ursula. Niemanden anders hörte er mehr als gerade nur sie. Wenn er an ihr vorbeiging, plusterte er sich auf und stolzierte daher wie ein Hahn, der frühmorgens vor seiner Hennenschar über den Hof geht. Er drehte und wendete sich, wie er nur konnte, machte tausenderlei Kunststücke vor, und einmal sogar, man erzählte

sich noch lange Jahre davon, stand er Kopf und ging auf den Händen die große Treppe hinunter. Freundchen, das heißt was, und es macht's ihm so leicht auch keiner nach, denn die große Treppe hat zweiundvierzig wohlgemessene Stufen!

Und Schnauzerwichse verbrauchte er, daß sein Bartschaber eine blanke Mark nach der andern in den Kasten tat und sich allgemach im stillen überlegte, ob es sich nicht verlohne, eine neue Sendung aus der Ungarei kommen zu lassen.

Der jungen, schönen Ursula gefiel das alles sehr wohl. Denn sie hätte kein Weiberherz sein müssen, um sich nicht dadurch geschmeichelt zu fühlen, daß ein bisher anscheinend lotrechter Mensch ihretwegen und einzig nur ihretwegen aus dem Senkblei kam und schier das bißchen Verstand verlor. Und da ihr das, wie gesagt, wohlig über die Brüste lief und der Plappermund des Franzosen auch noch das seine redlich dazu tat und die mancherlei Kunststücke auch anfingen zu wirken, ließ sie sich endlich von dem französischen Uhrmacher bereden, am nächsten Sonntag mit ihm zum Simon auf den Tanzboden zu gehen. Und die Tage, die noch dahinsinken mußten bis zum Sonntag, waren alle voll Gespiel und Musik, Walzer, Polka, Mazurka, alles drehte sich, wie's ihr Sinn ihr eingab, wie's ihr Wunsch und ihr Blut nur gerade mal haben mochten.

Den Burschen aber war das ein Trauerlied; denn sie hatten alle davon läuten hören, daß sich die Ursula mit dem Franzosen auf den Sonntag versprochen hatte. Das war ein übler Ostergruß. Verdammich nochmal! Und die Fäuste, die sie zu diesem Zornausbruch ballten, machten sie nicht nur im Sack.

Der Sonntag kam. Der Leterle saß mit dicken Backen und rotem Hals auf dem Podium und schmetterte auf seiner Trompete einen runter, und der Quellfritz hatte eine dünne Stahlsaite gespannt und neues Harz an seinen Geigenbogen getan, damit es stärkeren Laut gab; und der Walzer, den die beiden spielten, so schnell, daß das Klavier kaum nachkommen konnte, klang so frisch, so unternehmungslustig, so zwanzigjährig in den Tanzsaal hinein, daß es auch die schwersten Füße vom Boden aufhob. Juchhu!

Es tanzte aber niemand als ein paar fremde Mädchen, die von der ganzen Abrede nichts wußten. Die einheimischen Burschen hielten sich an den Tischen an der Wand und trampten mit den Füßen den Takt zur Musik. Der Wirt, der sich dieses Verhalten nicht erklären konnte, lief wie das geschlagene Unglück durchs Haus und jammerte jedem, der ihm vor den Bauch lief, die Ohren voll, daß er für heut zu viel Bier hätte heranfahren lassen. Es war aber nicht so schlimm, wie's dem guten, ängstlichen Simon wohl scheinen mochte. Die Burschen wollten schon noch tanzen und sich das Leberlein von dreierlei Seiten begießen, sie warteten nur erst den Franzosen ab.

Der trat mit der Ursel grad während der Polka zur Türe herein. „Aufgepaßt!" schrie einer, „der Damenreiter kommt!" Und alles guckte hin. Die Ursula bekam einen heißen, roten Kopf, als sie so auf einmal die vielen

Der Franzos trat mit der Ursel zur Türe herein.

zornigen Burschenaugen sah, die nicht mehr von ihr losließen. Dieser rote Kopf, das muß ich sagen, stand ihr allerliebst.

Der Franzose bekam auch einen roten Kopf, doch nicht der Augen wegen, die die Burschen machten, sondern ihrer Fäuste wegen; denn sie sahen beinahe so aus, als ob sie Zuschlaghämmer wären. Aber weil der Franzose von Natur aus ein gelbes Gesicht hatte, etwa von der Farbe wie reife Quitten, stand ihm das Blut nicht wohl an, das ihm in den Telter stieg, sondern beizte ihn nur dunkel wie eine Orange. Und dieses Orangenrot, das muß ich sagen, färbte ihn schlecht.

Das sah auch die Ursula. Und da sie daneben die vollwangigen Burschen vor Augen hatte, denen die Gesundheit aus jeder Ader blitzte, kam ihr der feine, geschmeidige Franzos mit seiner Golduhr, seiner Goldkette, seinem Goldring, seinem Demantstein auf einmal klein und armselig vor. Wie ein schwarzes Tuch fiel's ihr von den Augen: sie sah, wie eng und schmal der Uhrmacher über die Brust hin gebaut war; sie sah auf einmal die glänzende, pomadige Schnauzwichse in seinem Schnurrbart kleben. Das gab den Hauptstoß. Der Franzos fiel von

dem Thrönlein herunter, das er sich mit seinen Kunstgriffen in der Seele des Mädchens gebaut hatte, und wurde ums Erschnaufen zu einem armen, windigen Französlein. Trotz Golduhr und allem daran!

Und da die Ursula ein Mädchen war, das noch immer getan und durchgesetzt hat, was es wollte, ließ sie, ätsch! den Franzosen mitten im Saale stehen, tat ein paar Schritte nach der Wand hin und setzte sich dann an dem gleichen Tisch, an dem der starke Theodor saß. Den mochte sie leiden.

Da im gleichen Augenblick die Musik einen Neuen anfing und mit einem lauten Schall einen Walzer in den Saal hineinblies, hörte kein Mensch, was der Franzos in seine beiden aufgedrehten Schnauzbartenden hineinmurmelte. Aber daß man's nicht hörte, macht ja niemanden nichts aus; Segenswünsche werden es keine gewesen sein.

Die Geschichte ist aber damit noch lange nicht aus; sie beginnt eigentlich erst. Der starke Theodor nahm, als die Musik aufklang, die Ursula fein und manierlich am Arm und wirbelte mit ihr durch den Saal. Die beiden waren ein hübsches Paar, und als der Franzos gar sah, wie im Vorbeihusch lachend des Mädchens Zähne ihn anblitzten, erstickte er schier vor Neid und vor Wut. Was tut da der Herr? Ein anderer wäre nach Haus gegangen, hätt' sich in seine Stube eingeschlossen und sich den Jammer vom Herzen geheult. Der Franzos tut nicht so. Die sind ein anderes Geschlecht. Ist nicht faul, holt sich einfach ein Mädchen, das, weil es eine schrecklich spitze Nase und Hände voll Warzen hat, ziemlich verlassen in einer Ecke saß, und tanzt mit. Und als er mit seinem Reibeisen bei der zweiten Runde am Theodor und an der Ursula vorbeikommt, zischt ihm der gelbe Teufel ins Ohr, und er geht und stellt der Ursula ein Bein.

Sie ist auch richtig gefallen; denn der Boden im Saale war glatt. Der starke Theodor aber hat einen Schrei ausgelassen wie ein Tier, dem ein Schuß Blei auf die Herzrippe trifft, ist hinzugesprungen, hat den Franzosen am Kragen gepackt, ihn seiner Tänzerin, die ihn gar nicht gehen lassen wollte, aus den Händen gerissen und ihn mit ein paar Sprüngen zum Saal hinausgeschleppt. Die Augen konnten kaum folgen, so schnell ging das, so schnell, wie wenn ein Katzentier sein Junges, husch! in ein anderes Nest trägt.

Es ist aber kein Nest gewesen, wohin der Theodor den Franzosen am Halsbändel geschleppt hat, sondern nichts anderes als die weiße, staubige, harte Dorfstraße. Da hat er den Franzosen fahren lassen, und der ist da gegen die grüne Wirtshausmauer getorkelt. Weiter konnte er nicht, und da stand er nun mit viel Geschnauf und Gliederzittern. Der starke Theodor hat aber seinen Sonntagskittel ausgezogen und fein säuberlich auf die Treppe gelegt, hat die weißen Hemdsärmel heraufgestrichen, hat sich vor den Unglückswurm hingestellt und gesagt: „Nun komm, Franzos! Schlagen will ich dich nicht, sonst bist du hin und streckst dich! Ich will einen ehrlichen Gang mit dir machen!"

Der gute Theodor meinte mit dem ehrlichen Gang einen Ringkampf und stellte sich gleich grätschbeinig hin, um den Franzosen mit einem Armfallgriff oder einem Hüftschwung zu packen und in den Dreck zu legen. Aber der Franzos ging auf das Ansinnen nicht ein. Ehrlichen Ringkampf verstand er nicht. Ihm lag etwas anderes im Blute. In dem Augenblick, da der Theodor nach ihm ausholte, schnellte er von der Mauer weg und stieß mit einem gutgezielten Boxstoß seinem Widersacher gegen die Magengrube. Das gab einen Plumps! Der starke Theodor schwankte und fiel schließlich hin wie ein Baum auf den letzten Axthieb. Die Mädchen und Burschen, die herausgekommen waren, schrien laut auf, als sie den großen Theodor so liegen sahen. Der Franzos aber ging mit stolz gerecktem Kopf in die Wirtschaft hinein, ließ die Musik, die Pause gemacht hatte, von neuem spielen und trank mit Siegermiene seinen Schnitt Bier.

Der starke Theodor lag derweil wie ein Toter. Die schöne Ursula stand daneben, hielt beide Hände vors Gesicht und weinte, was aus ihr herausging. Da kamen Kameraden, sechs Stück, hoben den Bewußtlosen auf und trugen ihn hinten an den Gärten vorbei nach Hause. Die Hauptstraße hinunter durften sie nicht. Wenn die Polizei dazugekommen wäre, hätt' es eine Anzeige gesetzt. Man kennt das.

Der Doktor wurde gerufen. Drei volle Stunden dauerte es, bis der den starken Theodor wieder zu sich brachte, und weiter drei Tage, bis dessen gesunde Natur soweit Meister geworden war, daß er außer Haus konnte.

Von da ab zeigte er sich im Dorfe selber nicht mehr viel. Denn daß ihm der Franzos, dieser Krüppel, dieses leibhaftige Leiden Christi, diesen Tort angetan hatte, wurmte ihn mächtig, so daß er es vorzog, allen Anzapfungen aus dem Wege zu gehen. Aber jeden zweiten Tag wanderte er nach Feierabend nach Basel hinein und kam jedesmal erst spät in der Nacht zurück. Was er da tat, erfuhr vorläufig niemand.

Dem Franzosen aber war durch diesen gutgezielten Magenschlag der Kamm mächtig geschwollen, um so mehr, da er merkte, daß ihm die dörfliche Jungmannschaft sorglich aus dem Wege ging. Er buchte dies zugunsten seines Sieges, krähte das auch überall laut aus und stellte den Mädchen eifriger nach als je. Das Schicksal, das ihm in der Gestalt des starken Theodor aufwuchs, ahnte er nicht.

BLB Karlsruhe

Der übte sich inzwischen in Basel jeden andern Abend unter Leitung eines erfahrenen Meisters im Boxen. Stöße von oben, von unten, von der Seite, von links, von rechts, Finten, Gegenfinten, kurz, seine Fäuste lernten in der Luft herumwirbeln, daß es nur so eine Art hatte, und die Muskelsäcke schwollen, daß der Zuschauer glaubte, sie wären am Platzen. Der starke Theodor war ein anstelliger Schüler, an dem der Kraftmensch, der ihn unterwies, Spaß und Freude hatte, und nach vier Wochen war er so weit, daß ihm der Lehrer am Schluß der Stunde die Hand gab und sagte: „Mein Lieber! Was ich Euch beibringen konnte, könnt Ihr! Geht jetzt vor ein anderes Tor!“ Und der Theodor ging.

Armer Franzos!

Der kam am nächsten Tanzsonntag, noch immer von Stolz und Ueberhebung gebläht, in den Saal spaziert. Aber er hatte sein erstes Glas Bier noch nicht drunten, da stand auch schon der starke Theodor vor ihm, holte ihn hinter dem Tisch hervor und trug ihn genau so am Halsbändel zum Tempel hinaus, wie vier Wochen zuvor. Wieder war die weiße, staubige Straße

Klatsch, da war auch schon die ganze prunkende obere Zahnreihe hiebgerecht eingeschlagen.

da, wiederum die grünlächte Mauer, an der der Franzose stand, wie ein Tiger, geduckt zum Sprung. Den Rock zog Theodor diesmal nicht aus. Dies schien dem Franzosen ein Zeichen besonderer Gefahr. Er paßte auf wie ein Luchs. Aber als er seinen Stoß gegen Theodors Magengrube in zweiter Auflage herausgeben wollte, ereilte ihn das Schicksal. Klatsch, da war auch schon die ganze prunkende obere Zahnreihe hiebgerecht eingeschlagen, daß sich der schöne, aufgewichste französische Schnurrbart mit rascher Betrübnis einwärts senkte. Klatsch, da schoß auch schon das rote Blut in solcher Eile aus den beiden Nasenlöchern heraus, als sei der Herr Gendarm hinterher. Klatsch, klatsch, da hob er noch einmal abwehrend die linke Hand auf, torkelte dahin gegen die grüne Mauer, legte sich und stand nicht mehr auf. „Bravo, bravo!“ schrien alle, „der hat's!“ Oben an der Treppe stand Ursula und wußte sich auch dieses Mal nicht zu lassen vor Tränen; denn sie dachte nicht anders, als der Franzose sei wirklich totgeschlagen, und jetzt käme das Gericht und hole ihren Schatz. Denn soweit war sie doch schon mit ihrem Theodor. Ja, ja, die Liebe geht schnell! Das Gericht kam jedoch nicht.

Die Herren Doktores im Spital zu Sierenz müssen verflucht geschickte Kerle sein; denn sie haben es fertig gebracht, den zu Schanden gehauenen Franzosen innerhalb sechs Wochen mit Nadel und Seidenfaden derart zusammenzuflicken, daß er sich wieder unter die Menschheit wagen konnte. Nach unserm Ort jedoch traute er sich nicht mehr. Den Rest seines Lohnes ließ er sich von der Uhrenfabrik ins Spital schicken und das Lohnbuch dazu.

Wie Leute, die's wissen können, erzählen, ist er gleich darauf nach Frankreich in seine Heimat gefahren. Schnurrbartwichse verbraucht er vermutlich keine mehr; denn so hübsche, leckere Mädchen wie die schwarzzöpfige Jungfer Ursula wird's dort nicht geben. Das Boxen hat er aufgesteckt. Er ist ein stiller, ruhiger Staatsbürger geworden, ein Musterknäblein. Nur auf das Elsaß und auf die Elsässer darf man die Rede nicht bringen, sonst wird er wild.

„Was!“ sagt er, „diese elenden Wackes! Mögen die Wanzen sie fressen! Keinen Faden, keinen Strich sind sie besser als diese verdammten Boches! Geht mir weg, sie sind und sie bleiben Barbaren!“

Die Arbeit wirkt immer nach außen und von außen her auf uns selbst zurück. Insofern die Arbeit unsern materiellen Bestand und zugleich die materiellen Güter des Volkes stützt und fördert, bringt sie privatwirtschaftlich und volkswirtschaftlich Gewinn; insofern sie uns aber geistig und sittlich höher hebt und zugleich zum geistigen und sittlichen Fortschritt des Volkes und der Menschheit mitwirkt, bringt sie Erfolg.

Friedrich List.

Die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit.

Pestalozzi.

Allerlei Kriegswirtschaft.

Eine Standrede.

Der Kostverächter bei Bautzen im Sachsenland, von dem im Kalender von 1917 berichtet ward, braucht dem Stammtisch im »Löwen« als einer angeblichen Gemeinschaft von Trunkenbolden keine Standrede mehr zu halten. Der Hinkende, wohlvermerkt, hat es vom Löwenwirt auf das kleine und große Ehrenwort, daß im Weinverbrauch besagter Gesellschaft ein erheblicher Rückgang eingetreten ist. Nicht als ob Freund Gasthofer es an rechtzeitiger Eindeckung hätte fehlen lassen, aber das Herrgottsgeschenk von Vater Noahs Zeiten her hat ein metallenes Nachgeschmäckle bekommen, das freilich immer erst verspürbar wird, wenn die Frau Löwenwirtin oder ihre Helferin, das Rösle, die Trinkschuld einzieht. Mit Rücksicht also auf den Geldbeutel trinken die Männer jetzt einen Hohenastheimer, der seinen Namen davon hat, daß er an einem andern Holz beheimatet ist als an demjenigen des Rebstocks, und nur zum Zuspitzen, wie der Hinkende zu sagen pflegt, wird auf den Apfel- oder Birnenmost noch ein Markgräfler genehmigt oder, wenn es hochkommt, ein Kaiserstühler Riesling.

Nun war es an einem Abend im heurigen April, daß der Gilde zum goldenen Leuen eine rechte Feiertagssorte lachte. Der Hinkende, so klug er das Seine zu Rate hält, hatte einen Doppelliter auffahren lassen, einen Laufener des Jahrgangs 1915, Blankenhornsches Gewächs, und er erhob sich von seinem Stuhl wie ein Junger, und mit leuchtenden Augen sagte er: „Es ist wieder einmal ein großer Tag, ein Ehren- und Freudentag in Deutschlands Geschichte, der gefeiert werden muß! Eine neue Geldschlacht ward geschlagen, die achte, und der Löwenwirt, der Bader, der Lehrer, der Hinkende — wir alle waren mit dabei. Die deutsche Kraft hat abermals glänzend gesiegt; das Ergebnis der jüngsten Anleihe liegt vor: nahe an 15 Milliarden sind gezeichnet worden, fast viermal soviel als bei der ersten, und nun mag das Inselkrämervolk seine silbernen Kugeln rollen lassen. Taten, gleich den unsrigen, machen sie uns im Ausland nicht nach. Rund 87 Milliarden stellen Bürger und Bauern, Beamte und Arbeiter, die großen Geldleute und die kleinen Sparer dem Reich zur Verfügung. Ward nicht auch vom Hinkenden Musterung in allen Taschen gehalten, ob nicht irgendwo noch ein Erspartes vorhanden zur Ableistung der allgemeinen Dienstpflicht des Geldes? Siebenundachtzig Milliarden — das sind nicht viel weniger als ein Viertel des gesamten deutschen Volksvermögens und mindestens das Doppelte unseres jährlichen Volkseinkommens. Und dieses im vierten Kriegsjahr, nach unerhörten Opfern und Leistungen! Also hat unsre Kraft nicht nachgelassen; sie ist im Gegenteil immerfort gewachsen, und so wird es weitergehen, bis unsre Feinde merken, sie schaffen es nicht. Bis die Bösewichter in sich gehn und Frieden machen. Darauf, Freunde, lasset uns anstoßen und jeder auf seinem Posten Ausdauer geloben bis an ein siegreiches Ende!“

Die Männer standen von ihren Stühlen auf, etwas zögernder als die übrigen Peter Fritz, der Bader, und als er sein Glas mit dem Glase des Hinkenden zusammenführte, gab es einen schwächlichen Klang.

„Peter Fritz,“ sagte der Hinkende, indem er seine Pfeife stopfte, „Ihr habt wieder einen

Ward nicht auch vom Hinkenden in allen Taschen Musterung gehalten?

Zeichnet Kriegsanleihe!

Blick, davon möchte, wenn Ihr hineinguckt, der edelste Riesling sauer werden. Was ist dem Herrn Doktor über die Leber gekrochen? Wo steckt die Wurzel seiner Verdrießlichkeit, daß wir sie anpacken und ausroden?“

Der Bader blickte vor sich hin wie ein Kind, wenn ihm das Greinen näher liegt als das Lachen, und er meinte: „Hinkender, Ihr mögt recht haben, aber wißt Ihr, wie einem Geschäftsmann zumute ist, der den Krieg bis in die Rippen verspürt? Die Buben, die beiden jüngsten ausgenommen, stehn nun alle im Krieg. Den Lehrling nimmt mir der Hilfsdienst fort. Die Frau ist bettlägerig. Vom Eigenen will ich nicht einmal viel sagen, wenn nur das Gefühl nicht wäre, daß die Kriegslast uns alle mehr und mehr erdrückt, je länger es dauert."

Bedächtig setzte der Hinkende seine Pfeife in Brand und sagte dann: „Der vaterländischen Zukunft wird viel aufgebürdet sein, und dennoch werden wir leichter zu tragen haben als unsere Feinde. Herr Lehrer, Ihr seid nicht umsonst des Stammtischs ehrenamtlicher Rechenmeister. Wie wär's, wenn wir etliche Zahlenbilder auftäten? Der Löwenwirt, wie üblich, stiftet die Kreide, und die Stammtischplatte mag uns als Schiefertafel dienen." Damit kramte der Stelzenmann das bekannte Merkbüchlein hervor, den Gedächtnisstärker seiner alten Tage, und als er unter vielem Gekritzelten das Richtige gefunden hatte, gab er dem Lehrer einen Wink, mit den Verzeichnungen zu beginnen.

„Die Zahlen," bemerkte der Hinkende mit Nachdruck, „rühren von einer amerikanischen Quelle her; man kann also nicht sagen, hier sei zu unseren Gunsten gefälscht oder verstellt. Danach — paßt auf, Bader! — haben die Kriegskosten von Anfang des Weltringens bis Ende 1917 betragen in Millionen Mark:

für Großbritannien	110 250
„ Frankreich	82 320
„ Rußland	74 340
„ Italien	24 570
„ Belgien, Serbien, Rumänien und Portugal	23 100
„ die Vereinigten Staaten	28 140

Der Hinkende brauchte dem Lehrer nur einige Atemzüge Zeit zu lassen, so hatte dieser schon die Schlußsumme gezogen und sagte: „Die Kriegskosten unserer Hauptgegner stehen zu Buch mit insgesamt 342 720 Millionen Mark oder rund 342 Milliarden."

„Und nun die Gegenseite!" fuhr der Hinkende fort. „Jener Gewährsmann überm großen Teich berechnet, ebenfalls in Millionen Mark, die Kriegskosten

Deutschlands mit	99 750
Oesterreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei mit	68 880

Mit der Sicherheit des Stundenschlags fiel die Stimme des Lehrers ein: „Ergibt als Kriegslast der Verbündeten 168 630 Millionen Mark oder rund 168 Milliarden."

„Die Nutzanwendung," ergriff der Hinkende wieder das Wort, „liegt auf der Hand. Der Weltkrieg kommt Deutschland und seine Verbündeten immer noch um gut die Hälfte billiger zu stehen, als er die Gegner kostet."

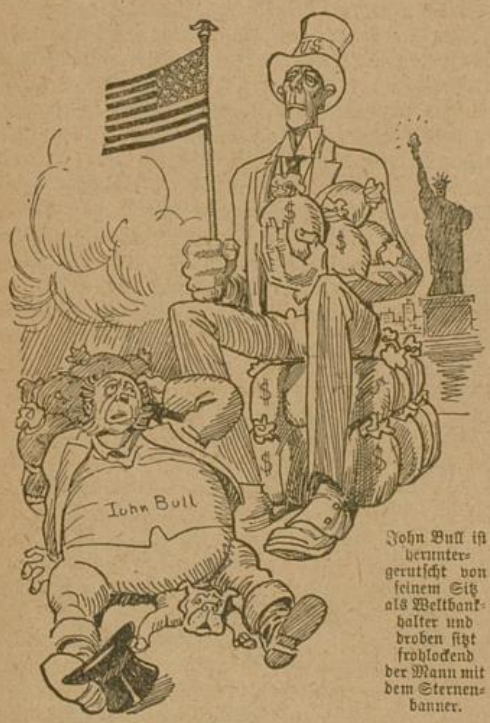
Den Bader jedoch wandelte die Lust an, den Hinkenden wieder einmal auf die Schulbank zu setzen. „Hinkender! wenn Eure Zahlen richtig sind, so steht Deutschland als Kriegskostenträger dennoch an zweiter Stelle und meine Befürchtungen sind richtig."

„Sie wären es," erwiderte der Hinkende, „legtet Ihr den Zahlen nicht Eure ängstlichen Deutungen unter. Ein durchaus einwandfreier Zeuge, Reichsbankvorsteher Herr v. Havenstein — wir können ihn auch den Generalgeldmarschall nennen —, hat festgestellt, daß Deutschlands bisherige Gesamtkriegsausgaben auf rund 107 Milliarden Mark sich belaufen. Was aber unser Peter Fritz vorhin sagte, daß wir an zweiter Stelle stünden, ist schon nimmer wahr, denn die monatlichen Kriegskosten betragen jetzt für Deutschland 3 bis $3\frac{1}{2}$ Milliarden, für Amerika 4, für England $4\frac{1}{3}$. Einhundertundsieben Milliarden waren nötig, um fremde Raubgier vom vaterländischen Boden fernzuhalten, unsere Grenzen zu schützen, in Form wertvollen Faustpfands Sicherungen vor der Gefahr späteren Ueberfalls zu schaffen. Einhundertundsieben Milliarden dienten der Ausrüstung und Ernährung von Heer und Flotte, der Bereitstellung aller zur Kriegführung nötigen Rohstoffe und Waren. Unsre Stärke aber, Peter Fritz, liegt darin, daß wir fast alles, was der Krieg bisher brauchte, selbst erzeugt und selbst bezahlt haben. Wie steht's damit bei unsern Feinden? Rußland, wie vom Hinkenden schon früher gesagt, führte den Krieg auf dem Armenweg. Frankreich und Italien stehn beim Ausland für Kriegslieferungen und wirtschaftliche Handreichung mit vielen Millionen in der Kreide. Großbritannien verfällt mehr und mehr in Schuldknechtschaft gegenüber den Vereinigten Staaten, und wenn es wahr ist, was der Hinkende in einem englischen Blatt geschrieben fand, so wird Amerika an die europäischen Verbandsmächte bis zum 30. Juni laufenden Jahrs zu fordern haben rund 1900 Millionen Pfund Sterling, also annähernd 39 Milliarden Mark. Englands Anteil an dem Riesenpump wird mit der Hälfte geschätzt, also $19\frac{1}{2}$ Milliarden unsrer Währung. Was folgt daraus? John Bull ist heruntergerutscht von seinem angestammten Sitz als Weltbankhalter und droben sitzt frohlockend der Mann mit dem Sternenbanner — Onkel Sam! Aber wir wollen es John Bull selbst überlassen, wie er sich mit seinem lachenden Erben auseinandersetzen will. Für uns ist die Hauptsache, daß wir einen wirtschaftlichen Vorsprung besitzen selbst einem so stolzen Widersacher gegenüber wie England."

Der Löwenwirt, der bis dahin still dagestanden hatte, beugte sich zu dem Hinkenden hin und

sagte: „Hab' ich recht gehört, so sind es immerhin schon 107 Milliarden, die uns der Krieg kostet. Hundertundsieben Milliarden, wie die Berliner sagen, sind kein Pappenstiel, und wie soll diese Riesensumme gedeckt werden?"

„Durch Euch!" und der Hinkende blickte über sein Weinglas mit lustigen Aeuglein. „Durch Euch, Löwenwirt, durch den Bader, den Lehrer, durch uns alle, durch die vielen Tausende und aber Tausende, die sich mit Stolz das deutsche



John Bull ist heruntergerutscht von seinem Sitz als Weltbankhalter und droben sitzt frohlockend der Mann mit dem Sternenbanner.

Volk heißen. Mit andern Worten, wir schießen dem Staat die Gelder vor, die er zur Kriegführung, zur Verteidigung braucht, und es haftet der Staat mit beweglichem und unbeweglichem Gut, mit seinem Besitz an Forst und Ackergrund, an Bergwerken, Eisenbahnen und Wasserkräften für das Geliehene. Löwenwirt, der Himmel verhüte, daß Ihr in Not geratet. Aber stellt Euch vor, es geschähe; Mißernte auf Mißernte bräch' über Euch herein; die letzten Ersparnisse wären aufgezehrt und Ihr säßet zwar schuldenfrei, aber ohne Mittel zum Weiterwirtschaften. Was wär' in solcher Lage zu tun?"

Der Löwenwirt besann sich nicht lange: „So hart es mich ankäme, Haus und Hof einem andern zu verpfänden, eine erste Hypothek wäre mir sicher, und so wahr ich der Löwenwirt bin (er umschlang aufblickend mit der Rechten die Hüfte seines Weibs, das ihm zufällig zur Seite getreten war), mit Hilfe von der da wären wir die Last in ein paar Jahren wieder los!"

Der Hinkende nickte: „So ist das Reich auch verfahren, oder was sind die Kriegsanleihen anders als eine Hypothek auf den Staatsbesitz, auf den Arbeitsgeist des deutschen Volks, auf die Kraft seiner Arme, Herzen und Hirne? Und was Ihr, Löwenwirt, Euch getraut, mit Mannesmut und Frauenwillen eine große Verbindlichkeit abzutragen, das wird ein Staat von Millionen tätiger Bürger auch können!"

Der Peter Fritz machte sein klügstes Gesicht. „Mit dem Schuldenabtragen allein ist es nicht getan. Der Darleiher will auch einen Vorteil sehen; also hat sich das Reich eine gehörige Zinsenlast auf den Buckel geladen, und wie will es damit fertig werden, Hinkender? Wir alle haben Kriegsanleihe gezeichnet, also sind wir samt und sonders Gläubiger des Reichs und dürfen fragen, wer ist uns gut für die Zinsen?"

Der Hinkende schaute von seinem Weinglas auf. „Herr Doktor, keine Angst! Die Gesetzgeber sind dem Bader wieder einmal zuvorgekommen. Sie sagen: wer in dieser bedrängten Zeit den Schutz des Reiches genossen und durch den Krieg wesentliche Einnahmen erzielt hat, soll auch zu den Ausgaben beitragen, die des Reiches Notwehr und Daseinskampf gekostet hat. Und so gut einer noch seinen Wein oder gar, wie gewisse Kriegsgewinnler tun, seinen Schampus trinkt, so gut kann er dem Reich an seiner Zinsenlast tragen helfen. Aus Berlin hat man die Steuerglocke läuten hören. Rund drei Milliarden will das Reich aufbringen, und am meisten soll der Umsatz der Waren und des Geldes herangezogen werden. Aber man will noch weitergehn! Der Löwenwirt, wenn er künftig Wein im großen absetzt, zahlt 20 vom Hundert des Rechnungswerts an die Reichskasse. Rund 105 Millionen Mark gedenkt man durch die neue Weinsteuer auf die fiskalische Mühle zu leiten. Aber auch die weniger geistreichen Getränke, wie der Löwenwirt sie zu nennen beliebt: die Tafelwässer nicht ausgenommen, werden steuerpflichtig. Steuerfrei bleibt das übrige Wasser, mit Ausnahme von Bier. Man hofft insgesamt aus dem Verbrauch alles Trinkbaren auf ein Steuermehr von 1240 Millionen. Darin ist eingeschlossen mit 650 Millionen der Erlös des Branntweinmonopols, denn fast aller Vertrieb von Branntwein soll verstaatlicht werden, wie der Bismarck selig vor dreißig und mehr Jahren es gewollt hat. Der Löwenwirt darf voraussichtlich seinen berühmten Heidelbeergeist auch künftig fertigen und ausschenken; nur muß er einen Branntweinaufschlag zahlen. Aber auch Ihr, Peter Fritz, müßt dran glauben. Wenn Ihr einen Kunden rasiert oder ihm — Gott soll ihn be-

wahren! — Blutegel auflegt, so ist es nicht anders als jetzt beim Verkauf eines Haarwassers, einer Seife oder Schnurrbartbinde: auf die Arbeitsleistung wie auf das Handelsgeschäft entfällt eine Abgabe, und sie beträgt 5 vom Tausend. Unser Herr Doktor muß nach des Hinkenden Rechnung etwa viertausend Bärte abnehmen, ehe die Grundsteuer von 5 Mark fällig wird. Jugendbildner" — wandte der Hinkende sich jetzt an seinen Nachbar —, „laßt uns nun die Probe auf die neuen Steuern machen! Die Getränkesteuer und der Branntwein sollen schätzungsweise ergeben 1240 Millionen,

die Abgaben auf die Lieferungen und gewerblichen Leistungen	1000	„
die Kriegssteuer der großen Erwerbsgesellschaften	600	„
die Belastung des Verkehrs mit Wertpapieren und des Geldumsatzes	214	„
die Erhöhung der Postgebühren	125	„

„Hinkender!" rief der Lehrer, „es stimmt. Es ergeben sich laut Adam Riese 3179 Millionen Mark, also rund 3 Milliarden neuer Steuern."

Der Löwenwirt kraute sich hinterm rechten Ohr. „Hinkender, so unrecht hat der Bader nicht. Die Lasten werden immer drückender. Wie soll der Mittelstand dabei bestehen, wie soll er sich in den Frieden hinüberretten?"

„Platz dem Tüchtigen!" scherzte der Hinkende, indem er den Löwenwirt, der immer noch gestanden hatte, auf den Stuhl zu seiner Rechten nötigte. „Löwenwirt! wie war's, als vor fünf oder sechs Jahren ein allgemeiner Wehrbeitrag ausgeschrieben ward von einer Milliarde? Tatet Ihr nicht so, als müßte das Haus über Euch zusammenstürzen? Und das Haus steht! Drei Milliarden, es läßt sich nicht leugnen, sind eine gehörige Abzapfung. Aber noch leidet Mutter Germania nicht an Blutarmut. Auch der jüngste Aderlaß des Herrn Reichssäckelmeisters wird ihr das Leben nicht kosten."

Der Lehrer lachte: „Hinkender! Ihr hättet einen Religionsstifter abgegeben, so fest ist Euer Glaube, wenn Ihr einer Sache von gemeinem Besten anhängt!"

„Dem Hinkenden," fuhr der Stelzenmann mit erhobener Stimme fort, „ist die Kunst der Kartenschlägerinnen versagt — er kann nicht in die Zukunft sehn; aber in jedes Herz möcht' er die Gewißheit pflanzen: Deutschland, von dem wir alles haben, Dasein und Daseinsschutz, Nahrung und höhere Gesittung, unser Vater- und Mutterland wird auch im wirtschaftlichen Leben der Völker sich ehrenvoll behaupten. Der Hinkende ist kein gelernter Volkswirt, daß er mit den Gesetzen der Reichtumserzeugung und Reichtumsverteilung umgehn kann wie der Bader mit seinen Riechfläschchen. Aber soviel läßt sich den Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart entnehmen: Güterhervorbringung, Vermögen und Einkommen des deutschen Volks werden auch in Zukunft hinreichen, unsre schwere Kriegslast zu tragen und zu tilgen. Noch sind die Hilfsquellen unsres Reichtums nicht erschöpft und verschüttet, und wir müssen alles tun, sie lebendig zu erhalten."

Der Peter Fritz fiel dem Sprecher ins Wort. „Hinkender! Ihr nennt unser Vaterland ein reiches Land. Wie könnt Ihr das beweisen?"

Der Hinkende hielt dem Peter Fritz seinen Gedächtnisstärker hin: „Wir wollen um Antwort anklopfen bei dem da," (er blätterte eifrig in seinem abgegriffenen Merkbüchlein, bis das Erforderliche aufgespürt war). „Vor dem Krieg mochte das deutsche Volksvermögen betragen haben 330 Milliarden Mark. So hat wenigstens der Staatssekretär Helfferich es geschätzt, der zu den tüchtigsten Rechenmeistern im Reiche zählt. In den 330 Milliarden sind enthalten: der unverbrennbare Besitz, also der Wert von Grund und Boden, mit ungefähr 80, das feuer-

Auch der jüngste Aderlaß des Herrn Reichssäckelmeisters wird der Mutter Germania das Leben nicht kosten.

versicherte Privatgut mit 200, die sogenannten Auslandswerte mit 20, der öffentliche Besitz mit 30 Milliarden. Nun hat aber der Krieg diese Werte nicht unberührt gelassen. Jeder von uns weiß, wie durch Abnützung sein Hab und Gut an Wert verloren hat, und des Hinkenden Hausfrau schlägt seit langem jedesmal die Hände überm Kopf zusammen, wenn sie ihres Herrn Wäscheschrank mustert. So ist es aber mit allem: mit den Eisenbahnwagen und Maschinen

des Staats, mit Gerät und Vieh des Landwirts, mit Werkstätten, Warenlagern und Baulichkeiten. Es sind also an dem errechneten Volksvermögen Abzüge zu machen. Aber damit nicht genug: viele Deutsche haben ihren Besitz an ausländischen Werten mit Verlust abgestoßen, damit es ihnen nicht erging wie unsern Erbfeinden, den Franzosen, die durch den Krieg mit einem Schlag um ihre russischen Guthaben von annähernd 20 Milliarden leichter geworden sind."

„Sie haben sonst genug zu tragen," warf hier der Lehrer ein. „Da wir aber doch einmal vom Vermögensstand des deutschen Volkes reden, Hinkender — auch ich werd' Eurer Rechnung nicht ganz froh. Sind wir nicht ärmer geworden an blühender Menschenkraft, die dem Unabwendbaren geopfert werden mußte? Aermer auch an sittlichen Werten, da gewissenlose Ausbeuter des Kriegs wie Pilze aus der Erde wachsen? Was bürgt uns dafür, daß die ungeheuren Menschenverluste ausgeglichen und die Giftstoffe im Körper des deutschen Volkstums überwunden werden?"

„Was uns bürgt? Der gesunde Lebenswille unsres Volks selber!" sagte der Hinkende. „Ein Stamm von der Seelenkraft des deutschen Volks wird immer wieder auf den rechten Weg finden. Und bleiben alle, hoch und nieder, von tätigem Geiste beseelt, so werden wir auch die wirtschaftlichen Veränderungen meistern, die in den letzten schweren Jahren eingetreten sind. Hat nicht der Krieg selber uns die Entwicklung vorgezeichnet? Sind nicht in Deutschland während des Kriegs ganz neue Werte erzeugt worden? Bergwerke, die längst unbenutzt lagen, sind wieder in Betrieb genommen; bislang brachliegender Boden half unsre Ernten mehren und deutscher Forschergeist erschloß uns Hilfsquellen für Kriegführung und Heimatbedarf, von denen bisher nicht einmal der große Matthias, Herr Erzberger, eine Ahnung gehabt, denn er vermag zwar durchs Schlüsselloch den Gekrönten und Staatsmännern, nicht aber den Erfindern in ihre Geheimstuben zu gucken. Der Vorsehung können wir nicht genug danken, daß sie uns in Jahren der vaterländischen Not nicht nur große Feldherrn, sondern auch bedeutende Erfinder geschenkt hat. Wären sie nicht gewesen, England hätte uns buchstäblich ausgehungert — an Ernährungsmitteln und an gewerblichen Hilfsstoffen. Die britische Rechnung, wie immer, war einfach genug: »Deutschlands Bevölkerung nimmt jährlich um etwa 800000 Seelen zu. Die Bevölkerung will aber leben, und sie will verdienen. Da die deutsche Erde allein die siebzig Millionen Menschen nicht zu versorgen vermag, so muß das Reich beträchtliche Hilfsmittel von fremden Märkten kaufen — und liefern muß es, um diese Bezüge zu bezahlen, von seinen Bodenschätzen, fertigen Waren und halbfertigen. Ueber diesen Austausch von Erzeugnissen ist genau Buch geführt. Deutschland kaufte vor dem Krieg jährlich für 8 Milliarden Nahrungsmittel vom Ausland, und fast ein Sechstel seiner gesamten gewerblichen Erzeugung, Waren im Werte von 7,4 Milliarden Mark, haben den Weg über die Grenzen genommen. Sperren wir dem lästigen Wettbewerber die Zufuhren, schneiden wir ihn

Des Hinkenden Hau'erin schlägt die Hände überm Kopf zusammen, so oft sie ihres Herrn Wäscheschrank mustert.

von seiner ausländischen Kundschaft ab, und diesem Deutschland wird es ergehn wie einem Fisch, den man aufs Trockene setzt. So war es von England gedacht. Aber was geschah in Wirklichkeit? Landwirtschaft, Industrie und Handwerk, Wissenschaft und Technik, der deutsche Arbeitsgeist überhaupt, haben durch die teuflischeste aller Rechnungen einen Strich gemacht. Haben sie nicht völlig sich auf den Krieg umgeschaltet, ihre Leistungsfähigkeit aufs höchste gesteigert, überraschendste Verwendungsmöglichkeiten für die ungehobenen und ungemünzten Schätze der Natur gefunden? Peter Fritz, wer hätte einmal gedacht, daß wir — statt ihn von weither zu beziehen — einfach aus der Luft, also aus einer unerschöpflichen Vorratskammer, den Stoff nehmen könnten, der zuallererst für die Herstellung von Schießbedarf nötig ist — nämlich den Salpeter! Es bleibt zunächst sogar dem Hinkenden verborgen, wie das Wunder

BLB Karlsruhe

zustandekommt. Die Schlachten am Isonzo und in Flandern haben der Welt gezeigt, daß alles das, was wir zur Herstellung von Sprengstoffen brauchen, in beliebiger Menge uns zur Verfügung steht. Wem anders danken wir dies als der Wissenschaft, dieser wunderbaren Erkenntnismacht, die sozusagen alles Denkbare, die Lehre vom Licht und von den Körpern, die Witterungskunde, die Gesetze von Herkunft und Fortpflanzung des Schalls in den Dienst unsrer großen Sache gestellt hat?"

Der Hinkende, eine Wolke blauen Tabakrauchs von sich blasend, ruhte von seiner Betrachtung ein wenig aus, der Löwenwirt aber benutzte die Pause: „Hinkender! es freut mich, daß Ihr auch die Landwirtschaft als Mithelferin im Verteidigungskrieg nicht vergessen habt. Wenn der Bauernstand nicht seine Pflicht getan hätte, es wär' dem deutschen Volk übel ergangen."

Der Hinkende trank dem Löwenwirt zur Bekräftigung zu. „Herbergsvater! wir dürfen wohl sagen, die deutsche Landwirtschaft steht heute, was Bodenbebauung, Pflanzung und Tierzucht anbelangt, unbestritten an der Spitze aller Kulturländer. Sehen wir uns die Erträge an, die die vereinigten Kräfte von Mensch, Tier und Werkzeug in diesem Zweige bei uns hervorgebracht! Der Lehrer schreibt die Zahlen auf, und zwar nehmen wir die Zeiträume von 1885/89 und von 1908/12:

Es waren die Gesamterträge in Tonnen:		
an Getreide	18343403	26822405
„ Kartoffeln	29705781	44220218
„ Wiesenheu	19336392	25024472

Das ist ein gewaltiger Aufstieg von Zahlen und Kräften, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Mit der Steigerung der Ertragsfähigkeit des Bodens — etwa um 40 vom Hundert — lief aber auch eine erfreuliche Vermehrung des Viehbestands einher. Die Schafzucht ist zwar zurückgegangen, dafür haben seit etwa vierzig Jahren die Pferde und Ziegen um je 1 Million, die Rinder um 6, die Schweine um 18 Millionen Stück zugenommen."

Hier unterbrach der Peter Fritz mit einem Gesicht, als erstaunte er über seine eigene Gescheitheit: „Ja, aber die Schlachtungen während des Krieges, Hinkender?"

Der Hinkende war aber gesattelt: „Das Ergebnis der neuesten Zählung ist noch nicht bekannt. Nach derjenigen vom 1. Dezember 1917 war jedoch der Viehbestand im ganzen Deutschen Reich nur wenig geringer als der Bestand vor fünf Jahren, also vor dem Krieg. Und dabei ist zu beachten, daß Leistungen und Schlachtwert der Tiere im großen ganzen wesentlich gestiegen sind. Der Hinkende hat sich von Kennern sagen lassen, daß noch vor einem halben Menschenalter eine gute Milchkuh von 1000 Pfund Lebendgewicht selten mehr als 3000 Liter Milch jährlich lieferte; jetzt soll der mittlere Ertrag weit höher sein; ja von auserlesenen Kühen brächt' es ein erfahrener Züchter auf 5000 Liter oder gar auf 6000."

„Aber die Alfa stellt alle Vierfüßler ihrer Verwandtschaft in den Schatten." Indem er dies sagte, griff der Löwenwirt ein landwirtschaftliches Wochenblatt vom Nagel. „Hier steht es zu lesen schwarz auf weiß: eine Milchkuh, Alfa geheißen, ostfriesischer Schlag, lieferte im Jahre 1912 nicht weniger als 10453 Liter Milch und 643,38 Pfund Fett. Der Löwenwirt wollte, es stünden ihm etliche Alfas-Töchter im Stall."

„Es gibt noch andere Zeugnisse von Wertsteigerung als das ostfriesische Kleinod," fuhr der Hinkende fort. „Sparsamkeit und weise Nutzung haben uns mächtig vorwärts geholfen. Wir lernten aber auch mit einemmal wieder den Segen erkennen, den die Allmacht in verkannte Geschöpfe des Pflanzenreichs niedergelegt hat. Da ist beispielsweise die Brennessel. Sank sie nicht zu den verachtetsten Gewächsen herab? Und jetzt steht ihr eine glänzende Standeserhöhung bevor. Wie vor Einführung der Baumwolle in Deutschland sollen die abgeernteten Stengel der Brennessel zu Gespinsten und Geweben grober oder feiner Art verarbeitet werden. Wenn es wahr ist, daß acht Pfund solcher entlaubter Nesselstengel, trockene, gesunde Ware, soviel Fasern ergeben, daß daraus ein Soldatenhemd gefertigt werden kann, so weiß der Peter Fritz, wie er seine beiden Jüngsten in der Volkswirtschaft nützlich betätigt. Die Buben sollen unter des Lehrers Führung und Anleitung im Wald Brennesseln sammeln."

„Gesammelt wird schon alles mögliche," sagte der Lehrer. „Abfälle von Leder und Metall, Altpapier und Korkreste, kleine und kleinste Gegenstände, und seit wir wissen, daß zwei Tonnen gesunder Tannenzapfen und Kienäpfel an Brennwert einer Tonne deutscher Steinkohle gleichkommen, müssen mir die ABC-Schützen öfter in den Wald. Ich wollt', man könnte ihnen auch das Harzreißen beibringen."

„Da habt Ihr recht," bekräftigte der Hinkende. „Durch Nutzung aller scheinbar wertlosen Dinge im Krieg ist das Volksvermögen um Millionen bereichert worden."

„Was das Sammeln betrifft," rief hier der Bader, „so bin auch ich nicht müßig gewesen, und der Peter Fritz kann mit Zahlen aufwarten so gut als der Hinkende und der Lehrer. Der Peter Fritz ist Sammler von Frauenhaaren, und es werden dafür bezahlt 7 Mark für das Pfund. — Etwa zwei Gramm derselben kämmt jede Frau in der Woche aus. Wenn also in einer Stadt mit zehntausend weiblichen Ein-

BLB Karlsruhe

wohnern auch nur die Hälfte der Verheirate en und Ledigen ihr ausgekämmtes Haar abliefert, so ergibt dies 5000 × 8 Gramm oder 40 Kilogramm monatlich, also einen Sammelerlös von 560 Mark oder von 6320 Mark aufs Jahr. Aber auch Männerhaare können auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt werden, nur gelten sie viel weniger. Wie stellt Ihr Euch zu dieser Sache, Löwenwirt?"

Der Gasthofer, den Bader aus listigen Aeuglein anblinzelnd, fuhr sich mit der Hand über den Kahlkopf. „Als wir noch jung und schön waren, Herr Doktor, stand es anders; aber das Haupt ist unergiebig worden. Wär' mein Wein wie Eure Haarwuchsmittel, Ihr hättet nie ein Schwipslein vom »Löwen« nach Haus getragen."

Ueber diese Anspielung wurde der Bader ein wenig rot und duckte sich zusammen, wie eine Schnecke sich in ihre rollende Festung zurückzieht. Der Hinkende aber ergriff wieder das Wort: „Unsre Betrachtung ist ein paar Seitenwege gegangen, und was haben wir schließlich gefunden? Daß niemals, solange die Welt steht, ein großes Volk im Kampf um Sein oder Nichtsein so alle Kräfte angespannt, so alle Hilfsmittel, auch die verborgensten, zusammengerafft, so gewonnen und entbehrt, so geschafft und gespart hat. In späteren Tagen werden Greise den aufhorchenden Enkeln davon erzählen. ... Vom Volksvermögen ist gesagt worden, es sei stark genug, die außerordentlichsten Kriegslasten zu tragen. Aber es gibt auch ein Vermögen, das nicht in Werkstätten und Hochöfen, in schwarzer und weißer Kohle, in Erz- und Kalilagern, in Acker- und Baugrund, in Kassenschränken und Schuldscheinen steckt. Größere Besitztümer schließlich sind die Eigenschaften und Fähigkeiten eines Volks: sein Erfindungsgeist und Arbeitswillen, sein Vorwärtstrieb und Sparsinn. Wir haben eine Fülle neuer Erfahrungen gewonnen; durch größeres Wissen von der Natur sind wir zu größerer Herrschaft über die Natur gelangt. Peter Fritz oder Ihr, Löwenwirt, zweifelt Ihr noch, ob wir trotz der größeren Last auf dem Rücken vorwärtsschreiten werden, wenn eine neue Laufbahn dem Vaterlande sich aufschließt? Wir werden es leisten und die Aufgaben erfüllen, die vorerst noch in den Sternen geschrieben stehn. Aber eine treue Zusammenarbeit aller Stände und Berufe im deutschen Vaterland wird dazu nötig sein, und unser öffentliches Leben wird von vielen Kriegsschlacken gesäubert werden müssen. Es tut not, daß die wirtschaftlichen Kräfte, denen Deutschland seine Weltstellung verdankt, sich wieder frei bewegen dürfen. Dem Mittelstand, dem Handwerker, dem kleinen Geschäftsmann, aber auch dem Geistesarbeiter sollte zu Hilfe gekommen werden, daß sie von aller Kriegsnot sich wiederaufrichten können. Das alles und noch viel mehr werden wir zuwege bringen, beim rechten Glauben an uns selber. Ein geschulterer Verstand als der des Hinkenden hat die Losung ausgegeben. Da lebte vor achtzig und mehr Jahren der Schwabe Friedrich List, der deutschen Volkswirtler gepriesener Lehrer und Meister, von dem stammt das Wort: „Man muß den Mut haben, an eine große Nationalzukunft zu glauben, und in diesem Glauben vorwärtsschreiten!" Ein prächtiges Wort, und wer ebenso denkt, mag — nachdem der Faden für heut zu Ende gesponnen ist — mit dem Hinkenden anstoßen!"

In späteren Tagen werden Greise den aufhorchenden Enkeln davon erzählen.

Jetzt gab es einen Gläservollklang, und selbst des Baders Augen strahlten, als sähe ganz Deutschland zu, wie der Stammtisch im »Löwen« den Anker in die Zukunft warf.

Wilhelm Schlang.

Wie der Sonnweber in den Weltkrieg kam.

Skizze von Hermine Ziegler.

Der Andreas Sonnweber war seit fünfunddreißig Jahren tief im Tirolerischen Briefträger, und zwar für Stanzach, Vorder- und Hinterhornbach und ging nebenbei noch als Bote die Woche zweimal übers Joch hinaus nach Reutte.

Ein kleines, knorriges Männlein. Ihn genau zu beschreiben, hält etwas schwer, denn außer dem Mützenschild, der Hackennase und der ewig qualmenden Holzpfeife im Mundwinkel war von ihm selbst nicht mehr viel zu sehen. Wenn er in Amtstätigkeit — und er war immer im Amt — vollbepackt von der Landstraße ins Dorf einbog, glich er einem zusammengerollten Igel, der seine Stacheln nach allen Seiten ausschickt. Aus der Kirm (Tragkorb) auf dem Rücken ragten Zuckerhüte, Brotlaibe, Kinderspielwerk und Wanduhren, an der Seite hingen Rechen und Heugabeln und vor ihm baumelte die große Ledertasche mit Briefen, Zeitungen, und die Pakete reichten ihm nicht selten bis ans Kinn.

Es gab nichts, was der Sonnweber nicht besorgte, nicht trug. Er kannte jeden Baum, jeden Steig, jeden Holzweg in seinem Revier, aber auch jeden Grenzwächter.

Dreimal in der Woche kam im Sommer die Post nach Hinterhornbach. Und da warteten denn die Dörfler und die Sommerfrischler oft bis in den späten Abend hinein vor den Haustüren auf den Sonnweber. Der aber wußte alle Nachrichten, soweit sie ihm zugänglich waren, schon zuvor. Aber merkwürdigerweise nur die guten. Denn dafür gab's immer einen Schluck Enzian beim Pfarrer, beim Lehrer, und wenn er gar der Wirtszenzl zurufen konnte: „Er kimmt! Er kimmt!" so harrte seiner noch ein Extraschmaus am Kuchlfenster. — Und so kam eines stillen Sommerabends der Sonnweber wieder in die Wirtsstube, legte den „Grenzboten" auf den Tisch und sagte geheimnisvoll: „'s gibt Krieg! Der Russ' druckt! Und wann der Russ' druckt" — — — — — Das war nicht auszudenken. Das pflanzte sich wie eine Stichflamme von Haus zu Haus, und nach wenigen Tagen war aus den Gerüchten und Vermutungen bittere Wahrheit erstanden, im Gegensatz zu des Bürgermeisters Spruch: „bis zu uns ist alles Heiße wieder kalt geworden". Und eine Woche später lag das Dorf wie ein verlassenes Vogelnest.

Weiber führten die Ernte heim, Kinder lenkten das Ochsengespann und die Stille des Feldes hatte etwas Erdrückendes. Der Sonnweber ging seine Wege nach wie vor; aber die Aufträge wurden langsam immer weniger. Dann kamen Feldpostbriefe. Auch Regimentsschreiben. Manche an den Pfarrer, der dabei jedesmal das Hauskäppchen ehrfürchtig lüftete und dabei ein Stoßgebet sprach.

Nicht selten, daß ihm Kinder und Frauen eine Meile weit entgegengingen. Aber er, der Sonnweber, merkte den Wandel doch: er war begehrt, aber noch mehr gefürchtet. Das sah er den Augen an, die so hungrig fragten, und den Händen, die so zögernd zugriffen.

Und zum erstenmal in den fünfunddreißig Jahren wurde ihm das Gehen sauer. Er torkelte mit seinem leeren Ranzen, als habe er das Gleichgewicht verloren, und stand mitunter nachdenklich am Joch oben und sah lange bergwärts. — Der Herbst war ins Tal gekrochen mit Regenschwaden und Laubgewirbel. Im Dorf war Kirchhofstille. Die letzten, greisen Männer hatten sich als Standschützen gemeldet. — Da litt es den Sonnweber nimmer.

Er knüpfte seine Habseligkeiten, darunter ein paar Kronen und einen Brief der Wirtszenzl an ihren Schatz, in ein rotes Tuch und stapfte dem Hornbach entlang, über die Gamsstiege talaus in die Ebene, nach Innsbruck. —

— — — — — — — — — — —

Was er wolle? schrie ein Feldwebel im Kasernenhof. „Mit in den Weltkrieg," sagte der Sonnweber, und — wurde stehengelassen. Ein zweiter fragte, ein dritter fragte, alle schauten nach dem Männlein mit dem hohen Rücken. Da kam endlich einer und führte es. Zimmer Nr. 8. Uniformen blitzten. Der Sonnweber wollte strammstehen, knickte jedoch vornüber. Dann folgten Red' und Gegenrede. Jede Aussicht schwand. Der Sonnweber verlegte sich aufs Bitten. Und als gar nichts mehr helfen wollte, riß er den Rock vom Leibe, ließ die Muskeln spielen und schrie aus vollem Halse: „Tragkraft drei Zentner!" Da lächelte der Stabsarzt und ein Schreiber kratzte: Der Mann ersetzt einen Esel, — Träger bei der Gebirgsabteilung. —

— — — — — — — — — — —

Zwei Wochen hindurch war Stanzach, Vorder- und Hinterhornbach ohne Post. In der dritten stellte ein armer Häuslerbub um der Barmherzigkeit und des Lohnes willen den Weltverkehr wieder her, und nach einem halben Jahre gelangte an die Wirtszenzl eine kaum leserliche Karte aus den Dolomiten.

In ein sauberes Deutsch übersetzt lautete sie ungefähr:

„Hurra! Mir geht es gut. Nun seh' ich gar noch die Welt. In Schnee und Eis immer gegen den Feind. Schicke mir einmal einen Schnaps.

Der Sonnweber."

———

Die Schuld.

Erzählung von Anton Schott.

1.

In der Gemeine Scheibelberg ist der Pfingstelritt heuer beim Langhansen. Die drei Wirte in der Gemeine wechseln damit ab, auf daß jeder einmal dazukommt, den Nachbarn und vor allem dem jungen Gevölke die überflüssigen Groschen abzunehmen. Ein Jahr hält der Schneck den Pfingstelritt mit darauffolgendem Tanze, ein anderes Jahr der Gaiswirt, und heuer ist eben die Reihe am Langhansen.

Der Pfingstsonntag ist ein Festtag und gehört als solcher zur Gänze dem Herrgott, dem ihn wohl mancher auch nicht gönnt, aber vom Montage wird der Nachmittag schon vom Vergnügen in Anspruch genommen. Am Pfingstmontage ist in der Gemeine Scheibelberg immer Pfingstelritt.

Der Schulmeister und der Pfarrer behaupten, der Pfingstelritt wäre ein Ueberbleibsel irgendeines Frühlingsfestes der alten Deutschen und uralter Brauch, aber die Behörde, die von altem deutschen Brauche nichts wissen will, schaut die Sache einfach als Wettreiten an und gestattet den Ritt auch nur als solches.

Daher halten die Scheibelberger doch alle Jahr ihren Pfingstelritt, wie es seit uralten Zeiten der Brauch ist.

Bald nach Ostern schon fangen die Burschen an, zu etwas müßiger Zeit oder an Sonntagnachmittagen die von Zug und Feldarbeit steifen und ungelenken Rosse „gängig" zu machen, auf den Angern und Brachen herumzutummeln und sie an den geraden Lauf nach Ziel und Willen zu gewöhnen. Rosse, die den Pfingstelritt schon öfter mitgemacht, werden um diese Zeit unruhig, als ahnten sie die Jahresfrist und als sehnten sie sich selbst nach dieser Abwechslung und nach ein bissel Prunk und Gepränge, die andern aber brauchen Mühe und Arbeit, um sie halbwegs so weit zu bringen.

Am Pfingstmontage nach dem Mittagessen geht es ans Parademachen. Die Mähren werden so sauber geputzt und gebürstet, daß sie glänzen wie frisch gestrichen, die Mähne wird in Zöpfchen geflochten und mit Seidenbändchen geziert, und selbst an die Schweifwurzel kommt eine handgroße Seidenmasche.

Dann rüsten sich die Reiter. Der Brauch ist, daß diese Reiter weder Joppe noch Weste tragen, sondern lediglich die breiten, sorgsam gestickten Hosenträger über die blühweißen Hemden, grünsamtene oder auch gestickte Schlägelkäppchen auf den Köpfen und eine um die Hüften aufgesteckte weiße Schürze.

Es ist, wie wenn es die Mähren selbst kennten, daß sie zu Putz und Glanz hergerichtet und anders ausschauen wie Werktags am schmutzigen Wagen: wie Prangjungfern trippeln und tänzeln sie daher, und freudiges Wiehern hallt von allen Seiten über die feiertagstillen Gefilde.

Nach dem Nachmittagssegen strebt männiglich dem Hansenwirtshause zu, wo es schon wurlet vor lauter neugierigen Kindern, und wo die Spielleute schon stimmen und proben. Bald darauf kommen die Reiter daher, und unter den Klängen des Pfingstelmarsches geht es nachher hinaus auf das Brachfeld, auf dem schon vorher die „Ziele" mit Stroh gemärket worden, ein inneres, wo sich Roß und Reiter anstellen, und ein äußeres, dem zugeritten werden soll, und dessen erster Erreicher das „Fähnchen" kriegt, ein bannerartig an einem Stänglein befestigtes Seidentüchlein im Werte einiger Gulden.

„An einem Pfingstmontage leidet es mich nicht daheim, wenn sie mich anbänden," behauptet ein altes Männchen in altväterischer Tracht, und seine Augen funken noch wie blutjunge, da es die Reiter so betrachtet.

„Mir geht es auch so," gesteht sein Nebenmann. „Mir ist sogar, als müßt' ich noch einmal mitreiten, ehevor es zu Ende geht."

„Wäre nichts mehr," kichert ein schäbiger, schmieriger Kunde hinter ihnen, den sie den Wagenschmiermann heißen, der Oedrupert, der mit Wagenschmier und Krätzsalben handelt und auch mit Russen- und Schwabenpulver, das manchmal hilft und manchmal . . . weder Menschen noch Viehern schadet. „Hätte kein Gesicht nimmer. Wäre kein Halten mehr auf den ungestümen Häutern."

„Eh' nimmer; aber . . . das Herz wäre halt alleweil noch jung und . . . närrisch."

„Närrische Herzen machen närrische Leute . . ."

„Hölldunner! Des Eschelbergers Bräunel hat sich aber zusammengewachsen," wundert der Steinkluiber und wackelt voll Unglauben mit dem Kopfe. „Meinen sollte man nicht. So ein spinnenhaxiger Drach und jetzt . . . jetzt . . ."

„Oftmals betrügt dich Vieh und Mensch," bedeutet der Wiesbauer. „Dürftest gerade nur wetten auf dies oder jenes."

„Meinen Kopf hätte ich verwettet."

„In so ein zwei, drei Jahren reite ich auch schon mit," nimmt sich ein kaum faustthohes Knirpslein vor. „Bis dahin muß mir unsere Kathel schöne Hosenträger sticken . . ."

„Da muß dich doch deine Mutter noch aufs Roß hinaufheben," zahnt[1]) hinter ihm die alte Seppenbäuerin.

[1]) Hämisch, zähnefletschend lachen.

„Und ein bissel anbinden schadet auch nicht . . .“

Der Junge wirft ihr einen Blick zu, der dem wildesten Kerl alle Ehre machte, tut ein paar entrüsteter und dabei doch geschämiger Schnaufer und drängt weg von . . . diesem Rabenbraten . . .

„Ich trauet mir halt doch zu wetten, daß mein Füchsel das Erste bekommt,“ vermißt sich der Brandriegler. „Hat den Haferhaufen gemustert diese Zeit her, und der Kasper hat bei der Reiterei gedient . . .“

„Des Haidsteffels Schimmel hat es im Vorjahre gewonnen,“ hält der Stiegl dieser Hoffnung entgegen. „Ist nicht schlechter worden seither, früher stärker und gelenkiger.“

„Na, werden halt sehen. Wenn mein Füchsel das erste ist am Ziele, kriegt der Kasper seinen Fünfer, und . . . wenn ich gerade recht in Freuden komme, kann's ein Zehner auch werden.“

Des Oedbauern Hütbübel schwenkt sein Hütlein, tut einen halblauten Juchezer und singt das erstbeste Liedel heraus, das ihm einfällt.

„Bin ein Geißbub, bin ein Kühbub,
Bin ein Ochsentreiber,
Wenn ich groß werd', wenn ich g'scheit werd',
Werd' ich Oberschreiber.

Am inneren Ziele staut sich der Zug. Die Reiter nehmen mit ihren Rossen vor oder vielmehr hinter dem Strohgezettel Aufstellung, und der Bergschuster und der Geigernazi hasten zum äußeren Ziele hinaus. Der eine trägt das Fähnchen, und der andere hat das Schußzeug, mit dem er das Zeichen zum Losrennen geben soll. Die Zuschauer aber suchen sich ihnen passende Plätze entlang der Feldraine.

Die Spielleute blasen eine mullweiche Weise um die andere, die Rosse tänzeln herum und wiehern und können das Weglaufen kaum mehr erwarten, und die Zuschauer mutmaßen das und jenes und manche wetten sogar ein paar Maß Bier auf das oder jenes Roß, das ihrer Ansicht nach das Erste kriegen könnte.

Da knallt der Schuß, und diejenigen Rosse, die schon ein Pfingstelrennen mitgemacht, greifen sofort zu gestrecktem Laufe aus, während andere erst dazugebracht werden müssen und daher schon eine Kleinigkeit im Nachteile sind. Aber weder des Brandrieglers Füchsel noch des Haidsteffels Schimmel kriegen das Erste, sondern des Eschelbergers Bräunel, das schnurgerade läuft und einen guten Reiter hat.

Letzter wird der Dorner-Gangerl[1]), der des Wiesbauern steifknochige Mähre reitet und es augenscheinlich schon von vorweg darauf abgesehen hat, nicht einmal aus Ziel zu gelangen. Wie der reinste Kasperl jagt er den Krampen herum, womöglich nach einer größeren Gruppe alter Weiber, und Schreien und Lachen folgt seinem närrischen Tun und Treiben.

[1]) Verkleinerungsform von Wolfgang.

„Der Bub hat den leibhaftigen Plunder barfuß rennen sehen,“ mutmaßt die Grabenbinderin. „Lauter Spaß und Fürwitz, und lauter . . .“

„Lauter Narrenstückeln,“ knurrt daneben der Wagenschmiermann, der Ruperl.

„Gerade das gefällt den Dirndln am meisten.“

„Mich, daß . . .“

„Dich möcht' eh' keine mehr,“ lacht die Oedschneiderin. „Aber dem Gangerl kann doch noch einmal ein Glück blühen.“

„Wenn er sich nicht anders stellt, nachher kaum.“

„Wer weiß? Wird eh' schon allerhand gemunkelt. Am Ende kommt er gar noch zu seinem Vaterhause. Des Dorners Liesel . . .“

„Sel wäre mehr wie recht,“ nickt der Ruperl kräftig.

Da tut hinter ihnen etwer ein paar ungefüger Schnaufer, und als sie sich umsehen, kehrt der Kund auch schon den Rücken und stapft von dannen: der Mathes, der hintere Dorner, ein wildbärtiger Waldknorren, der den Hut alleweil hübsch tief über die Augen gezogen trägt und der keinem Menschen gerade in die Augen oder ins Gesicht zu sehen gewohnt ist.

„Dem hast, scheint mir, jetzt einmal recht geredet,“ kichert die Grabenbinderin.

„Was frage denn da ich darnach?“

„Eh' schon, aber . . . oftmals . . . soll man so etwas nicht zu früh beschreien, sonst vergeht's wie der Morgennebel. Wenn es den Dornerleuten nicht recht wäre . . .“

„Von mir aus, gesagt ist gesagt.“

Der Zug ordnet sich zur Rückkehr ins Wirtshaus. Vorauf stellen sich die Spielleute, dahinter kommt des Eschelbergers Knecht mit dem Siegesfähnchen und nachher die übrigen Reiter, und Scherz, Lachen und harmloses Necken und Spötteln schallt allenthalben hin und wieder. Die meisten Lacher jedoch hat der Gangerl um sich und auch die meisten Leute. Es ist seit jeher Brauch und Gewohnheit, daß der letzte zu Trost und Stärkung eine beinahe tellergroße Flasche voll echten Brasil- oder Schmalzlertabakes kriegt, und mit dem teilt nun der Gangerl aus. Dem schlägt er ein Häuflein auf die Faust und jenem, und alten und jungen Weibern bietet er ein Schnüpflein des braunen Nasengewürzes an, um Spaß und Widerrede herauszufordern.

„Dir ist's eh' nur um den Tabak zu tun gewesen,“ mutmaßt des Dorners Liesel schlankweg und täschelt dem schwerfälligen Rosse den flachen Hals. „Und du mußt es nachher entgelten armer Häuter. Die Leute sagen, du könntest nicht rennen.“

„Was die Leute sagen, sel ist uns zweien ganz Wurscht,“ lacht der Gangerl beruhigend. „Juhuhu! Gelt, Bräunel!“

Hinterdrein stapft der Dorner, der Mathes,

und stößt von Zeit zu Zeit seinen schweren, eisenbeschlagenen Stecken wuchtig in den etwas zähen Erdboden . . . Was er vorhin gehört, hat sich in seinem Kopfe verspießt und findet nimmer hinaus. . . Die Liesel . . . Und es wäre mehr wie recht, sagt dieser . . . dieser Schmierfink! . . . Kann schon sein, daß es so wird! Aber . . . wie der Stoßfänger[1]) fährt er drunter, wie einer ein Wespennest anpacken muß, mit jähem Griffe faßt er an, und keinen Muck und keinen Blick duldet er mehr. Und . . . dem Schmiersacke reibt er die Reden heute noch fest unter die Nase. Was es den anginge, daß er . . . seinen Schnabel wetzen und nutzen muß? Mehr wie recht! Als ob . . . Na, warte nur; es wird schon recht werden!

Der Zug kommt zum Wirtshause, die Reiter steigen von den Rossen, und diese führen die Hütbuben gegen ein kleines Trinkgeld heim und in die Ställe.

„Daß aber von euch keiner mitgetan hat!" wundert der Gangerl den Dornerbuben gegenüber, und während diese nur die Schultern schüpfen, sagt es die Liesel gerade heraus.

„Mein!" macht sie es. „Bei uns! Die Buben wären so gern mitgeritten wie jeder andere und mit unsern Rossen hätten wir uns auch sehen lassen können, aber . . . der Vater halt! Könnte bei dem unnötigen Laufen leicht eines ein Pfündlein verlieren oder eine Schwinge voll Futter mehr fressen . . ."

Der Zug ordnet sich zur Rückkehr ins Wirtshaus.

„Nächstes Jahr wird mitgeritten," nimmt sich der Thoma vor, der zweitälteste. „Wenn es ihm nicht recht ist, nachher . . ."

„Nutzen ist gerade keiner dabei," hält der Sepp dawider und nimmt eine feste Prise von des Gangerls Tabake.

„Du wirst derselbe Knicker," stellt die Liesel fest. „Möcht' wissen, was der Mensch von lauter Wuchern und Knicken hat. Nicht einmal eine frohe Stunde."

„Liesel!" winkt ihr der Dorner, ihr Vater, beiseite, und beim Feuerwehrhäuslein drüben auf der anderen Straßenseite erklärt er putztrocken, was ihm nicht gefällt und in den Kram taugt. „Diese Herumzieherei um den Dornergangerl und diese . . . und das leid' ich halt nicht," platzt er dann plump heraus. „Daß ich dich nimmer sehe bei ihm, und daß du mir mit ihm nicht zum Tanze gehst! . . ."

„Nicht zum Tanze gehen?" entrüstet sich die Liesel und wird brennrot im Gesichte. „Diese Schande tu' ich keinem an, dem ärgsten Lumpen nicht."

„Und ich leid' es nicht."

Ein paar Augenblicke steht sie mit halbgeöffnetem Munde, aber dann verdrückt sie die kurze Widerrede und wendet sich einfach ab und den Leuten zu.

Vom Tanzboden her klingen die prickelnden Weisen des ersten Tanzes, und vom Wirtshause herüber ruft und winkt dieser . . Mistbub, dieser Gangerl, . . . und . . . sie geht auf ihn zu und mit ihm auf den Tanzboden. Alle . . . alle . . . dreihundertdreiunddreißigtausend und noch ein etliche! Wenn einer da nicht werden könnte wie hellauf eine Wildkatze, nachher müßt' er kein Tröpflein Galle mehr im Leibe haben. Und er leidet es nicht, er duldet es nicht . . . Am Ende kommt er gar noch zu seinem Vaterhause . . . kann schon sein! Und wenn der helle Dunner seine rußigen Krallen im Spiele hätte, so käme es auch nicht so weit Z'wegen warum . . .? Ah was! Er hat selbst drei Buben und . . . Warte, dorten steht dieser Schmierhadern ein bissel abseits! Dem kann gleich das Notwendigste gesagt werden.

Und er strebt sofort auf ihn zu.

„Ein paar Worte!" grinst er hämisch. „Ein paar Worte nur; wirst dich eh' gleich auskennen. . . . Han . . . jetzt muß ich dich doch fragen: was geht denn dich der Dornerbub an, der Gangerl, weil du auch deinen Schnabel dabei haben mußt? Wäre mehr wie recht . . ."

„So!" kreißt der Ruperl in seiner Weise, da er merkt, wo das Ganze hinaus will. „Da rinnt also das Häfen? Na, von mir aus. Weißt, Dorner, mich geht der nichts an und der nicht, und wenn mich etwer etwas angegangen hätte, nachher hätte ich früher einmal etwas sagen

[1]) Kleiner Geier.

können. Verstehst mich? Hätt' es auch sagen sollen, weil es mich heute noch beißt und drückt, daß ich es nicht getan habe . . ."

„Was . . . hättest sagen können?" pfaucht der Dorner, und seine Augen bohren sich ausnahmsweise ein paar Augenblicke förmlich fest in des Ruperls Gesichte.

„Meine Sache!" trutzt der und wendet sich weg. „Aber ich kann sagen, daß es mehr wie recht wäre, wenn der Gangerl wieder zu seinem Vaterhause . . ."

„Wie . . . meinst das? Und er tritt ihm kurz in den Weg.

„Meine Sach'," wiederholt der Ruperl nochmals. „Aber . . . weil du so neugierig bist: Ich weiß, wie der vordere Dorner, des Gangerls Vater, selmal ums Leben kommen ist. Verstehst mich jetzt, du . . . Ganzfeiner?"

Ein paar Augenblicke ist dem Mathes, dem hinteren Dorner, als wäre rechts und links von ihm und vorn und hinten je ein Himmelslichtser[1]) mit krachendem Sumsen niedergefahren, und der Erdboden zitterte und wankte unter seinen Füßen . . . Er . . . weiß etwas! Alle . . . alle . . .!

Und während er so schaut und stiert in seinem Erkommen geht der Ruperl seines Weges und

„Nicht zum Tanze gehen?" entrüstet sich die Liesel und wird brennrot im Gesicht.

läßt ihn stehen. Diese Rede kann er nehmen, wie er will, und wenn er sie recht krumm nimmt, schadet es auch nicht.

„Alle . . . alle . . .!" kreißt der Dorner wieder, da er sich endlich ermannt und von der Stelle hebt. „Mit dem muß ich . . . klar deutsch reden, klar deutsch . . . daß er mich gut versteht." Knapp vor der Tür des Wirtshauses aber reißt es ihn jählings wieder herum. Ist nicht notwendig, daß er jetzt in das Gedränge und in den Turbel hineingeht. Das Malefizdirndl folgt ihm augenscheinlich nicht, und unter den Leuten kann er unmöglich eine Schimpferei anfangen mit ihm. Daheim aber wird es ihn schon verstehen. Und . . . mit diesem Habakuk muß er heute noch reden . . . lediglich reden, wie er die Geschichte eigentlich meint. Hartnahe am Wege ist ein dichter Haselhag an der Sonnseiten, und dort legt er sich hin, sinnt seiner Fährten nach und wartet, bis der Lümmel kommt.

„Mathes! Dorner!" schreit ihm einer nach. „Daß dich der Schinder etwan gar schon heimzu reitet! Geh her ein bissel! Beim Gaiswirte soll Platz und Ruhe genug sein für ein gemütliches Pläuscherl." Aber er schaut nimmer um und gibt kein Zeichen.

Voller Gift und Aerger stapft er hinaus aus dem kleinen Oertel in die festtägig stillen Fluren, auf denen nur die Sonnenwärme flirrt und flimmert, und über denen die Lerchen trillern, und hinter dem Haselhage auf des Eschelbergers Markung legt er sich der Länge nach nieder und läßt jedem seiner zuwideren Gedanken Kommen und Gehen frei . . . Mit dem muß er reden, dem . . . muß er das Notwendigste sagen.

So sinnt und strubelt er dahin, bis sich die Sonne schon hübsch gen die Berge neigt und herankommendes Reden ihn aus dem Drahel reißt.

Jetzt . . . könnt' er kommen. Ja . . . aber der Stingel ist bei ihm, und beide reden und deuten, als hätten sie wer weiß was auszumachen.

Für diesmal ist es also nichts; aber . . . ausgemacht muß die Geschichte schon noch werden.

2.

In der uralten bayrischen Grenzstadt Furth im Walde ist „Drachenstich".

In früheren Zeiten hat diese Festlichkeit immer am „Kranzelsonntage", das ist am Sonntage nach dem Fronleichnamsfeste, stattgefunden, in neuerer Zeit aber sticht man den Drachen später, damit — mehr Fremdenzuzug kommt.

Einige Wochen vorher schon künden in allen Gast- und Geschäftshäusern der Umgegend große Aushängezettel dieses Fest an und tun kund und zu wissen, daß am so und so vielten in der alten Grenzstadt Furth i. W. der Drach' nach altem Brauch und Herkommen gestochen werde, und daß sich daran ein großes dreitägiges Volksfest schlösse, dazu männiglich eingeladen wäre.

Und man kommt auch.

[1]) Blitz.

Schon vormittags strömen die Leute aus der Umgegend von allen Seiten herbei, gen Mittag kommen die entfernter Wohnenden, und auch die Züge bringen Mengen von Neugierigen. Bekannte begrüßen sich, Fremde finden sich bei einer Maß Braunem, auch einem nach Wäldlerart ausgetauschten Schnüpflein Brasil zu oftmals weittragender und lebenslang währender Bekanntschaft zusammen, und alles ist ganz Spannung und Erwartung, wie heute der Drach' abgetan wird.

Vor der Bräuwirtschaft zum Bay stehen ein paar Einheimische und lachen und witzeln über einen wahrscheinlich über alle Maßen geschundenen Ehemann, der sich den Einfall geleistet, in der Zeitung anzukünden, daß er für den heurigen Drachenstich seinen alten, im Kampfe vielfach erprobten Hausdrachen empfehlen könnte.

Des hinteren Dorners Liesel hat es zuwege gebracht, daß ihre Brüder, der Thoma und der Michel, auch auf den Drachenstich gehen wollen und sie ein Recht zum Mitgehen hat, und unterwegs hat es sich gespielt, daß des Wiesbauern Knecht, der Dornergangerl, ebenfalls zum Drachenstiche will, dieweilen einiges junge Geburische aus seiner Nachbarschaft ihm dieserhalb zugeredet.

Wenn sich etwas . . . schicken will, so schickt es sich eben. Der Thoma und der Michel mutmaßten natürlich sogleich eine Verabredung, scheren sich aber nicht weiter darum. Was geht es sie an, mit wem die Schwester gut sein will und mit wem nicht, und daß sie sich an das Verbot des Vaters nicht kehrt, ist ihre Sache.

Man plaudert, lacht und scherzt dahin, bis man nach Furth kommt in die Stadt, und bis es da und dorten zu schauen gibt und zu fragen und zu urteln.

Vor dem Baywirtshause steht ein Bauersmensch in altfränkischer[1]) Tracht und wartet augenscheinlich auf etwen: der Waldhauser von Gutenzell.

„Vom Scheibelberg?" erkundigt er sich in seiner seltsamen Redeweise.

„Alleweil," bejaht des Höhlippen Bub.

„Nichts gesehen vom Brandhofer?"

„Gesehen keine Nasenspitze; aber gestern hat er gesagt, daß er sich die Geschichte auch ein bissel anschauen möchte."

„Mhm. Nachher kommt er schon. Wenn ihr ihn sähet . . ."

„Etwan ist er schon da und bei der Wutzmühle draußen."

„Könnte auch sein . . ." Und sie gehen zur Wutzmühle hinaus, wo die Zusammenstellung des Festzuges vorgenommen wird. Die Festwagen sind da aufgefahren, hier und dorten taucht ein Reisiger auf oder ein grimmbärtiger Lanzknecht, und ein Kreuzritter setzt an dem brennenden Glimmstengel eines grausen Türken seine eigene, gar nicht zur Ausrüstung eines Kreuzritters passende Zigarre in Brand, während der Gaugraf „Friedrich von Bogen" sein Pfeiflein schmaucht und mit einer ganz neuzeitlichen Dame scherzt und schäkert, und „Kaiser Heinrich IV." mit einem wirrbärtigen Jägermeister aus ein und demselben Maßkruge trinkt.

Hier und dorten taucht ein Reisiger auf oder ein grimmbärtiger Lanzknecht.

Der Brandhofer steht vor dem Festwagen der Bavaria und besieht sich dies und das genau, als der Waldhauser rücklings an ihn herantritt und ihm die Hand auf die Schulter legt.

„Also! Jetzt den Handel eben machen."

Der Brandhofer wendet sich um. „Ja, der Waldhauser! Na, grüß dich Gott! Und . . . gar solche Eile hätt' es ja nicht."

„Geschehen ist geschehen, und weg ist weg. Verstehst? Ich habe gesagt, heute komm' ich her und bringe dir das Ochsengeld mit, und . . . hat mich gefreut, daß du mir derweilen geborgt hast."

[1]) Altväterisch.

„Es kennt ja einer den andern."

„Geh her ein bissel auf die Seiten!"

Und sie gehen etwas abseits hinter eine Bretterhütte, und der Waldhauser zählt dem Brandhofer das Ochsengeld auf, acht Hunderter.

„Ist ja recht, gelt?" fragt er dann, und der Brandhofer nickt beifällig. „Nicht ein Pfennig fehlt."

„Ei, ei!" erkommt der Waldhauser jählings und deutet nach zwei Kunden, die am andern Ecke der Bretterhütte lehnen und anscheinend ganz wo anders hinsehen, als nach den zwei Bauern. „Habe gemeint, da sähe uns niemand, und derweilen . . ."

„Ah was!" macht es der Brandhofer gleichmütig und schüttelt seinen eckigen Kopf geringschätzig. „Wegen denen! Die kenn' ich nicht, und die kennen mich nicht."

„Im Gedränge könnte leicht . . ."

„So geh' ich halt nicht ins Gedränge."

Sie wenden sich ab und gehen wieder zu den Festwagen hin und zu den Gruppen, wo etwas zu sehen und zu hören ist, und wo manche von Krieg und Kriegsgeschrei und von Schlachten und Siegen reden. Hören tut man ja alleweil, daß etwas im Anzuge sein soll, aber . . . was geht das sie und das übrige Volk an? Wenn die Großen etwas auszumachen haben werden miteinander, werden sie es schon auskochen, daß es nicht zu arg überläuft und nicht zu viel brandelt.

Der Festzug ordnet sich allmählich, und sie gehen ein Stücklein Weges voraus und lassen dorten den Festzug an sich vorüberziehen.

Dieser ist in fünf Gruppen geteilt, jede recht gut zusammengestellt und in möglichst historische Trachten gesteckt. Auch manches Rüstzeug wird mitgeführt, echt und von ehrwürdigem Alter, das ehedem gewiß nicht so friedlichem Zwecke gedient haben dürfte, vieles auch, das die Nachahmung auf den ersten Blick erkennen läßt.

Der ersten Gruppe voran schreitet der „schwarze Ritter" mit der Drachenfahne, dahinter fährt der Festwagen mit der „Ritterin" auf dem Drachensteine, in dessen Gefelse die Zwerge ihre Wohnung aufgeschlagen. Der Festwagen der zweiten Gruppe stellt eine Burg vor, in deren Hofe der Burgherr, die Burgfrau und einiges Gesinde, Ritter und Pagen, sitzen und anscheinend ob etwas trauern. Dahinter noch Gesinde, Ritter und Reisige, und selbst der Hofnarr fehlt nicht. Die vierte Gruppe versinnbildlicht die Belehnung Friedrichs von Bogen mit den Weilern Furth und Grabitz im Jahre 1086 durch Kaiser Heinrich IV. Ein Herold und eine Schar Edelknaben leiten die fünfte Gruppe ein, auf deren prächtigem Festwagen Bavaria einen Kranz über acht, die acht Kreise Bayerns versinnbildende Kinder hält. Dahinter ein Fähnlein Further Stadtsoldaten mit der uralten Grenzfahne, einem altehrwürdigen, sturm- und kampferprobten Banner, das in manch hartem Strauße den Kämpen für Vaterland und Volk vorangeflattert wider die einfallenden Tschechen. Die dritte Gruppe bilden Kreuzfahrer mit einem eroberten Türkenlager, ein Herold mit der St. Georgsfahne und der „Drachentöter" mit seinen vier Begleitern. Diese Gruppe schließt sich dem Zuge aber erst nach beendetem Drachenstiche an.

Der Festzug bewegt sich über den Stadtplatz herab und verzieht sich dann in eine Seitengasse, und nur der Wagen mit dem Drachensteine und der Ritterin bleibt stehen.

Die Bergzwerglein kriechen aus dem Gefelse und beginnen ein Bittlied zum Allvater um Erlösung von dem bösen Drachen, dem auch die Ritterin auf dem Drachenstein heute zum Fraßopfer werden soll. Und dann kommt der Ritter Drachentöter herbei und des Weges, erfährt von der Not der edlen Frau und erbietet sich, den Kampf wider das Untier aufzunehmen. Unterdessen wälzt sich der Drache, ein blaugrünes, scheusames Untier, das zum eigenen Vergnügen nach den Gewändern und Tüchern der Zuschauerinnen schnappt, mit dem Rachen klappert und allerlei andere Ungezogenheiten vollführt, schon herbei.

Der Ritter wirft das Roß herum und sprengt dem Untier entgegen. Zwei oder drei Gänge, und der Drachen beginnt mit Kopf und Schwanz wild um sich zu schlagen, aus dem weitgeöffneten Rachen fließt Blut, und er sinkt verendend zusammen.

Eine Dankrede noch und ein Kranz als bescheidener Ritterslohn, und der Drachenstich ist für diesmal wieder vorbei. Der Festzug stellt sich wieder zusammen, um sich zur Wutzmühle zurückzubewegen, und auch viele der Zuschauer gehen und ziehen mit auf die Festwiese.

„Ihr verhaltet euch schon noch ein Zeitlein," mutmaßt der Brandhofer dem jungen Gevölke gegenüber, das noch keine Anstalten machen will, sich auf den Heimweg zu begeben.

„Nimmer lange," stellt die Liesel in Aussicht.

„Ich mache mich heimzu. Der Weg ist noch lang, und ein paar Stationen macht man auch noch gern."

„Mir ist auch so," entschließt sich des Dorners Thoma. „Was schaut einer mehr viel herum? Näher daheim ist allemal besser."

„Sagt uns halt derweilen an!" scherzt der Gangerl. „Bis es dunkelt, sind wir auch im Scheibelberg oben."

„Ist schon recht."

Die zwei machen sich auf den Heimweg, und nach einem Zeitlein hastet ihnen auch der Pechhackerbub noch nach. Die andern aber schlendern dem Zuge nach zur Wutzmühle hinaus und schauen und gaffen hier und dorten an Ringelspielen und am Ringwerfen, an Komödianten

BLB Karlsruhe

und an Taschenspielern. Dazwischen kauft man sich hier eine Maß und dort auch eine, und es wird auch für sie Zeit zum Heimgehen.

Unter Scherz und Lachen macht man sich auf den Weg, und es fängt wirklich zu dunkeln an, bis man zum Schneckenwirt in Scheibelberg hinaufkommt.

Der hintere Dorner hat tagsüber erfahren, daß ein ganzer Trieb jungen Gevölkes zum Drachenstiche gegangen, und daß auch der Gangerl dabei ist, und er hat sich sofort zusammengereimt, daß die Geschichte wieder eine abgekartete Zusammenkunft sein mag . . . Und justament nicht! Es darf einmal nichts draus werden aus diesem Vorhaben, wenn es Graz gälte. Das muß nun auch dieser . . . Notnigel erfahren, der vielleicht die . . . besten Absichten haben mag.

Deshalb ist er noch zur Kirchen herunter, und deswegen wartet er, um diesem Kunden . . das Nötige sagen zu können.

Kaum ist das Burschzeug[1]) angekommen, winkt er dem Gangerl aus der Stube. „Hätte dir ein bissel etwas zu sagen."

Der Gangerl verhofft wer weiß was Erfreuliches zu hören, stutzt aber gleich, als dieser Mensch in seiner süßlichsten Weise anfängt: „Bist ein recht gescheiter Bursche, Gangerl, bist etwan gar ein bissel zu gescheit, aber sel kennst doch nicht, daß du dich um etwen andern umschauen solltest, wie um meine Liesel, wenn d' so eine . . . wenn d' halt ein Gegenstuck suchen solltest, wie es schon der Brauch ist. Meine Liesel ist nicht gewachsen für so einen, verstehst, und . . . ich leid' es halt einmal nicht," trumpft er nachher baumfest heraus. „Daß ich dich nimmer sehe um sie, und um meinen Hof herum schon gar nimmer . . ."

Dem Gangerl steigt der Zorn auf wie dräuendes Wettergewölke, und der leidige Trutz reißt die Zügel an sich.

„Sonst fehlt Euch heute noch nichts?" spöttelt er.

„Wie . . .?" pfaucht der Dorner in seinem Grimme.

„Was ich tun und lassen will, ist meine Sache; verstanden? Aber Euern Hof kann ich schon meiden, sel ist das Wenigste . . . So sind wir derweilen fertig?"

„Ich meine schon."

Der Gangerl tut einen Juchezer wie etwa ein Hahn, der einem andern kampflustig zukräht, wendet sich kurzweg um und geht wieder dem Wirtshause zu, aber knapp vor demselben gibt es ihm einen Riß herum, und er geht vorbei und heimzu. Was täte er auch heute noch drinnen bei dem jungen Gevölke? Sein Aerger übertäubt die Freude, und er könnte sich leichtlich einmal von Zaum und Zügel reißen und eine Rede herausstoßen, die am besten nicht getan wird. In Gegenwart des Dirndls möchte er mit dem Alten nicht viel zu tun haben.

Heim geht er!

Und er schlägt den Weg ein nach der Gegend der Gemeine, wo es in der Hochwiese heißt, und wo der Wiesbauer ist, bei dem er für dieses Jahr im Dienste steht. Sinnend, sich ärgernd und nebenbei wieder alles leichtlich in den Wind jagend, schlendert er dahin, und am Waldrande hinten setzt er sich ein Oertel nieder. Zu versäumen ist heute nichts mehr.

Da beginnt sich des Monds gelblichblasse Scheibe emporzuschieben über die fernen Bergrücken, immer höher und höher, und es schaut gerade so aus, als ob ihn der alte Geselle hämisch und herausfordernd anzahnen wollte. Es fehlte nur noch, daß an diesem Schalksgesichte ein Trumm Körper hinge, dessen Hände ihm schadenfroh die Feige wiesen. Unsinn! Was einem alles einfallen kann in . . . in der Dummheit halt!

Ja, da kommen ihrer zwei daher! Wer könnte das sein? Ah! Ist es, wer es sein will: es braucht ihn nicht jeder zu sehen, weil es keinen etwas angeht, wo er herumhocken und herumsinnen will. Und er versteckt sich hinter einem Büschel Jungfichten.

Was? Die Kunden lassen sich gerade vor ihm nieder? Auch nicht schlecht. Nachdem sie keine Ahnung von ihm haben, kann er leichtlich hinter das oder jenes Geheimnis kommen.

„Den Weg muß er kommen," raunt der eine. „Und nachher: kurz machen, daß niemand dazu kommt! Wie er daherkommt, schlag' ich ihn gleich nieder, und du fährst hin und reißt ihm die Brieftaschen aus der Joppen. Und treffe ich ihn nicht sicher, und stellt er sich etwan zur Gegenwehr, nachher muß halt gemetzgert werden. Um ein paar Hunderter muß man schon etwas wagen."

„Fehlt nichts," raunt der andere zurück.

„Ja, so geht der Wind? Nicht schlecht! Auflauern, niederschlagen, metzgern . . . Wen? Ihn? Nein; er hat weder Brieftasche noch ein paar Hunderter, und es würde solches auch keiner bei ihm suchen und mutmaßen. Der Plan muß etwem anderen gelten, und . . . das muß er nun schon sehen und hören.

Des Abends rötlicher Schein verblaßt mehr und mehr, und dafür füllt der Mond die Welt und die Gegend mit seinem silbrigen Scheine, sendet seine Strahlen zwischen dem immer dunkler werdenden Astwerke hindurch und über die von keinem Lüftchen bewegten Baumwipfel. Wie Gespenster wachsen und schwinden die dunkeln Schatten, und die silbrigen Strahlen fahren dazwischen durch wie blanke Speere und Messer . . . Aber die Zeit wird immer länger und langweiliger, und trotz allen Sinnens und

[1]) Bursch = gekürzt aus Geburische = junges Volk.

Grübelns wird ihm das Warten immer zuwiderer.

Halt! Jetzt kommt etwer! Vielleicht ist es derjenige, dem diese Spitzbuben auflauern. Nachher kann der Tanz bald losgehen, und er ist von der Heimlichkeit und von dem immer lästiger werdenden Verputzbergen erlöset ... Jetzt einen Stein oder ein Trumm Holz zum Dreinschlagen, wenn der Turbel losgeht! Und er tastet um sich, bis er ein Trumm Stein erwischt, das gerade recht wird zum Dreinhauen.

Richtig, die Kunden springen auf und dem arglos des Weges stapfenden Menschen zu. Also auch auf!

Aber derweilen fällt schon ein dumpfer Schlag, und ein halbverdrückter Aufschrei folgt ihm; aber in den nächsten Augenblicken schon schlägt und hämmert er zu. Einer der Lumpen gibt sich sofort flüchtig, und der andere taumelt ans Wegufer, wälzt sich einige Male hin und her und verstößt sich nachher auch im Düster des Waldes.

„Wer ist's?"

„Wart, Gesakert!" kreißt nun der Ueberfallene und wäre, von der Ueberraschung erholt, zur Gegenwehr und zum Dreinschlagen bereit, aber der Gangerl springt zur Seite.

„Hanswurst!" tadelt er. „Jetzt wolltest auf mich schlagen, weil ich dir die Raubersgesellen vom Leibe geschafft ..."

„Ja, du bist es? Wie ...?"

Der Ruperl, der Wagenschmiermann! Alle guten Geister! Daß der ein paar Hunderter ...? So und so wär' es gewesen, und so hätt' es sich geschickt, daß er hinter den Plan gekommen.

„Die passen einem andern für," mutmaßt der Ruperl. „Unsereiner ... die paar Groschen, die man sich durch Wochen hindurch verdient ..."

„Aber sein hättest du es müssen ..."

„Eh' wohl ..."

„Wie der Dorner nicht ist, der mich anstreitet und vertreibt ..."

„Als ob etwas nicht sein wollte; gerade so. Vergelte dir's Gott, Bub! Viel wäre wohl nicht hin gewesen an mir, aber ... sein muß es auch noch nicht. Und ... daß ich dir sage: Ein Dienst ist des andern wert. Ich weiß etwas, das dir nützen kann, und ich tue dir den Gefallen. Kannst dich verlassen auf mich. Wenn du nicht weißt darum, ist's gerade so warm, und es gehen dich keine unebenen Gedanken an. Anders wird's ja nimmer, wenn d' es auch haargenau wüßtest, und geschehene Dinge muß man ruhen lassen. Aber ich treibe einen Keil an, daß er zieht."

„So treibst halt einen!" stellt der Gangerl leichthin frei, und vor dem Wäldchen wendet er sich wieder zur Umkehr. „Jetzt geschieht dir nichts mehr, weil du von dir siehst, aber wenn die Lumpen noch etwen anderen anfallen wollten ..."

„Gib halt du acht! Und ... ich könnte übrigens den Burgermeister verständigen, daß ..."

„Steht ja gar nicht dafür. Zu finden werden sie eh' kaum mehr sein ..."

3.

Als das erste Tagesgrauen über die Berge emporsteigt und seinen fahlen Schein über die Gegend sendet, pocht und trommelt etwer aus Leibeskräften am Kammerfenster des Graben-

Als das erste Tagesgrauen über die Berge emporsteigt, pocht und trommelt etwer aus Leibeskräften am Kammerfenster des Grabenbinders.

binders, der neben seinem Handwerke auch den Dienst eines Gemeindepolizisten versieht.

„Thoma! Auf mit dir!"

„No, no!" knurrt der im ersten Erkommen. „Was gibt's denn? Was ist denn los?"

„Auf, sage ich. Und ein bissel flink halt!"

„Wer bist denn? ... Jegerl, ja!" entsinnt er sich mitten drin. „Der Gangerl." Und er springt auf und rennt zur Haustüre. Des Burgermeisters Knecht: also eine Amtsbotschaft. „Was ist's denn, mitten in der Nacht?"

„Schau, daß du in dein Gewand kommst und gehe gleich mit zum Burgermeister! Mobilisiert ist. Derweilen acht Armeekorps. Die Einberufungszettel austragen."

„Alle ... guten ..." entsetzt sich der Thoma und weicht einen Schritt zurück. „Und ...?"

„Bis zweiundvierzig Jahre. Mich hat es eh' auch. Bei ein vierzig sind ihrer halt aus unserer Gemeine. Die Halbscheide muß ich verständigen, die andere du. Also: schnell!"

Alle guten Geister! Also geht es richtig los? Geredet und gemunkelt ist schon ein paar Wochen

her worden; aber keines hat es recht ernst genommen. Ueberall wird von Kultur und Gott weiß was geschrien; da kann es doch keinen Krieg und keine Menschenmörderei geben . . . Und dieser Gang, der einem das Herz zerreißen könnte wie ein vermorschtes Baumwollfleckchen. Die Not und das Elend, das er mit dieser Botschaft in manches Haus bringen wird, und das Flennen der Weiber und Kinderchen!

„Wenn etwer anderer wäre!“ sucht er sich zu drücken. „Ich zahlet' ihn wahrhaftig dafür. Ich waget mich über einen Bären, wenn es sein müßte, aber . . . ich kann halt keine Not und kein Elend sehen, und . . .“

„Rede nicht lange! Der Bauer hat mich um dich geschickt und du mußt kommen.“

So wirft er sich denn so rasch wie möglich in sein Gewand und hängt zu allem Ueberflusse noch den Säbel um und nimmt den dicksten Stecken, den er hat, als könnte er sich damit wider seine Gemütsweichheit rüsten und wappnen . . . In Gottes Namen also!

Die Stille und der Friede des Sonntagmorgens liegen wie lieblicher Märchenzauber über der ganzen Gegend. Die letzten Sternlein erblassen, der Mond verkriecht sich, und da und dorten läßt sich schon ein wachgewordenes Vögelein hören. Um jedes Haus und jedes Gehöfte weben noch Schlaf und Traum ihre zarten Schleier, und . . . vielen mag der Traumgott noch eitel Glück und Freude vortäuschen, denen das Erwachen Elend und Herzeleid bringen wird . . . Mobilisierung! Krieg! Und über den verblassenden Sternen ist einer, der geboten und geheißen allem Menschengeschlechte: Der Friede sei mit euch! Den Frieden hinterlasse ich euch.

Der Wiesbauer ist als Bürgermeister vom Einrücken enthoben; aber trotzdem zittert seine rauhe, arbeitsgewohnte Hand, als er den zweien die Verzeichnisse all derer übergibt, die von der Mobilisierung in Kenntnis zu setzen sind.

Und dann machen sich die beiden auf den schweren Weg. Der eine nimmt diese Seite der Gemeine, der andere jene.

Der Hinteröder flucht wie ein Reiter, als er die Botschaft vernimmt, der Mooshäuselmann ruft alles Unheil und Unglück herab über die Schuldtragenden und alle Hohen und Höchsten, und die Oedbäuerin gebärdet sich hellauf wie von Sinnen.

Beim hinteren Dorner stehen sie gerade auf, als der Gangerl dem Hofe zustapft.

„Guten Morgen!“ grüßt er kühl und förmlich; aber der Dorner fährt ihn statt jeden Dankes kieshart an.

„Auf den . . . Zwetschgenbaum steigst mir, du . . . du . . .! Und gesagt habe ich dir's schon deutlich genug, daß du mir nimmer in die Nähe kommst von meinem Hause. Verstehst mich? Dort geht der Weg für.“

„Meinetwegen noch einer,“ trutzt der Gangerl entgegen. „Heute geh' ich halt herein, weil ich muß, und weil ich geschickt bin. Wo sind die Buben?“

„Brauchst sie, du . . . Fallot!“

„Diesmal schon . . . Sepp! Thoma! Michel!“

„Schau, daß du dich verziehst!“ keucht der Dorner in wachsender Wut.

Die Gerufenen kommen durch die Stalltüre auf die Gred, und unter der Haustür erscheint die Liesel mit einem Wassereimer in der Hand.

„Mobilisiert ist, daß ihr es wisset.“

„Wie . . . sagst?“ dehnt nun der Dorner ellenlang heraus und starrt diesen Unglücksmenschen mit weitaufgerissenen Augen und halbgeöffnetem Munde wie . . . einen Wildfremden an. „Wie . . . hast gesagt? Wer . . . sagt das?“

„Der Burgermeister schickt mich um, und ich habe weiter nichts zu sagen. Das andere weiß ein jeder selbst.“

„Jetzt . . . geht die Uhr recht,“ pfaucht der Michel und fährt sich mit der Hand hinter das Ohr. „Jetzt . . . könnt' mich gleich alles . . .“

„Und die Arbeit übereinander!“ entsetzt sich der Thoma. „Zwei Knechte müssen sofort sein und gezahlt werden.“

„Mußt du auch fort?“ fragt die Liesel, stellt den Eimer zum Grande und kommt über die Gred heraus.

„Wie ein jeder, der beim Militär gewesen ist . . . Wir machen uns eh' alle miteinander auf den Weg?“ wendet er sich an die Buben. „Um halben Nachmittag herum beim Wirte drüben.“

„Mit Willen!“ kreißt der Sepp, und tut ein Geheiß, das nicht jeder hören dürfte, den es angeht. „Das ist noch abgegangen. Die den Krieg angefangen, dieselben bleiben sicher schön auf der eigenen Bank hocken.“

„Wie allemal. Das Volk halt . . .“

Gleichmütig wendet er sich ab und zum Weitergehen; aber kaum ist er ein paar Schritte weg von der Gred, hört er den Alten schon wieder zetern und greinen.

„Wo willst denn hin? Magst dableiben? Geht dich der Haderlump etwas an? Magst hergehen?“

Ein Weibergewand plodert hinter ihm, und eine nur allzubekannte Stimme ruft ihm nach: „Gangerl! Einen Augenblick!“

Er stößt den Stecken trutzig in den Weg und kehrt sich um.

Mit pustendem Atem steht die Liesel vor ihm und hält ihm die Hand zum Abschiedsgruße hin. „Behüt' dich Gott also, wenn du fort mußt! Und komme wieder gesund heim! Ich vergiß dich nicht, und . . . hörst, ich warte halt auf dich. Mehr kann ich nicht tun, und mehr tue ich nicht.“

BLB Karlsruhe

„Wie Gott will," stellt er dahin. „Man wird halt sehen." Er faßt die dargebotene Hand und drückt sie, als wollt' er sie zerquetschen. „Behüt' dich Gott!"

„Liesel! Rabenaas!"

„Ah was!" macht sie es unwillig. „Ich tue halt, wie ich will. Komme nur wieder gesund heim!"

Ein stoßender und fibernder Seufzer entringt sich steinhart seiner Brust, da er sich wieder zum Wege wendet, und ein kräftiger Fluch drängt sich hartnah bis vor die Lippen, und nachher setzt er einen Schritt ein, als müßte er noch vor Mittag im Feindeslande sein . . . Dümmer könnt' es nimmer spielen. Der Alte will nichts wissen von ihm, und das Dirndl will ihn nicht lassen. Wie mag das noch enden.

Ein schwaches Viertelstündlein weiter vorne gegen die übrige Gemeine zu liegt, von mächtigen Schirmfichten behütet, der vordere Dornerhof, seine ehemalige Heimat. Heute gehört er dem hinteren Dorner, und die Leute reden manchmal, als wäre da nicht alles recht und gerecht vor sich gegangen, und der Vormund, der verstorbene Haider im andern Tale drüben,

Mit pustendem Atem steht die Liesel vor ihm und hält ihm die Hand zum Abschiedsgruße hin.

hätte ein bissel ein Lumpenspiel mitgemacht. Wer weiß denn? Aber ein eigentümlich Gefühl und Sehnen geht ihn allemal an, wenn er in die Nähe dieses Hauses oder daran vorbeikommt, und wie mit nägelbewachsenen Krallen tastet etwas grobschlächtig in seiner Brust herum.

Er zieht das Hütlein und gedenkt seiner verstorbenen Eltern in kurzem Gebet.

Unten aber, im noch nachtschlafenden und in Morgenschatten gehüllten Städtlein pfaucht und pustet ein Lastzug bergwärts und blasen sie gleich an ein paar Orten und Enden Alarm, um den Leuten die Mobilisierungsbotschaft als Morgengruß in die Ohren zu schreien.

Ein Liedel drängt sich in sein Sinnen, und er singt es halblaut hinaus in die Morgenstille.

„Nichts mehr bergsteigen,
Nichts mehr jagern,
Nichts mehr Gamserln schießen
Am Gebirg;
Denn das ganze Leben
G'hört dem Kaiser,
Aber 's Herz, Dirndl,
Das g'hört dir.

*

Der Annatag wird im Lande noch kaum so viel Tränen und todtraurige Menschen gesehen haben wie diesmal. Die Männer greinen und schimpfen, und die Weiber flennen, jammern und verwünschen, und während die Einrückenden singen und juchezen, vermöchten die Daheimbleibenden beinahe vergehen vor Jammer und Elend.

„Jetzt, da . . . das ist auch recht!" entsetzt sich der Mühlfranz, der seit jeher schon ein bissel auf der grübelnden Seite ist und in seiner Bergeinöde auch Zeit und Weile genug hat dazu, über alles mögliche in seiner Weise zu sinnen. Krieg! Wie viele Tausende werden da wieder ums Leben kommen, und es heißt doch: Du sollst nicht töten!"

„Für uns arme Tröpfe gilt sel Gebot und . . ."

„Gebote und Gesetze gelten eh' nur für die Kleinen," lacht der Hinteröder in seiner harten Not.

„Jetzt . . . nein, jetzt komme ich selbst schon auf dieselbe Meinung," billigt der Mühlfranz diese Ansicht zum größten Teile. „Entweder gilt etwas für alle oder für gar keinen. Die Lumpen, die den Krieg wollen und anfangen, können all' das Gemorde ja nicht verantworten und verbüßen, wenn es hundert Ewigkeiten gäbe. Wenn oft einer nur ein Menschenleben auf dem Gewissen hat . . ."

„Gibt nichts," folgert der Dorner schlankweg. „Auf diese Weise gibt es keine Sünde nicht und keinen Teuxel und sonst auch nichts. Wie käme da ein anderer dazu, wenn nur die Großen . . ."

„Wird mancher auf denselben Weg kommen," mutmaßt der Höhlipp.

„Du . . . Mathes, Dorner!" knurrt der Ruperl in seiner gewohnten Art. „Wenn d' einmal Zeit hättest: ich hätt' ein paar Wörtel im Ernste zu reden mit dir."

„Wann d' willst."

„Bei Gelegenheit einmal, etwa . . . nachmittags."

Die Einberufenen packen in aller Hast ihre Koffer und Bündel und ordnen in der Eile noch das und jenes, was eben noch zu schlichten ist

und gen halben Nachmittag herum rücken sie einzeln oder in Gruppen und zumeist mit ihren Angehörigen bei der Kirche drüben an und sammeln sich vor den Wirtshäusern zu gemeinsamer Abreise. Die Jüngeren jauchzen und singen, aber die Aelteren schauen ernst und finster drein. Daheim hat fast ein jeder von ihnen Weib und Kinder, und wo diese sind, bleibt auch das Herz und ziehen die Gedanken ihre Kreise.

Und dann brechen sie auf. Weiber und Kinder fangen zu flennen und zu kirren an, und die Flüche und Verwünschungen der Väter und Männer mischt sich in den Turbel: Ewiger Fluch den Großen und ihren Ministern, die an der bevorstehenden Massenmörderei schuld haben!

Die Liesel drückt noch einmal ganz verstohlens dem Gangerl die Hand, und nachher setzt sich der Zug der Fortreisenden in Bewegung.

Der Ruperl aber wähnt jetzt die Zeit zu ernster Mahnung gekommen und günstig und winkt dem Dorner etwas abseits.

„Wie viele werden nimmer kommen!“ leitet er ein.

„Kann eh' sein,“ kreißt der Dorner grimmig. „Mensch, daran denken wenn ich tue . . .“

„Ich glaub' dir's eh'. Wird jedem so sein, aber . . . Ich möchte dich an etwas mahnen. Weißt, weil es . . . sagen wir: mehr wie recht wäre. Dem Dorner-Gangerl lasse wieder sein Heimatgütlein! . . .“

„Was . . . geht denn das dich an?“ schreit nun der Mathes, der Dorner, in jäh aufschießender Wut heraus. „Was . . . was . . .?“

„Ich mahne dich halt, weil . . . ich weiß, wie sein Vater ums Leben kommen ist und wie . . . das Höfel hast eh' auch nur mit Schwindel erschlichen . . .“

„Wie . . . sagst?“ keucht der Dorner und seine Augen kriegen fast Stiele wie Schneckenaugen. „Wie . . . hast gesagt, du . . . du . . . Schmierfink, du . . .?“

„Du hast ihn erschlagen,“ platzt der Ruperl nun gerade heraus. „Ich hab' es gesehen, aber . . . mich hat niemand gefragt, und . . . ich will schon meiner Lebtage mit dem Gerichte nichts zu tun haben. . . . Geh nur her!“ trutzt er gleich darauf und nimmt seinen Stecken schlagbereit in die Hand, als der Dorner in unzweideutiger Weise nach dem Messer langen will. „Mich überrumpelst nicht, wie . . .“

„Täte mich schämen,“ kreißt und keucht der Dorner nun und wendet sich ab. „Aber . . . merke dir diese Reden! Verstehst mich?“

„Wie du willst.“

Und damit ist der Schwatz wieder zu Ende; aber dem Dorner wälzen sich diese Anschuldigungen wie ein hausgroßer Mühlstein im Sinnen und Wüten herum, drücken auf sein Gemüt und sein Wachen und Träumen und schieben ihn gewaltsam über die Trennung von den Buben hinweg . . . Dieser . . . Tropf will wissen, wie der Dorner-Wolf ums Leben gekommen, und daß er das Höfel nur mit Schwindel erschlichen! Alle neunhundertneunundneunzigtausend . . .! Das . . . nein, das kann keinen ruhig lassen. Darf er den Unsinn nur herumschreien und herumschwatzen oder zumindest nur Andeutungen machen, die sich jeder selbst auslegen kann, wie es ihm mundgerecht gegeben wird! Was kann da für ein Gewäsch entstehen? Und er . . . Ah was! Der Leutschwatz eben, sonst nichts. Wer kann heute sagen oder behaupten, daß er selmal aus dem Hause gekommen? Wer hat ihn gesehen? Wer wird diesem Schmierfinken glauben, nachdem er etliche zwanzig Jahre her keinen Schnabel aufgetan? Wer denn? Und das Höfel hat er mit Einwilligung und Einschlag des Vormundes gekauft, jawohl: gekauft. Wen geht es an, daß es billig gewesen? Wen denn? Jeder kauft und handelt zu seinen Gunsten, zumal wenn er . . . Ah was! Dazumal schon hätte er das Höfel kaufen sollen, wie der Alis, der seinerzeitige vordere Dorner, verkauft hat und ins Amerika fort ist. Wenn er damals ein paar Gulden mehr geboten, hätte der Wolf nicht gekauft, und . . . es wäre vieles ausgeblieben, vieles, was . . . nicht hätte sein müssen . . . Der Wolf . . .! Ein bissel auf der strittigen Seite ist er wohl gewesen, aber . . . daß er ihn gleich auf den ersten Schlag so trifft, daß er mausetot ist, sel ist der reinste Zufall, und . . . Ah was: Sünde! Notwehr, und es ist schier so, daß es keine Sünde mehr gibt, wenn die keine Sünde begehen, die so eine Menschenschlächterei anfangen. Es gibt nichts. Sie, die Dornerin, des Wolfen Weib, ist am gebrochenen Herzen gestorben, haben die Leute gesagt, und was geht das also ihn an? Nichts, gar nichts. Das alles ist heute nimmer wahr, und . . . dieser Schmierfink . . .! Abtun? Der Tropf ist die Vorsicht gewohnt und nicht zu überrumpeln. Auf diese Weise ist ihm nicht beizukommen. Verklagen? Wenn einer wüßte! Verleumdung, Erpressung oder das und jenes. Ein Advokat brächte schon einen Grund und eine Ursache heraus; aber damit wecket' er den Schwatz und Tratsch erst recht auf, und . . . oftmals dreht sich im schönsten Spiele der Spieß mittendrin um. Das ist also auch nichts, und sonst gibt es keinen Weg und kein Mittel, als wie . . . zuwarten und geduldig stillehalten.

Eine Unruhe und . . . Angst könnt' eines beinah' sagen, überkommt und überwältigt ihn, fast ärger, als wie sie ihn gleich nach dieser . . . Torheit damals beherrscht, und kein froher Augenblick ist ihm mehr gegönnt. Seine Leute mutmaßen, er kränke und struble sich um die

BLB Karlsruhe

Buben so ab, und suchen ihn auf jede mögliche Weise zu trösten und zu beruhigen, trotzdem ihnen auch nicht viel leichter ist, aber aller Schwatz und alle Reden sind umsonst getan. Für ihn gibt es derweil keinen Trost. Dieser Schmierkittel wenn von der Welt wäre, nachher könnt' er schon wieder aufatmen wie einer, der von druddrückendem Traume befreit worden; aber so ein Kerl stirbt nicht, so einem Menschen widerfährt nichts, und so einer . . . gäbe auch nichts um gutes Reden. Wäre schad' um jedes Wörtl, das einer verlöre . . . Mehr wie recht, so hat er schon zu Pfingsten geraunzt, und schon damals ist ihm etwas wie eine dunkle Ahnung aufgestiegen. Er weiß etwas. Schon damals hätte er sich denken können, daß hinter diesem Schwatz eine feste Absicht steckt. Und wenn er nicht so leichtlich vergessen könnte, hätt' er schon damals . . . Ja, was aber? In gutem geht nichts, und mit diesem Knochen im bösen . . .? Da zieht einer auch den kürzeren Halm. Aber . . . es wird sein müssen, und wenn es mit Hinterlist wäre. Uebrigens kann sich eine Gelegenheit schicken, nachher . . . wird's recht, wenn es nicht schon zu spät ist.

Einige Tage nachher schießt er das Hausgewehr ab und lädt es frisch, damit . . . der Schuß nicht einrostet, und dann geht er damit hin und wider gen Abend fort, weil das Hasengeviehet so arg ins Krautfeld kommt. Wenn er um einen solchen Rabenbraten oder um den anderen weniger machen könnte! Aber die Gänge sind umsonst, und schließlich kommt er wieder ganz davon ab.

Der Ruperl ist mit seinem Wagenschmierfassel wieder fort und ins Gäu hinaus, und die Hasen . . . sollen fressen.

Gegen den Herbst hin jedoch kommt einmal ein Tag, an dem es ihn dünkt, er höret' alle Engel singen im Himmel droben. Es wird erzählt, daß den alten Sonderling, den Ruperl, auf seiner Wanderfahrt der Tod übermannt. Es hab' ein Schläglein seinem Einsiedlerleben ein jähes Ende gemacht. Nun atmet er wieder auf, und denselben Tag setzt er sich auch an den Biertisch, bis er einen Morztürkel zusammengebracht. Was sich ihm in den Weg hat stellen wollen, ist weg, und . . . jetzt irrt und schert ihn gar nichts mehr. Nur die Buben wenn wieder daheim wären! Aber das wird auch wieder werden. Hie und da schreiben sie, daß es ihnen soweit recht gut geht, und daß sie noch nicht ins Gefecht gekommen. Ja, alles wird wieder recht, weil nur der Malefizknochen aus dem Wege ist! Ueberhaupt ein ganzes Wunder, daß er all die Jahre her nichts gesagt und nichts . . . verraten. Jetzt kann er sich das Wort schon eingestehen, jetzt wird ja doch keiner mehr sein, der . . . Ah was!

Und in währendem Heimwackeln summt er sogar hin und wieder ein Liedlein vor sich hin. Seine Leute wundern sich schier über seine plötzliche Gemüts- und Wesensänderung, und sein Weib, die Bäuerin, erschrickt sogar darob. Entweder schnappt er über, und sein Verstand verwirrt sich, oder . . . es geht ihm etwas zu, eine Krankheit, ein Unglück oder sonst ein Unheil. Aber er lacht hellauf dazu.

„Ein Stein ist mir aus dem Wege gekugelt."

4.

In den Berggemeinden ist es geworden wie in einem großen, großen Trauerhause. Verdrossen und traurig schleichen die Leute umher, und schweigend und sinnend verrichten sie ihre Arbeiten. Kein Lachen will mehr den Weg finden in eines Menschen Gesicht, und kein Singen schallt hinaus in die todesherbststille Zeit. Bis zum zweiundvierzigsten Jahre stehen alle Gedienten im Kriege und im Felde, jüngere Leute sind zur Musterung gerufen, und es geht das Gerücht, daß noch alle anderen bis zum fünfzigsten Jahre und darüber werden zum Kriegsdienste herangezogen werden. Unter zehn Familien sind kaum zwei, die niemand beim Kriege haben; aber auch sie haben wie alle übrigen noch zu gewärtigen, daß auch sie in Mitleidenschaft gezogen werden.

Wen freut unter solchem Drucke die Arbeit, die doch geschehen muß, und wen freut das ganze Leben?

Die Ameismarget, die alleweil kränkelt und bettlägerig ist, und deren einziger Bub ebenfalls im Felde steht, ruft und bittet den ganzen Tag: „Herrgott, komm um mich! Schick mir den Tod als Erlöser!" Aber der Tod steht jetzt im Tagwerk der Mächtigen und hat anderes zu tun, als ein armselig altes Weiblein von der Last seiner Tage zu befreien. Gutmütige Seelen bringen ihr ab und zu etwas warme Suppe oder heizen ihr kleines Stüblein. Und sie hat doch einen Buben, der ihr alle Wart' und Liebe vergelten könnte und vergelten wollte. Warum hat ihr ihn der Staat fortgenommen und in den Krieg geschickt? Was hat ihr der Staat je Gutes getan, daß sie jetzt seiner Großen wegen . . .?

Die Hinteröderin betet mit ihren Kindern alle Mahlzeit um Leben und Gesundheit des Vaters und um seine baldige Heimkehr, und daran reiht sie einen gräßlichen Fluch gegen die Machthaber, die diesen furchtbaren Krieg angezettelt haben.

Aber der alte Waldmann grinst nur geringschätzig zu solchem Fürnehmen. Für diese Leute gibt es nichts, für die gilt kein Gebot und kein Gesetz, und wider die nutzt auch kein Verfluchen.

Es kommen Nachrichten von Siegen und Verlusten, von Kämpfen und Schlachten und von großen Rückzügen in Galizien, und jedes bangt

mehr denn je um die Seinen, die das Gemorde mitmachen müssen auf Geheiß des Kaisers. Schlachten und Rückzüge kosten Leute und Leben, und keiner ist auch nur ein Viertelstündlein sicher.

Da bringt der Postbartel eines Tages einen Brief ins Wagnerhäusel: Feldpost und vom Buben.

Gott sei Dank! Doch wieder ein Lebenszeichen! So lange einer schreibt und schreiben kann, ist er noch am Leben, und das ist alleweil schon ein Trost.

Mit freudezitternden Händen schneidet der Wagner den Brief auf und beginnt in aller Hast zu lesen.

„Liebe Eltern! Ich bin hier im Spital . . .“

„Marand Joseph!“ kreischt die Wagnerin auf und schlägt die Hände klatschend ineinander. „Im Spital! O mein! o mein!“

„Halt 's Maul, Urschel!“ fährt er sie an und gibt ihr mit dem Ellbogen einen Puff in die Seite. „Die Spitäler sind für Lebendige . . . Und es geht mir sonst gar nicht schlecht,“ liest er weiter. „Ein zerrissenes Ohrwaschel, zwei Armschüsse . . .“

„Ich sag' es ja!“ stöhnt das Weib.

„Dem Dorner-Gangerl fehlt's ein bissel weiter, aber auch nicht gefährlich. Er liegt neben mir; er läßt alle Bekannten schön grüßen. Sonst weiß ich derweilen von keinem der Unseren. Wie wir noch im Schützengraben gelegen sind, und wie uns die russische Artillerie gefunden hat, hat ein Geschoß zwei Dornerbuben und noch ein paar andere zerrissen und verschüttet; der Ameishannes soll auch gefallen sein, heißt es . . .“

„Der Krieg, dieser . . . elendige Krieg! Mein Gott, und du duldest, daß sich die Leute so dahinmorden müssen?“

Die zwei Dornerbuben tot und der Ameishannes gefallen! Der Wagnerbub schreibt es für gewiß, und das redet sich von einem zum anderen, bis es jegliches in der ganzen Gemeine weiß und bis es notgedrungen auch die Dornerleute erfahren.

Alle . . .! Der Dorner tut einen Kreißer, als wäre etwas in seiner Brust von oben bis unten zersprungen und zerspalten. Alles versinkt um ihn her, und er wankt und taumelt, und mit weitaufgerissenen Augen starrt er vor sich hin . . . Wie ein ochsengroßer, kohlschwarzer Hund stellt sich mit einemmale die Schuld vor ihn hin und glotzt ihn mit feuersprühenden Augen an . . . Du sollst nicht töten! Du sollst nicht töten!

Die Weiberleute fangen zu flennen an und zu jammern, und das bringt ihn wieder etwas zu sich.

„Wer weiß, ob es wirklich auch wahr ist?“ sucht er ihnen einzureden. „Soll . . . heißt es . . . Gerede und Mutmaßung! Und in so einem Turbel kann der eine dahin kommen, der andere dorthin. Bis nicht eine gewissere Nachricht . . .“

In währendem Reden glaubet' er selbst bald, was er da zusammensucht und zusammenlügt. Wenn es halt so wäre! Aber ein paar Augenblicke nachher zerstört die rauhe Wirklichkeit diesen schönen Wahn. Der Wagnerbub hat so und so geschrieben, und es wird kaum anders sein . . . Zwei zerrissen und verschüttet und der dritte . . . Wer weiß, was es mit dem ist oder noch wird? Und . . . für wen hat er nun gestrebt und . . . gefehlt? Für wen denn? Zwei Buben sind selmal gewesen, und . . . für den einen von ihnen hätte der vordere Dornerhof gehört. Der ganze Plan ist soweit gelungen, wenn er auch durch einen Vorkauf richtiger gewesen wäre, und alles hat sich recht gut ausgegangen. Sogar der Ruperl ist beizeiten gestorben. Jetzt . . . wendet es sich so! Ist es Zufall oder . . . Heimzahlung? Heimzahlung? Ja, was können die Buben dafür, daß er . . . sich halt selmal von Aerger und Jähzorn hat übermannen lassen? Was hat denn der Lapp auch gerade das Oertel zu kaufen gehabt, das er, der Nachbar, in seine Rechnung und seine Pläne genommen? Es ist ein Elend gewesen selmal bei den Leuten und ein Jammer, und er hat oftmals gemeint, er müsse von der Stelle weg zu Gericht laufen und sich selbst angeben, und es hat lange gebraucht, bis er die Qual aus seinem Gemüte gebracht, die Reue und die Unruhe. Und jetzt . . . Nein, es ist lediger Unsinn und Gewohnheit von Jugend auf; es gibt nichts, es gibt keine Sünde. Wenn es keine Sünde ist, daß wegen ein paar Großen Tausende und Tausende von Menschen sich umbringen und verstümmeln müssen, so kann es auch keine Sünde sein, wenn einer . . . halt eine Dummheit anstellt. Es gibt nichts; es ist alles lauter Wauwau.

Aber trotz dieser gewaltsamen Beruhigung bringt er die Reue und die Gewissensqual nicht aus sich, und der Schmerz um die beiden Buben sowie die Sorge um den dritten nagen und beißen in ihm wie ein riesenhafter Holzwurm im baufälligen Gezimmer . . . Das wirft ihn über den Haufen . . . Sühnen, was er gefehlt? Jetzt noch zu Gericht gehen und sich als Totschläger des ehemaligen Nachbarn angeben? Seine Leute neben der Not und Kümmernis auch noch in Gerede und Schande und in neue Sorge bringen? Nein, heute nimmer, geh es, wie es gehen möge.

Immer tiefer und tiefer fressen sich Sorge und Gewissensqual in sein Herz und in sein Gemüte, und er kennt manchmal selbst, daß dieses zu einem . . . dummen Ende führen müsse, wenn es sich mit der Zeit nicht wieder

BLB Karlsruhe

ebnete. Ebnen . . .? Es wäre ganz Wurscht, wenn er der Liesel den Willen ließe und diesem . . . diesem Gangerl und ihr den vorderen Dornerhof als Heiratsgut gäbe. So käme die Sache auf irgendeine Weise wieder an den Buben des . . . Wolfen, und . . . das wäre mehr wie recht, hat dieser Haderlump gesagt, dieser Ruperl. Ja, eh' ganz Wurscht.

Und bei Gelegenheit läßt er solches verlauten.

Die zwei Weiberleute schauen ihn groß und klein an wie . . . eben einen, dessen Kopf ein bissel zwiespältig geworden. Zuerst so widersträuben und nachher selbst den Antrag machen!

„Es wird alles wieder recht werden," sucht ihn die Liesel zu trösten, aber er nickt so dazu, daß man es für eine gerade Verneinung nehmen kann. Wenn es nicht anders geht, wird es nimmer recht . . . die Buben! Und wenn er so sinnt, daß es möglicherweise doch eine Heimzahlung sein könnte, eine . . . Vergeltung seines Fehlens!

Oftmals wird ihm so, als sollte er sich selber ans Leben tasten und selbst den Richter machen, und gleich darauf lacht er wieder hellauf wie ein völlig Irrer. Es kann unmöglich eine Sünde geben, wenn diese Menschenmörderei keine ist, und von keiner Seite hört eins einen Tadel darüber. Heldentaten, sonst gibt es nichts, weil die Großen dieses Morden wollen. Nein, es kann keine Sünde geben, und er . . . hat auch keine begangen. Wenn der Herrgott gerecht ist, muß er auch ihm durchgehen lassen, was für die Großen erlaubt ist. Trotzdem aber will er ebnen, was er noch ebnen kann: das Dirndl soll seinen Willen haben, und das Höfel soll wieder an den Buben des . . . Wolfen kommen, des Nachbarn, der ihn . . . so viel geirrt.

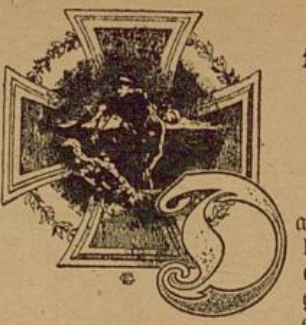
Und nachher: Wie Gott will! Wenn das nicht recht ist, was er getan, nachher soll und darf aber auch nicht recht sein, was heute die Großen tun und für Elend stiften.

Das ist noch sein Trost und seine Tröstung bei all seiner Schuld und in seinem Elende. Buße? . . . Und wieder muß er auflachen wie einer, dem der Verstand in die Brüche gegangen.

So sinnt und strubelt er dahin und sorgt und kränkt sich, bis wirklich einmal eine Zeit kommt, wo er sich als gemachter Narr zeigt und gibt, und wo nichts mehr anzufangen ist mit ihm.

Die Leute sagen und mutmaßen, daß ihn der Verlust zweier Buben in ein anderes Geleise gedrängt, und kein Mensch hat einen Argwohn, was noch auf sein Sinnen und auf sein Wesen gedrückt, bis er unter dessen Schwere zusammengebrochen: die Schuld, die sich so lange Jahre hat geduldig zur Seite schieben lassen und beinahe eingeschlafen ist mit ihrem Mahnen und Erinnern, mit ihrem Beißen und ihrem Drücken

---



Ein Glas Milch.

Von

Franz Woas

Wiesbaden.

Das kleine Seitental hinauf stieg langsam ein Mann, ein Feldgrauer. Am Stocke ging er, und das eine Bein schleppte er ein wenig nach.

Ab und zu blieb er stehen, hob den Kopf und schaute nach den Bergen auf, wie sie rechts und links den plätschernden Bach begleiteten.

Wie schön waren auch diese Berge in dem frischen Frühlingsgrün! Die Tannen zwar waren noch winterlich grau und dunkel; aber wo zwischen ihnen die Birken und Buchen zusammenstanden, da leuchtete in breiten Flecken und langen Streifen um so heller das neue Grün heraus; und hie und da setzte noch ein Obstbaum mit seiner weißen Krone diesem lebenden Teppichmuster ein besonderes Licht auf.

Der Mann hatte die Mütze abgenommen, diese alte graue, verdrückte und zerknüllte Feldmütze mit schon stark eingebrochenem Sturmriemen und rissigem Schild; mit der linken Hand fuhr er sich durch das schon etwas spärliche Kopfhaar.

„Schön bist und bleibst du doch einmal, deutscher Wald!" So sprach er für sich hin. „Ihr Menschen wißt ja gar nicht, was es heißt, daß euch der Wald dort verblieben ist, — unangerührt, unverletzt. Da denk' einer an den Argonnenwald, an die Wälder an der Somme und der Aisne!"

Des Mannes Augen weiteten sich und mit Lust und Freude gingen sie über die Landschaft. Auch nach rückwärts wandten sich seine Blicke; sie hafteten an dem spitzen Kegel, der sich weitab im Haupttal erhob. Mochte das Seitental auch seine Krümmungen machen, rechts oder links, sanft oder scharf, — immer blieb doch dieser Kegel zu sehen. Ja, je höher es dies Seitental hinanging, desto höher, und auch schärfer anscheinend, hob sich der Kegel von dorther auf. Es war, als wollte er die Menschen hier durchaus dazu zwingen, daß sie in einem Währen nur immer nach ihm schauten; und als ein besonderes Wahrzeichen streckte er obenein, einem scharf erhobenen Finger gleich, ein kantiges, spitzes Gemäuer hoch in den Himmel hinein.

Aber die Menschen hier in dem Tälchen scherten sich trotzdem darum weiter nicht. Als der Feldgraue seines Weges weiterging, traf er den und jenen; aber daß einer wohl einmal

dort nach dem Finger geschaut hätte, — nein, wahrhaftig nicht!

Auch ein Fuhrwerk kam das Tal herab, ein Gespann Kühe vor einem hochbeladenen Wagen mit Langholz. Ein Russe in der seltsamen Gefangenenuniform führte die Zügel, und geduldig folgten die Kühe dem Zuruf des Mannes, so sonderbar ihnen wohl auch die fremden Laute in den Ohren klingen mochten.

Erst ein großes Stück hintennach trottete der Bauer selbst, der zu dem Gefährt gehörte. Alt und grau, gebückt und kurzatmig, brachte er sich kaum mehr vorwärts; aber seine Augen hingen währenddem unausgesetzt an dem Gespann, daß auf dem steilen Abwege das Tal hinunter nur kein Unglück vorkäme! Und auch an dem Langholz hingen des Bauern Augen, an dieser Last frischgeschälter und vom Bast befreiter Stämme, wohl gut an die dreißig Schritt lang! Wie eine Handvoll mächtig großer Kerzen, so schnurgerade und wohlgerundet lagen sie auf dem Vorder- und dem Hinterwagen auf, mit starken Ketten fest zusammengehalten.

Der Weg war eng; hatte nur eine einzige Spur. Da hieß es also für den Feldgrauen: ausgewichen! Er trat auch zur Seite; trat auf den erhöhten Wegrand, um den Wagen vorbeizulassen. Der Russe nahm die Zügel in die linke Hand, legte die rechte an den breiten Schirm seiner Mütze und grüßte ernsten Auges, respektvoll, wie einem Offizier das zukommt. Auch als dann weiterhin der Bauer herzukam, grüßte der den Feldgrauen mit einem „Grüß Gott!“, und dann hielt er ein wenig inne im Gehen, als wollte er dem Feldgrauen etwas sagen ... Wußte wohl aber nicht recht was. Und so hob dafür der Feldgraue an: „Schönes Holz — das!“ und zeigte darauf hin.

Der alte Bauer nickte nur dazu, kaum daß er „jo, jo“ herausbrachte.

„Das gibt jetzt ein schön Stück Geld,“ fuhr der andere fort und lachte freundlich dazu.

Erst leuchteten des Bauern Augen nun doch etwas auf; dann aber gingen gleich wieder Müdigkeit, Aerger und Mißmut über sein Gesicht; unsicher sah er den Feldgrauen an, als ob der wunder was im Schilde führe mit seiner harmlosen Rede.

„'s ist kein Geschäft nicht,“ sagte er mürrisch; „kostet einen auch doppelt und dreifach wie vordem.“

Der Feldgraue lachte auf, hob die Hand und drohte ein wenig mit dem Finger. Dann zog er seines Weges weiter und brummte sich wohl dies und das in den Bart.

Die Sonne war inzwischen vollends frei von Wolken geworden, ungewohnt heiß brannte sie jetzt hernieder. Es war, als dürstete den Wanderer. Er schaute nach den Höfen aus; aber diese lagen alle so weit ab von der Straße, es war zudem ein so steiler Weg bis zu ihnen hinauf. So setzte er den Weg fort, bis er unversehens auf einen Hof stieß, der nur einige Schritte von der Straße ab und wenig erhöht lag.

Da hinein! Um ein Glas Milch angesprochen!

Ein stattlicher Hof. Das Haus alt, uralt; die feste, wie hellgrüner Samt schimmernde Moosdecke auf dem mächtigen Dache läßt das ahnen, und über dem Kellereingang steht zu-

Der Russe grüßte ernsten Auges.

dem, scharf in den Stein geritzt, eine Jahreszahl, woran wenigstens vorn die eins und weiter eine sieben noch deutlich zu erkennen sind. Viele kleine, aber schmucke Fenster: hellweiß die Rahmen gestrichen, mit grünen Läden; in jeden ein Herz sauber hineingeschnitten. Ein offener Gang läuft beinahe um die ganze Vorderseite des Hauptstockwerks herum; eine Treppe führt von außen in die Höhe.

Gleich vorn der lange und breite Steintrog, wo hinein das frische Bergwasser ständig und reichlich niederplätschert. Eben mag das Vieh hier getränkt worden sein. Das letzte der vier oder fünf Häupter davon schiebt sich gerade durch die Stalltür, leicht angetrieben von der Gerte eines halbwüchsigen Buben, der mit einer feldgrauen Infanteriemütze auf dem Kopf sich neugierig umschaut nach dem Fremden, wie der jetzt herzutritt.

Die alte Frau aber, die am Brunnentroge mit einem großen Korbe voll mächtig großer, weißgelber Rüben sehr kräftig umgeht, kümmert sich um den Feldgrauen so gut wie gar nicht. Gebückt, wie sie an den Rüben arbeitet, wirft sie ihm nur von unten her so einen halben

Blick hin. Hat sie ihm wirklich den Gruß erwidert oder nur so etwas vor sich hingemurmelt?

Freundlich fragt der Fremde aber doch weiter, den Zeigefinger der rechten Hand leicht an den Mützenschirm haltend: „Entschuldigen Sie, könnte ich von Ihnen wohl ein Glas Milch bekommen?“

Da fährt die Frau stracks in die Höhe, wendet sich dem Fragenden zu, hebt beide Arme erregt auf und bringt unwirsch heraus: „Milch! — Herr Gott im Himmel! — Die da drin in der Stadt nehmen einem ja alles weg, bis auf den letzten Tropfen!“

Der Feldgraue, nicht wenig verdutzt von so barscher Rede, läßt gleich den Finger vom Mützenrande los. Beide sehen einander jetzt erst so recht ins Gesicht: er in das alte verarbeitete, graubraune, mit unzähligen Runzeln durchzogene der Frau; sie in das noch jugendfrische des Mannes, aus dem ihr ein Paar Augen entgegenleuchten, — Augen, die in ihrem stählernen Glanze von ganzen Wundern zu sprechen meinen, und von Wundern, die sie erst jüngstens, erst gestern und vorgestern gesehen, ja mit voller Seele erlebt hätten . . . und es geht wahrhaftig davon etwas über in die Frau, es muß übergehen — aber hart bleibt sie dennoch, will nichts zurücknehmen von dem, was sie einmal gesagt. Nein, das ist einmal so und bleibt einmal so. Sie zuckt die Achseln: „Ich kann wirklich nichts geben,“ sagt sie.

„Denn nicht!“ erwidert der Feldgraue und wendet sich zum Gehen.

„Die Herren, die in der Stadt sind,“ setzt die Alte dann noch zu, „die meinen es in der Seele schlecht mit uns Bauern. Die Gendarmen schicken sie uns auf den Buckel. Ach, was für eine gottsjämmerliche Zeit! So was hat's ja nicht gegeben für unsereinen seit Menschengedenken.“

Da wendet sich der Feldgraue rasch wieder zurück; sein Blick hat eben jenen spitzen Bergkegel gestreift, der aus dem Tale herauf bis hierher deutlich sichtbar ist mit seinem drohenden Finger, dem alten gesprengten Turmgemäuer . . .

„Wie?“ sagt er ernst; „so schlimme Zeiten hätte es für Sie noch nicht gegeben! So! Nun, danken Sie Gott, Frau, daß es nicht schlimmer gekommen ist. Sehen Sie doch einmal die Ruine da. Sagt Ihnen die Ruine dort nichts?“

Mit seinem Stocke wies er hin auf den Berg.

Die Alte schaute sich erst gar nicht um darnach. „Das alte Ding da!“ knurrte sie; „was geht uns das an! Seit der Ewigkeit steht es so.“

„Da sind Sie aber im Irrtum, Frau. Wissen Sie, wie lange das dort in Trümmern steht? Nicht viel länger als zweihundert Jahre. Und wissen Sie, was das vorher war? Ein stolzes Schloß, in dem ein edles Geschlecht so und so lange glücklich gewesen und seinerseits ringsum alles glücklich zu machen gesucht hat. Wissen Sie, wer das Schloß verbrannt, zerstört hat, den Schloßherrn umgebracht? Alle Familienglieder verjagt? Und nicht etwa im offenen ehrlichen Kriege, sondern von heute auf morgen, mitten im Frieden!“

Die Frau schüttelte nur den Kopf zu alledem und sah den Sprechenden verständnislos an. Der aber, in Eifer und Feuer geraten, fuhr fort — und nun leuchteten seine Augen erst recht auf in ihrem stählernen Glanze —: „Die das taten, Frau, das waren ganz dieselben, mit denen wir heute wieder zu tun bekommen haben, mit denen wir nun schon die langen Jahre über ringen . . .“

Dabei reckte er sich an dem Stocke auf, den er trug, die Brust hob sich ihm, alle Glieder wurden ihm straff. Groß sah die Frau ihn an.

„Von mir waren auch zwei dabei,“ sagte sie, und das kam jetzt in ganz anderem Tone heraus . . .

„Nun, sehen Sie wohl! Danken Sie dem Schöpfer, daß das heute alles anders gekommen ist; daß die Bande von drüben her hier nicht einbrach; daß sie Ihnen nicht Haus und Hof in Brand legte; daß sie Ihnen den Wald da nicht niederlegte mit ihren Brandgranaten. Wie schön steht Ihr Wald jetzt da! Euer Holz schlagt Ihr wie nur je. Auf den Feldern grünt und sprießt es. Zum drittenmale bringt Ihr in voller Sicherheit die Ernte herein, — und da haben Sie den Mut und sagen: so elende Zeiten hätte es noch nie gegeben? Sie haben wirkliches Elend noch nicht kennen gelernt, Frau. Sonst, weiß Gott, sprächen Sie anders.“

„Nun, nun,“ erwiderte die Alte jetzt; „so war das gerade auch nicht gemeint.“

Sie bückte sich zu dem Wassertrog nieder, tauchte die Hände ein, trocknete sie an der Schürze ab und wollte nach dem Hause hineingehen. Vielleicht daß sie nun doch bereit war, den Wunsch des Feldgrauen zu erfüllen . . .

Der aber tat nach der langen, erregten Rede einen tiefen Atemzug, legte den Finger wieder an die Mütze und wandte sich, um davonzugehen. —

Während die beiden noch redeten, war oben in dem offenen Gange jemand Drittes unbeachtet herzugetreten, von dem lauten Zwiegespräche angezogen, das sich ja beinahe anhörte wie ein Zank; eine noch junge, kräftige Frau, aber mit schmalem, blassem Gesichte. Leicht über das braune Holzgeländer des offenen Umganges gelehnt, hörte sie ein Weilchen aufmerksam dem Hin und Her der beiden andern zu. Dann war sie plötzlich wieder im Hause verschwunden.

Als nun der Feldgraue, seinen Weg fortsetzend, und dazu um das Haus herumbiegend,

sich eben dem Walde zuwenden wollte, der ihn mit seinen duftenden Tannenarmen wohl gütiger aufnehmen mochte als die Menschen hier, da trat ihm die junge Bäuerin hart an der Ecke entgegen: ein großes, bis an den Rand gefülltes Glas Milch hielt sie hin, wie frisch vom Melken gekommen; noch stand ja der Schaum darauf.

Sie hielt das Glas hin, — wortlos; aber die Augen sprachen, — die großen, klugen, guten Augen . . .

Auch der Fremde fand vor Ueberraschung keine Worte; nahm aber das Glas und trank und trank.

„Sie müssen das der Mutter nicht übelnehmen," begann die junge Frau jetzt; „sie ist halt schon ein wenig wunderlich; ach, und schwer ist die Zeit doch . . ."

Der Feldgraue sah der Frau ins Gesicht: tiefe Trauer lag darin. Ahnendes Mitleid stieg in ihm auf und fragend blickte er sie an.

„Sie meinte," begann er, „sie hätte auch zwei dabei gehabt . . ."

Da stiegen helle Tränen der Frau in die schönen Augen, und schluchzend brachte sie heraus: „Der eine — was mein Schwager — der ist gefallen . . ." Nun stockte sie, schluchzte . . .

„Und der andere?"

„Ach Gott, ach Gott!" jammerte jetzt die Frau laut auf; „das war ja den nämlichen Tag; da wurde mein Mann verwundet und gleich so schlimm, — ach so schlimm. Beide waren bei derselben Kompagnie, der vierten; an der Somme war das, just am letzten Gründonnerstag. Es muß was ganz Schreckliches gewesen sein."

Der Feldgraue horchte auf.

„Am Gründonnerstag? Zwei Brüder?" fragte er kurz. „Hundertzwölfer?"

Die Frau nickte nur dazu.

„Ja freilich," fuhr der andere fort. „Das war ein schwerer Tag." Sinnend schaute er drein. „Aber wie schön auch! Ha!"

„Waren Sie denn auch dabei?" fragte die Frau rasch und lebendig.

Jetzt nickte wieder nur der Feldgraue.

„Ach, da erzählen Sie doch, wie alles gewesen ist. So recht weiß ich's halt noch gar nicht vom Frieder, weil er eben so ganz richtig noch nicht schreiben kann."

„Was ist da viel zu erzählen," hob der andere zögernd an. „Wir hatten Befehl, vorzugehen, — und so gingen wir eben vor. Wie wir aber drüben waren, und eben dabei uns etwas einzurichten, da kamen die Kerle wieder, und jetzt gleich in solcher Masse, daß wir zurück mußten, ob wir nun wollten oder nicht. Und bei dem Zurück ist wohl der eine von den beiden Brüdern gefallen, er war gleich tot, und keine dreißig Schritt weiter fiel dann auch der andere; aber der war nicht tot; nur mitzunehmen war er nicht. So kroch er in ein Granatloch hinein und blieb da, bis wir ihn holten, — in der Nacht darauf nämlich. Zur Nachtzeit läßt sich so etwas allem zum Trotz ganz gut machen; und der Mann war's ja auch wert."

Weit tat die Frau ihre Augen auf zu dem Berichte, und die Hände schlug sie zusammen vor der Brust: „Ganz so, ganz so ähnlich hat er's ja auch geschrieben. Aber so sag' mir einer: Woher wissen Sie das nur? Wissen gerade Sie das alles so genau? Ich meine gar, Sie kennen ihn? Nicht wahr, er ist ein braver, guter Mensch? Ach, wie geht es ihm denn? Kann er denn schon wieder richtig laufen auf beiden Beinen? Erzählen Sie mir doch! Kommen Sie herein in die Stube! Wir geben Ihnen ja zu essen und zu trinken, was Sie nur wollen . . "

Stürmisch ging so Sagen und Fragen weiter Der Feldgraue kam gar nicht dazu, etwas zu erwidern, — und konnte es auch nicht, Mitleid und Rührung hielten ihm die Zunge im Bann.

„Jetzt weiß ich, wer Sie sind," so schrie sie ihn nun beinahe an.

Von all dem erschöpft, hielt auch die Frau endlich im Reden inne. Tief atmete sie auf und sah nur in einem fort den Feldgrauen an.

„Wer sind Sie denn nun eigentlich?" drang sie weiter in ihn. „Ein Unteroffizier sind Sie doch nicht. O, das seh' ich schon. Ein Offizier werden Sie sein . . ."

Mit einemmale hielt sie wieder inne. Wie

versteinert stand sie jetzt. Es war, als sähe sie von dem Manne weg, durch ihn durch bis auf das Feld hinaus, wo das Schreckliche geschehen.

„Jetzt weiß ich, wer Sie sind," so schrie sie ihn nun beinahe an. „Sein Hauptmann sind Sie! Der hat ihn ja herausgeholt in der Nacht, aus dem Loche, wo der arme Mensch lag. Das hat er uns selbst geschrieben. Wart, gleich hol' ich den Brief, — und dann — der Mutter will ich's nur gleich sagen gehen! Ja, die Mutter, die muß wissen, daß Sie das sind! Was sie immer schimpft! Will es einmal nicht glauben, daß es so Menschen noch gibt, die dergleichen tun, — rein um nichts und nichts willen, und der Frieder hätt' das halt nur so geschrieben, meinte sie . . ."

Rasch wandte sie sich, um ins Haus zurückzulaufen.

Der Feldgraue aber, bei all dem erregten Hin und Her das Milchglas erst zum Teil geleert in den Händen haltend, stellte das Glas jetzt flugs zur Seite auf einen Pfosten des Gartenzaunes, legte ein Geldstück dazu und nahm seinen Weg rasch die Höhe hinauf, nach dem Walde zu . . .

Dem lahmen Beine zum Trotz war er bald zwischen den Tannen verschwunden. —

Jan Vermeer.

Von L. vom Vogelsberg.

Die Steppe brannte, als Jan Vermeer so über sie hinritt. Der Regen stand noch in weiter Ferne, und das Gras war so dürr und verbrannt, daß es knisterte unter den Hufen. Dort drüben in Haus Vermeer freilich, da war noch guter Grund, da mußte noch alles frisch und grün liegen. Und Jan dachte wieder an Mutter und Schwestern und an die toten Brüder, und die Angst schlug ihm ins Herz.

Nun schossen sie sich seit Wochen mit den Tommies herum. Und wenn Jan Vermeer hinter den Steinen lag, die Büchse im Anschlag, dann kroch die Angst wieder an ihm hinauf. Mit jeder Patrone, die er verschoß und die ihren Mann da unten traf, wuchs der Grimm in ihm. Er ließ auch nicht von ihm, wenn der Kommandant die Leute um sich versammelte zum Gebet, so sehr Jan sich auch gottlos und der ewigen Seligkeit unteilhaftig schalt. Noch mehr, die salbadernden Gebete dauerten ihm jeweils zu lang, und er sehnte sich an seinen Platz hinter dem Stein, von dem aus er die Feinde abschoß wie die Springböcke.

Dann kam die Nacht von Magersfontein.

Es war ein Grausen, so hineinzuschießen in das Dunkel, ohne Ziel, nur in der Hoffnung, Menschen zu treffen da unten, Feinde . . .

Und sie hatten gesiegt; der Kommandant sagte so und deutete auf den Haufen von Toten, auf die Gordon-Hochländer, die, Soldaten und Offiziere, wüst durcheinanderlagen.

Da war auch über Jan Vermeer das Grausen gekommen, die Angst vor dem Blut und dem Krieg. Und in ihm keimte etwas Seltsames auf, trotz des toten Vaters und der erschossenen Brüder. Der Knall, der jeweils einen Menschen in die Ewigkeit begleitete, fing an, ihn zu erschrecken, anstatt ihn abzustumpfen. Dabei packte ihn die Sehnsucht nach der Heimat; dort war's noch still, dorthin würde der Krieg wohl nie kommen.

Er hatte Kerben geschnitten in den Kolben seiner Büchse, für jeden Treffer eine. Nun saß er am Boden und zählte die kleinen Einschnitte . . . vierunddreißig . . .

Ruhig hing er die Büchse über die Schulter, ging zum Kommandanten und bat um Urlaub. Und als der Einwendungen machen wollte, zeigte ihm Jan Vermeer die Kerben im Kolben. Diesem Beweismittel einer gewissenhaft erfüllten Pflicht konnte der Kommandant weiter nichts entgegenstellen.

So ritt Jan Vermeer in der Nacht auf „Verloof".

Je weiter er sich vom Lager entfernte, um so mehr kam eine stille, große Freude in sein schwer zu bewegendes Gemüt. Da würden Mutter Vermeer und Marieken Augen machen, wenn er ihnen die Kerben zeigte. Vierunddreißig . . .

Bei dem stillen Dahintraben entging es Jan doch nicht, daß der Weg, den er verfolgte, in den letzten Tagen begangen sein mußte. Doch er machte sich keine Gedanken darüber. Das war wohl Prinsloe gewesen oder Delarey, der Unfaßbare. Und er lächelte bei dem Gedanken an die Schnippchen, die sein Volk dem mächtigen Gegner schlug.

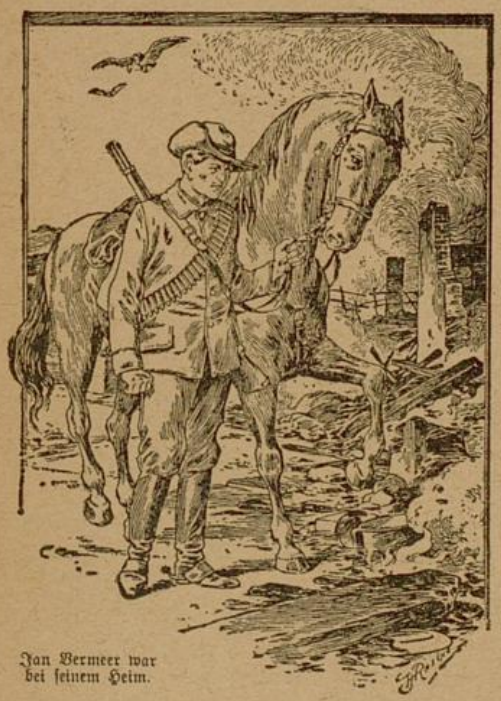
Nun hatte er noch eine gute Stunde zu reiten. Da bäumte sein Tier plötzlich hoch auf, daß er beinahe aus dem Sattel geflogen wäre. Und während ihm Jan beruhigend den Hals klopfte, sah er mit jähem Schrecken zu seinen Füßen den Körper eines toten Engländers liegen. Wie in einer plötzlichen Gedankenverbindung hob der einsame Reiter den Kopf — und peitschte mit wilden Hieben den Gaul vorwärts. Dort hinten am Horizont stieg Rauch auf, dick und braun. Dort lag Haus Vermeer . . .

Dann war Jan Vermeer bei seinem Heim. Von den Seinen fand er niemand. Vielleicht, daß er sie wiedersah, wenn der Krieg zu Ende war. Groß und starr hingen seine Augen an den schwelenden Balken, an den zerstampften Feldern. Ein heißes Würgen wollte ihm in die Kehle, doch er bezwang sich und blieb still.

Mit trockenen Augen ging er um die Trümmer. Da mußte die Stube gewesen sein, in der er

BLB Karlsruhe

beim letzten Verloof (Urlaub) mit Mutter und Schwester gesessen hatte. Und voll Hoffnung hatte er erzählt, daß die Tommies bald aus dem Lande geschlagen wären, Südafrika frei sein würde. In der Stube war Ohm Vermeer, der Vater, gestorben. Die enge Stube hatte manches Leid, aber auch manche Freude gesehen. Sie war Jans Welt gewesen, und auf das Wiedersehen mit ihr hatte er sich erst recht gefreut. Nun waren sie zu Asche geworden, die



Jan Vermeer war bei seinem Heim.

Stube und die Freude. Und Mutter und Schwestern Gott weiß wo; vielleicht im Himmel. Wie eine ungeheure Stichflamme schoß plötzlich der Haß in ihm auf, der ehrliche, ungeheure, mannhafte Haß. Ein Heim hatte er nicht mehr. Nur noch eins nannte er sein eigen. Und das wollte er jetzt den Engländern bringen.

Langsam wandte er das Pferd. Nun würde er die Tommies suchen. Und er fand sie. Dort unten lagen sie im engen Bergkessel, fröhlich und guter Dinge. Und mit den gleichen starren Augen begann Jan zu zählen: eins . . . zwei . . . neunundzwanzig . . . dreißig . . .

Die da unten waren sorglos wie immer. Kein Posten stand vor dem engen Spalt, der den einzigen Zugang zum Kessel gewährte. Sie fühlten sich sicher wie in Abrahams Schoß und trieben ihre Späße mit Dingen, die man einst im Haus Vermeer lieb und wert gehalten hatte.

Die Hände zitterten Jan doch, als er den schweren Steinblock vor sich herrollte, daß die Muskeln knirschten. Aber er brachte ihn vorwärts, bis er mit Donnerkrachen sich löste und hinunterstürzte, gerade in den Spalt.

Und während sie drunten schrien und tobten und schossen, zählte Jan Vermeer mit hartem Gesicht die Patronen: achtundzwanzig . . . neunundzwanzig . . . dreißig . . .

Noch einmal sah er hinunter auf die springenden und gestikulierenden Todfeinde, die unentrinnbar gefangen saßen wie in einer riesigen Mausefalle.

Und dann sprach Jan Vermeer den Namen seiner Mutter und schoß, sprach den Namen seiner Schwester und schoß — und sprach und schoß . . . achtundzwanzig . . . neunundzwanzig . . . dreißig . . .

Die beiden Ochsen.

Von Alfred Bock.

Bei der zweiten Flasche Scharlachberger taute unser neuer Freund, der Rentner und ehemalige Lebensmittelhändler Hermann Ochs, auf und erzählte, warum er sich nicht verheiratet hätte.

„Ja no, was soll mer da sage! Ich war schon e Kerlebursch in de Dreißiger un tat in meiner Mutter ihr'm Geschäft noch de Gehilfe spiele. Mer hatte ein' ganz schöne Umsatz. Unser Spezialität war Kaffee, nach ere besonnere Art gebrannt. Dann hawwe mer auch viel in Gurke gemacht. Mer konnte lewe un konnte noch zurücklege. Was will der Mensch mehr? Der Mensch is awwer nie zufriede. Das is der Knote. »Wann de heiratst,« war meiner Mutter ihr Spruch, „kannst de das Geschäft kriege, un ich zieh' mich so langsam zurück.« — »Heirate,« sagt' ich, »is e zugedeckt' Esse. Unner Umständ' haww ich mei' Lewe lang daran zu kaue. Nee, Mutter, so schnell schieße die Preuße net!« Sie gab kei' Ruh un tat sich hinner ihr'n Freund, de Burgemeister von Brombach, stecke. Mit dem konnt' man Gefächer einrenne, er war aber kei' unrechter Mann. Das Kreisamt hat emal an en geschriwwe, er sollt' Angawe iwwer de Alkoholverbrauch in seiner Gemeind' mache, un wie's mit 'm Luxus wär'? Da hat er geantwort': »Großherzoglichem Kreisamt teile ich andurch ergebenst mit, daß in unserer Gemeinde nur Schnaps getrunken und kein Alkohol verbraucht wird. Luxusse sind in der Gemarkung seit Jahren nicht gefangen worden.« Ja no, was soll mer da sage! De Burgemeister kam bei mich und spricht: »Hermann, ich weiß dir e Mädche deheim. Hibsch is se net, awwer sonst ganz angenehm. Un kei Buwelutsch. Un se hat Moos. Se schreibt sich Schinkeberger, un der Vadder is Oekonom. Geh emal widder se. 's is vielleicht dei' Glick. Se spitzt sich auf

'n Lehrer odder auf 'n Kaufmann. Ich mein' als, 's könnt' gerate!« Ich gab kei' Milch. De Burgemeister ließ awwer net locker. Ich Hampel ließ mich breitschlage. Die Sach' sollt' ganz diplomatisch eingeleit' werrn. Die Schinkebergers sollte nach Friedberg fahr'n un sollte im »Hotel Krapp« absteige. Ich sollt' so zufällig hinkomme un sollt' mer das Nettche betrachte. Nadierlich ohne Verbindlichkeit. Ich hatt' noch ein' große Aerger, ehnder ich abreise

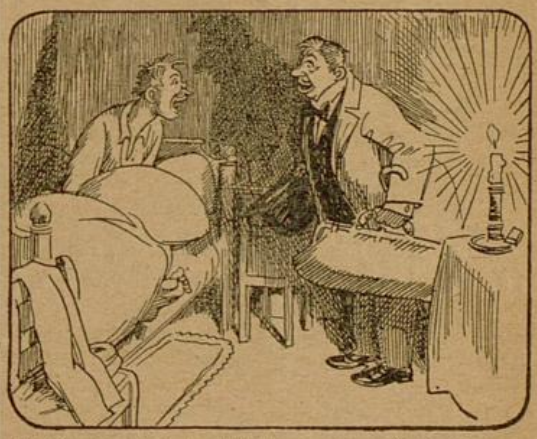
„Ruhe!" schrie ich.

tat. Mir krage nämlich e Faß Gurke. Das war verdorwe. »E schlecht' Vorbedeutung!« dacht' ich un setzt' mich in de Eisebahn. Ja no, was soll mer da sage! Ich will mich net besser mache, wie ich bin. Ich war sellemal sehr nervös. Ich hatt' alle Tag e anner Krankheit. Wann der Doktor Weil gerufe wurd', war sei' stännig Redensart: »Was wird der Hermann hawwe? Er wird sich wieder emal verfresse hawwe!« Da hatt' er ganz recht. Mir hatte nemlich im Geschäft newebei noch Delikatesse. Was net verkauft wurd', mußt' ich verkonsumier'n. Manchmal mehr, wie mer lieb war. Un ich krag ein Leib, so dick, mer konnt' e Messer dran gewetze. Ja no, das tat zum Geschäft gehör'n, un war nix degege zu mache. Abends mit 'm letzte Zug kam ich in Friedberg an und verfügt' mich ins »Hotel Krapp«. Der Herr Krapp stand an der Tür, macht' e Verbeugung un sagt': »Was ist dem Herrn gefällig!« — »E ruhig Zimmer,« sagt' ich, »mit ei'm Bett!« — »Sehr wohl!« sagt der Herr Krapp un legt mir das Fremdebuch vor. Wie er mein Name liest, schmunzelt er un bischpert mer zu: »Herr Ochs, die Herrschaften sind schon da. Sie bekommen Nummer sechs. Das Fräulein Schinkenberger schläft in Nummer sieben!« Ich tat, als wüßt' ich von nix, wurd' awwer rot wie Zinnober. »So ein Mensch,« dacht' ich, »steckt sei' Naf' in alles un is neugierig wie ein Aff'!« Nu ging ich in mei' Zimmer. Ich war hundsrackemüd, zog mich gleich aus un macht' mich in die Klapp'. Ich konnt' awwer net schlafe. Erst mußt' ich an die verdorwene Gurke denke, un was mir für ein Schade dabei hätte. Un dann fuhr mir's durch de Kopp: »Wann das Nettche Schinkeberger mit 'm linke Aug' ins rechte Leibsäckelche guckt, wie is es dann da?« Als Mensch von Charakter hab' ich mir awwer zugerufe: »Sehe kost' nix. Du kaufst kei' Katz im Sack. Häng dei' Zwerchheite an de Nagel un schlaf, daß de morje frisch bist. Du sollst doch ein' gute Eindruck mache!« Ich legt' mich auf die recht' Seit': »Ob se wohl dick is odder dinn?« simeliert' ich. »Ich bin eigentlich für die dicke. De Burgemeister hat sich iwwer nix ausgesproche. Ja no, was soll mer da sage! In der letzte Dutt' find't sich alles!« Grad war ich im Begriff, e bißche einzudussele, da fängt eins in der Nachbarschaft an zu schnarche. Was sag' ich? Schnarche! Schnarche war gar kei' Ausdruck dadefür. Erst war's, als ob Erbse koche täte, dann war's, wie wenn e Brett durchgesägt wird. Nach und nach ging die Musik ins scheußlichste Grunze iwwer. Ich legt' de Kopp an die Wand. Weiß Gott im Himmel! Der Spektakel kam von Nummer siwwe. Un wer das Konzert gab, das war das Nettche. »Jeder Mensch kann emal schnarche,« wollt' ich mich beruhige, »sie hat vielleicht e verstoppt' Naf'. Sie wird auch wieder aufhör'n!« Bliwwesi! Sie tat net aufhör'n. Im Gegeteil, 's wurd' noch viel schlimmer. Ich hab' als de Kopp an die Wand gehalte. Ich kann Ihne sage, ich war in Verzweiflung. Ich hab' Blut geschwitzt un konnt' mer net anners helfe, ich mußt' emal kreische. »Ruhe!« schrie ich. Mer konnt's drei Häuser weit hör'n. 's war awwer de spitze Mäus' gepiffe. Sie ließ sich net stör'n, das Gegrunz ging weiter. »Dunnerschlag noch emal,« dacht' ich, »die hat en gute Schlaf!« All die schreckliche Nächt', wo mir, so 'm nervöse Mensch, das Nettche was vorschnarche tät, sprange mir an die Gurjel. 's war mer, als müßt' ich ersticke. Un da bin ich aus 'm Bett gehippt. »Nee, mei' Atzelche, lieber nemm ich Gift, als daß mir zwei de Hochzeitswein mitenanner trinke!« In aller Frih' hab' ich de Hausknecht 'erausgekloppt, drückt 'm e Finfmarkstick in die Hand, er möcht' alles in Ordnung bringe. Dann tat ich mich auf Französisch empfehle. Wie ich wieder deheim war, hab' ich ein' Luftsprung gemacht. Mei' Mutter hat sich sehr geärgert un de Burgemeister von Brombach noch mehr. Der is der Sach' nachgange un hat 'erausgekriegt, auf Nummer siwwe im »Hotel Krapp« hat de alt' Schinkeberger geschlafe un geschnarcht. Das Nettche hat ein Stock höher loschiert. De Herr Krapp, das Platzmaul, hat mich zum Uz gehabt. Dadrauf sollte die Verhandlunge wieder angeknüpft werrn. De alt

Schinkeberger war awwer fuchsteufelswild un hat geschriee: „Nix da, Ochs bleibt Ochs. Der soll sich sei' Kuh wo anners suche!«"

Unser Freund hielt inne. Der Kopf sank ihm schwer auf die Brust und er schaute trübselig vor sich hin. Aber nur ein paar Augenblicke war's, daß er sich seinen traurigen Gedanken überließ. Dann nahm er einen kräftigen Schluck und redete weiter.

„Ja no, was soll mer da sage! Heirate is kei' Kappetausche. Einstweile hatt' ich genug von dene Plane. Ich hab' mich in de Vierziger bewegt un war als noch ledig. Da tat mei' Mutter ein' schwere Fall, kam ins Klinik un mußt' sterwe. Mei' Mutter war e gut' Frau un war e tüchtig' Frau. Ich hatt's immer mit 'm Mage zu tun, un 's war net leicht, für mich zu koche. Etz mei' Mutter, die verstand's. Koche is auch e Kunst. Wie ich nu alleins war, mußt' ich mir e Köchin nemme. Die war verliebt un tat alles versalze. »Minna,« sagt' ich, »ich will Ihne die Ehr' net abschneide, awwer wer net koche kann, soll aus der Küch' bleiwe!« Da hat se e Gesicht gemacht, als wolit' se die Palz vergifte, un hat mer gekündigt. E Stücker finf haww ich dadenach gehabt, eine schlechter wie die anner. Ich sah aus wie e toter Schellfisch und nahm dreißig Pfund ab. »Hermann,« sagt' mei' Nachbar, der Hutmacher Simon, »dei' Mage is kei' Stiwwelschaft. Das geht net so weiter. 's muß was für dich geschehe. Da is meiner Schwester ihr' Lene. Die kocht, 's is der Staat all. Un kriegt emal e schön' Vermöge. Du bist zwar de jüngst net mehr, aber ich schätz', se nimmt dich!« Ja no, was soll mer da sage! Der Nachbar hat die Sach' in die Reih' geschafft. Eines Tags war ich glicklicher Bräutigam. Die Lene war schwarzbraun, was mer sagt, knusperig un hatt' Rass'. Daß se zärtlich war, konnt' ich net behaupte. Ich war murrestill und dacht': »Wann mer erst verheirat' sin, wird sich das schon mache!« Im August hatte mer uns versproche, Weihnachte sollt' die Hochzeit sein. Sellemal hatt' ich mir Molkereiprodukte zugelegt un mußt' in Butterangelegeheite nach Kirchhain fahr'n. In der Gegend war Manöver. Alle Züg' hatte Verspätung. Nachts um zwölf Uhr bin ich in Kirchhain geland't. Im Bahnhofhotel war kei' Zimmer zu kriege, die Soldate hatte alles belegt. »Geh'n Se emal ins ‚Hotel Käseberg',« sagt' der Wirt, »vielleicht, daß Se da unnerkomme!« Ich turnt' ins »Hotel Käseberg«. »'s tut mir leid,« spricht der Herr Käseberg, »'s is kei' Zimmer mehr frei.« — »Um Gottes wille,« sagt' ich, »wo soll ich mitte in der Nacht dann hin? Ich kann doch net auf der Straß' iwwernachte!" Wahrscheins hab' ich dem Herr Käseberg leid getan, dann er sagt': »Ich will emal mit meiner Frau schwätze!« 's dauert net lang, da kam er wieder un spricht: »Nummer drei is e Zimmer mit zwei Bette. In ei'm schläft ein guter Bekannter. Ich werr en wecke un werr en frage, ob er Se aufnemme will!« Das Wecke war net so einfach. Schließlich hat er sein Bekannte doch 'erausgetrommelt. Un der war bereit, mich aufzunemme. Ich also 'enauf. 's war e schön' Zimmer mit zwei Better. In ei'm lag ein blonder junger Mensch mit ere merkwirdig kleine Nas'. Als Mann von Anstand hab' ich ihn wege der nächtliche Störung um Entschuldigung gebitt' un mich em vorgestellt. Da springt er in die Höh' un schreit: »Wie heiße Se?« — »Ochs, Hermann Ochs!« — »Sage Se 's nochemal!« — »Ochs, Hermann Ochs!« — »Nu brat mir einer en Storch!« kreischt er. »Wisse Se, wie ich heiß'?« — »Ich hab' net das Vergnüge,« sagt' ich. »Ich heiß' auch Ochs un bin aus Offebach!« sprazzelt er un hielt sich de Bauch vor Lache.



Als Mann von Anstand hab' ich ihn wege der nächtliche Störung um Entschuldigung gebitt'.

»Das is net iwwel,« sagt' ich, »zwei Ochse in ei'm Stall!« Hast de net gesehe, tut der anner Ochs ein Satz aus 'm Bett un sagt: »Herr Ochs, das müsse mer begieße!« Un zog sich notdürftig an un klingelt. De Herr Käseberg kommt: »Was wär' gefällig?« — »E Flasch' Moselblimche un zwei Gläser, Herr Käseberg, für mei' Rechnung!« — »So hawwe mer net gewett'!« sagt' ich, »bringe Se gleich noch e Flasch'. Un die für mei' Rechnung!« Bis drei hawwe mer gemitlich zusammegesesse. De anner Ochs hat für e Schirmfabrik gereist un hat auch noch e Vertretung in Lüdenscheider Knöpf'. E kuranter Kerl, un tat dem Deubel e Ohr abschwätze. Mir wurd's deletzt ganz schwimmelig. Ehnder mer in die Federn kroche, hawwe mer Brüderschaft mitenanner getrunke. Ja no, unner dene Umständ' kann mer sich das erklär'n. Acht Tag' danach saß ich in meiner Ladestub' und hatt' gerad was zu schreiwe. Auf einmal geht die

Tür auf. Wer kommt 'erein? Mei' Ochs aus Offebach. »Gu'n Tag, Hermann,« spricht er, »ich wollt' dich emal besuche!« — »Das is recht,« sagt' ich, »mach der's bequem!« Vier Tag' is er gebliwwe. Un hat nadierlich auch mei' Braut kennegelernt. Die zwei sich sehe un inenanner verschieße, war 's Werk von 'm Augeblick. Ich muß der Wahrheit die Ehr' gewwe, se hawwe sich sehr zusammegenomme, awwer se konnte ihr Liebesweh schlecht unnerdricke. Ja no, was soll mer da sage! Das sin höhere Mächte. Dagege lehnt sich kei' Mensch, der Gritz im Kopp hat, auf. Alle paar Woche kam de Ochs aus Offebach ankutschiert. Un eines schönen Vormittags is mei' Braut bei mich komme un hat firchterlich geflennt. »Was hast de dann, mei' Atzelche?« fragt' ich mit ere großartige Ruh'. Inwendig war ich awwer sehr aufgeregt. »Hermann,« gerrt se, »ich kann dich net nemme!« — »So,« sagt' ich, »wen willst de dann nemme?« — »Ich weiß noch net!« — »Du weißt's noch net? Ich will dir drauf-helfe. De Ochs aus Offebach willst de nemme!« Da sin ihr die Träne aus de Auge geschosse, mer konnt' e Handtuch drunner halte. »Alles is Schicksal,« sagt' ich, »un als Mann von Bildung trotz ich 'm net. Gibst du mir auch ein' Schubbs, ein Ochs, scheint's, war der bestimmt!« So is die Sach' ausenannergange. Die Lene hat de Offebacher Ochs genomme, un ich muß sage, sie is sehr glicklich geworde. Beim erste Bub sollt' ich Pate stehe. Ich hab' awwer heflich abgelehnt. Ich hab' herentgege e schön' Geschenk gemacht. Mei' Mutter hat immer gesagt: »Du hast kei' Gall'!« Zehe Jährcher sin seitdem verfloge. Mer wird akt. Daß ich hierher verzoge bin, war der klügst' Streich, den ich mache konnt'. Die Frau Gunsenheimer im »Löwe« kocht akrat wie mei' Mutter. Das hat mein Mage barbarisch gehobe. Der kann etz Sohlleder verdaue. Ja no, un die Heiratsputze sin mer vergange. Ledig bleiwe heißt Lehrgeld gewwe. Ich kann e Liedche devon singe!«"

Da sinn ihr die Träne aus de Auge geschosse, mer konnt' e Handtuch drunner halte.

So erleichterte Herr Ochs, unser neuer Freund, sein Herz. Nun zog er das Schnupftuch aus der Tasche und fuhr damit über die rote Stirn. Dann hob er das Glas gegen uns, die wir andachtsvoll zugehört hatten, und rief mit Würde: „Zum Wohl, meine Herren!"

Onbekend.

Von Reinhold Brand.

Wer von euch hat den alten Methfäßl gekannt? Jedes Kind im Dorfe konnte euch den Weg nach seinem Hause zeigen. Da saß er, ein spindeldürres Männchen, frierend und hustend im Lehnstuhl hinter dem Kachelofen und schnappte nach Luft. Nur selten trat eine freie Stunde ein. Die Bauern sagten, er hat den „Dampf", Asthma nannte es der Doktor. Da war wenig zu machen. Eine neue Lunge einsetzen, das hätte auch der selige Eisenbart nicht fertiggebracht; da galt es hauszuhalten mit dem wenigen, was den Korpus noch mit knapper Not in Gang hält; haushalten und aushalten.

Heute hat der Alte wieder einen schwarzen Tag. November ist es, und die Luft so dick und vernebelt, daß man sie schier anschneiden könnte; nur mit Mühe zwängt sich das unentbehrliche Lebenselement durch die verschlackten Röhren. Ein Anfall folgt dem andern. Schwerer, nicht endenwollender Husten erschüttert den gebrechlichen Körper, daß der Schweiß in Strömen von der Stirn herabfließt und das Gesicht eine bläuliche Färbung annimmt. Dann reißt der Kranke in Todesangst das Halstuch vom Leibe und röchelt und stöhnt wie ein Sterbender. Aber keiner kümmert sich darum. Die Methfäßls sind daran gewöhnt, nun schon seit vielen Jahren. Rudolf, der Enkelsohn, der die Stadtschule besucht, sitzt am Fenster und lernt die Vokabeln zu Dünnebiers lateinischem Uebungsbuch.

Um den Alten macht sich plötzlich ein fremdes Weib zu schaffen, eine schlechtgekleidete, verwahrloste Gestalt von brauner, verwetterter Hautfarbe, mit dunklen, feurigen Augen und zerzaustem Haar. Wie ist sie hereingekommen? Der Junge am Fenster ist starr vor Ueberraschung und Furcht, als er die Hexe wahrnimmt; mäuschenstill duckt er sich in die Ecke, aber nichts entgeht ihm.

„Väterchen, armes altes, Maruschka wird helfen!" tröstet die Fremde. Dann nimmt sie ein Blech, tut glühende Kohlen darauf und streut trockene Kräuter darüber, bis sich ein dicker, übelriechender Dampf entwickelt, den sie

den Alten einatmen läßt. Die Zigeunerin macht mit der freien rechten Hand eine kreisförmige Bewegung, und ihre Stimme vermischt sich mit dem Stöhnen des Alten zu einem erschreckenden Mißklang. Langsam und feierlich sagt sie ihren Zauberspruch her: „O bikka billa! Dampf, weiche dem Dampf! abra cad, abra eso molitu muru!“

Dreimal wiederholt das Weib die Beschwörungsformel, dreimal zieht sie den magischen Kreis. Und siehe da! Kaum hat sie geendet, da tritt die Erlösung ein: die Luftwege werden frei, der Kranke kommt wieder zu sich, die

„Väterchen, armes altes, Maruschka wird helfen.“

Augen fangen an klar zu werden, das Gesicht nimmt die gewöhnliche Färbung an, der eben zusammengebrochene Körper strafft sich empor und sogar ein Lächeln spielt um die verrunzelten Lippen.

„Frau, du kannst mehr als Brot essen!“ sagte Methfäßl, dankbaren Blickes zu der häßlichen Zigeunerin aufschauend. „Sie sollen dir ein paar Eier geben. Rudolf, wo ist die Mutter?“

Und als ob nichts vorgefallen wäre, stopfte er sich die Pfeife, legte Schwamm auf und rauchte, daß die Fremde von dicken Wolken umhüllt wurde.

Maruschka hatte plötzlich seine Linke erfaßt und betrachtete die Linien in der Handfläche. „Glückskind!“ sagte sie, „da liegt Reichtum, da liegt Gold. Aber o weh! Da ist auch der Mann, der böse. Nimm dich in acht . . .“

Sie kam nicht weiter. Rudolfs Mutter war in die Stube getreten und wies dem ungebetenen Gast mit harten Worten die Tür. Alle Beteuerungen der Zigeunerin, daß sie nur dem Kranken helfen wolle, und selbst die Fürsprache des alten Methfäßl halfen nichts; die Hausherrin ließ sich nicht erweichen und drängte die Tochter der Pußta zum Hause hinaus. Unter einer Flut von Verwünschungen und gräßlichen Flüchen verschwand sie hinter den nächsten Häusern des Dorfes.

Sollte sich der Fluch erfüllen? Der Zauber der Zigeunerin verlor nur zu bald seine Wirkung. Wieder und wieder kam der „Dampf“ mit all seinen Schrecken und brachte dem Alten neue Qualen. „Er kann nicht leben und nicht sterben!“ sagten die Bauern, und sie sagten auch sonst noch mancherlei von Sünden und Sündenstrafen, und was gedankenlose Leute daherschwätzen. Methfäßls Zustand wurde je länger je schlimmer.

In der darauffolgenden Nacht wurde im Pfarrhause eingebrochen. Auch dort hatten sich die Zigeuner lästig gemacht, und man bezeichnete sie sogleich als die Täter und schickte ihnen den Häscher nach, der die Bande festhielt. Aber als man im Pfarrhause genauer zusah, ergab sich, daß zwar alles durcheinandergeworfen, aber nichts von Bedeutung entwendet war. Da der Beamte auch nichts Verdächtiges gefunden hatte, so mußte man die Zigeuner laufen lassen.

*

Nun ruht der alte Methfäßl längst in der kühlen Erde. Sein Sohn ist ihm schon vorausgegangen; Katherlise, die Schwiegertochter, und der junge Rudolf trauern ihnen nach. Rudolf ist nun fünfzehn Jahre alt und der Schule entwachsen. Was beginnen? Ein „lateinischer Bauer“, das tut nimmer gut; zum Handwerker ist der Bursche zu unpraktisch, zum Studieren zu arm. Daß bißchen, was die Methfäßls besitzen, reicht eben aus, um die Witwe über Wasser zu halten: ein Häuschen, ein paar Aecker, ein Weinberg und was der Kleinbauer an Tieren hat, das ist alles. Guter Rat ist teuer. Nach langem Hin und Her kommt Rudolf in ein benachbartes Landstädtchen in die Lehre als Schreiber bei einem Rechtsanwalt.

Eine neue Welt tat sich dem Bauernjungen hier auf. Der stete Umgang mit gebildeten Leuten, der städtische Schliff, der Einblick in die kleinsten Verhältnisse so mancher Bürger machten ihn früh reif und weiteten seinen Blick. Aber er blieb bescheiden und wurde auch im Hause seines Brotgebers recht kurz gehalten. So vergingen mehrere Jahre. Da trat über Nacht ein Ereignis ein, das für sein ferneres Schicksal bestimmend sein sollte.

„Wißt ihr auch schon das Neueste? Dem Doktor Kneller sein kleiner Schreiber ist Millio-

BLB Karlsruhe

när geworden." Die Baltzerin, die Klatschpost des Städtchens, rannte wie besessen umher und verkündete es jedem, der es hören wollte. „Zwei Millionen Gulden hat er geerbt in Holland."

„Wa—s, zwei Millionen?"

„Ja, ja. Da lest selbst. Hier steht's schwarz auf weiß."

Und die Baltzerin faltete die neueste Nummer des „Saaleboten" auseinander und hielt den Leuten eine fettgedruckte Anzeige unter die Nase:

„Erbschaft. Zwei Millionen Gulden. Gesucht werden die Erben des in Holland verstorbenen Johann Konrad Methfäßl aus Thüringen. Berechtigte wollen sich melden bei Herrn Meller in Amsterdam."

Die Baltzerin wußte aber noch mehr. Der alleinige Erbe dieser Millionen, der kleine Schreiber, war der Enkel des einzigen Bruders des Johann Konrad Methfäßl. Sein verstorbener Vater war wegen dieser Erbschaft schon einmal am „Amte" gewesen, aber es war dabei nichts herausgekommen, denn die Holländer fanden immer neue Gründe, die Sache zu verschleppen, und allmählich war alles in Vergessenheit geraten. Aber nun lag die Sache in guten Händen; der Herr Meller in Amsterdam würde ja alles regeln.

Schnell wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, dem ahnungslosen Erben selbst überraschend. Millionär! Es überlief einen heiß und kalt, wenn man davon hörte: der kleine unbeachtete Schreiber Millionär! Ja, viele hatten es schon lange geahnt, daß in dem Jungen etwas ganz Besonderes stecke. Wunderbar, alles was er tat, fand man schön und eigen, was er sprach, war geistreich. Man drückte ihm die Hand, wo er sich sehen ließ, warb um seine Huld, gab ihm Ratschläge, wie er sich verhalten solle. Der Bürgermeister ließ ihn zu sich kommen und belehrte ihn über den Wert des Geldes und eine sichere Kapitalanlage; Raum, der Lehrer in Mathematik und Algebra, rechnete ihm vor, wie sich der Mammon nach der Zinseszinsrechnung selbsttätig vermehrt; Wilhelmi, der töchterreiche Amtsschreiber, lud ihn sogar zu einem „Löffel Suppe" ein.

„Da kommt der Goldjunge!" wisperten die jungen Mädchen, wenn sie ihn kommen sahen. Horchs Berta hatte sich seinetwegen einen neuen blauen Schleier angeschafft und lief ihm, damit geschmückt, alle Augenblicke über den Weg. Und gar in der Tanzstunde! Diese verlangenden Blicke von der Mädchenbank her. Der Tanzlehrer und Schornsteinfegermeister Kretschbein behandelte ihn wie einen Prinzen und ließ ihm, wider alles Herkommen, die Wahl unter den Schönen. Aber hier zeigte sich wieder, wie die Leute sagten, seine geistige Größe. Der junge Millionär tanzte wie früher noch mit der langen, eckigen Christel, die ihren Tänzer immer gegen die Knie stieß, und mit der molligen kleinen Marianne, die sich schleppen ließ wie ein Mehlsack. Er trug auch der blonden Agnes nichts nach, der reichen Gerberstochter, die früher immer so förmlich und spröde gegen ihn gewesen war. Gegen alle war er gleich freundlich wie vorher.

Rudolfs Mutter, die Katherlise, weinte vor Freude und wußte sich nicht zu fassen. Dann aber wurde sie wieder nachdenklich und meinte, wenn nur kein „Humm" dazwischenkommt, wie schon früher einmal, als der Vater noch lebte. Doch wußte Rudolf alle Bedenken zu beseitigen. Sein junges Herz war voll froher Hoffnungen für die Zukunft.

Der Rechtsanwalt Doktor Kneller freilich sah die Sache mit anderen Augen an. Schon die Fassung jener Bekanntmachung im „Saaleboten" gefiel ihm nicht. Wer war dieser Meller? In welcher Eigenschaft handelte er? Warum gab er nicht seine genaue Adresse an? Das alles war wenig vertrauenerweckend. Immerhin mochte hinter all dem Gerede ein berechtigter Kern stecken; daher beschloß er, der Sache im Namen seines Schreibers auf den Grund zu gehen. Es schien fast, als sollte ihm der weitere Verlauf recht geben. Ein an den Meller gerichteter Brief kam bald zurück. „Unbekend" stand auf der Rückseite, mit den zahlreichen Unterschriften der Amtspersonen darunter. Er schrieb an den „Saaleboten" um Aufklärung über den Ursprung der Bekanntmachung — vergebens; die Aufgabe war am Schalter erfolgt, die Gebühr sofort bezahlt und eine nähere Angabe nicht mehr möglich. Auch im „Amt" weiß niemand etwas zur Aufklärung anzugeben. Aber es gibt noch andere Wege. Doktor Kneller schrieb unter ausführlicher Darlegung der Verhältnisse an die diplomatische Vertretung in der Residenz.

Lange, bange Stunden, Tage, Monate der Erwartung. Endlich — ein versiegeltes Schreiben aus dem Ministerium. „Ja, es hat seine Richtigkeit. Ein Johann Konrad Methfäßl ist in den Niederlanden mit Hinterlassung von über zwei Millionen Gulden ohne Leibeserben und ohne Testament verstorben. Woher er stammt, ist nicht erwiesen; man weiß nur: aus Thüringen. Das Erbe ist schon seit vielen Jahren hinterlegt; es gilt nun, die Erbberechtigung urkundlich nachzuweisen. Geschieht dies innerhalb der nächsten sechs Monate nicht, so fällt kraft des Gesetzes alles der Kommune zu, in welcher der Erblasser zuletzt gewohnt hat.

Das war doch 'mal ein Wort. Der Schatz lag da; er brauchte nur gehoben zu werden. Und das konnte nicht fehlgehen. Rudolfs Großvater hatte mehr wie einmal erzählt, daß er einen Bruder habe, der nach Holland und von da

nach Batavia gegangen sei, aber nichts von sich hören lasse. Wer anders konnte dies sein als der verstorbene Johann Konrad? Die alten Kirchenbücher mußten hierüber Auskunft geben.

Der nächste Gang unseres Freundes war zum Pfarrherrn seines Heimatdörfchens. Der greise Herr suchte den Band hervor, welcher die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts umfaßte, und blätterte in den verschnörkelten, mit lateinischen Ausdrücken gespickten Kirchennachrichten hin und her, — vergebens: unter den wenigen Geburten des Ortes war eine Aufzeichnung weder über den Johann Konrad Methfäßl, noch über den betreffenden Großvater zu finden. War das Kirchenbuch so lückenhaft geführt, oder schien es nur so? Aber nein; es war nicht so. Welche Niedertracht! Zwei zusammenhängende Blätter waren, offenbar mit Gewalt, aus dem Buche so geschickt entfernt, daß man den Frevel erst bei ganz genauer Durchsicht bemerken konnte. Und diese kostbaren Blätter, sie allein waren beweisend und entscheidend für Sein oder Nichtsein, für Haben oder Nichthaben.

Der Pfarrherr suchte hin und her.

Wer hatte es getan? Wann war es geschehen? Warum gerade diese Blätter? Dem hoffnungsreichen Erben wurde es schwarz vor den Augen und er war einer Ohnmacht nahe. Der Pfarrherr suchte hin und her, ob sich die Blätter etwa verschoben hätten, — umsonst, sie waren und blieben verschwunden. Und nun erinnerte er sich des Einbruchs in jener Novembernacht, als die Zigeunerbande das Dorf heimgesucht hatte. Damals zerbrach man sich den Kopf, was das zu bedeuten gehabt hatte, da nichts vermißt wurde. Jetzt wußte man es.

Der unglückliche Erbe ging umher wie ein Träumender. So nahe am Ziel, und alles aus! Und wiederum hatten die Klatschbasen des Städtchens reichen Stoff; und immer schwächer wurde der goldige Strahlenkranz, der sich um die Person des kleinen Schreibers verbreitet hatte, bis er schließlich ganz verschwand. „Schwindel!" sagten die Leute, „grober Schwindel!"

Rudolf Methfäßl war zwar geknickt, aber nicht entmutigt. Er hoffte noch immer, irgend etwas erreichen zu können, und zwar durch persönliches Eingreifen an Ort und Stelle. Bestärkt von unberufenen Ratgebern, raffte er zusammen, was er noch hatte, und dampfte ab — nach Amsterdam. Vergebens hatte der Rechtsanwalt abgeraten, vergebens hatte Katherlise den Jungen beschworen, von der Fahrt ins Ungewisse abzustehen, es half alles nichts: „Ich muß es tun!" sagte er, und dabei blieb er.

Zagend saß die arme Frau daheim und wartete. Es kam auch nach einiger Zeit ein Brief an, worin Rudolf mitteilte, daß er dem Herrn Meller auf der Spur sei und daß er zum Konsulat gehen wolle. Aber dann blieben alle Nachrichten aus; nie wieder hat man etwas von ihm gehört; alle Nachforschungen waren umsonst. War es ein Wunder? Unerfahren, der Landessprache nicht kundig, hatte sich der junge Mensch in den Strudel einer großen Seestadt gestürzt, wo Hunderte von geriebenen Gaunern und Verbrechern auf ihre Opfer lauern, und sich wahrscheinlich dem ersten besten in die Arme geworfen. Wer fragt darnach, wenn aus den kalten Fluten der vielen, meist uneingefriedigten Grachten ein ausgeraubter Mensch hervorgezogen wird, tot und steif, ohne Ausweis, ohne Papiere? Unbekend heißt es in dem Amtsbericht, und damit ist die Sache abgetan. Unbekend!

Und weit dahinten in dem kleinen thüringischen Dörfchen sitzt eine arme Mutter und weint und wartet und wartet. Bis man auch ihr die müden Augen zudrückt. . . .

Deutsche Sprache.

Wie der Stolz auf unsre eigene Sprache, der oft noch schlummert, einmal hell erwacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie uns selbst darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, so wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden. . . . Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft dessen wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet. Dann werden sie wie Flocken zerstieben, wenn Deutschland, sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im Guten und Schlimmen bisher angelassen habe: ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch nicht erfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen.

Jakob Grimm.

BLB Karlsruhe

Zwei Deutsche.

Gedenkblatt von Wilhelm Schlang.

Wie kommt es nur — so ist der Hinkende gefragt worden — wie kommt's, daß unser Volk in vier langen Kriegsjahren sich auf den Schlachtfeldern des Ostens und Westens und in den Prüfungen daheim behaupten konnte, daß das Vaterland, unser Höchstes und Heiligstes, noch lebt, wiewohl die Feindschaft fast des ganzen Erdballs es mit den fürchterlichsten Gefahren umstellte? Ist es nicht ein Wunder, daß dergleichen möglich war, abweichend von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur und des Weltlaufs?

Darauf kann der Hinkende nur sagen: es ist ein Wunder, ein unerhörtes, aber bewirkt von den alten Tugenden der Deutschen, die niemals glänzender hervortreten als in den Tagen höchster Not und Bedrängnis. Pflichtgefühl und Opferwillen, Unterordnung des einzelnen unter die Wohlfahrt des Ganzen, der felsenfeste Glauben an den Sieg des Guten und Wahrhaften, das sind die Kräfte, die uns im ungeheuerlichsten Erleben unserer leidensvollen Geschichte aufrechterhalten haben.

Schon einmal, vor etwas mehr als hundert Jahren, legte das Schicksal unserem Volke die Pflicht auf, um Sein oder Nichtsein zu ringen. Damals aber mußten die Deutschen erst lernen, was ein großes starkes Vaterland ist und wie ein solches zu gewinnen wäre. Wir stünden vielleicht noch, wo wir vor den Befreiungskriegen von 1813 und 14 gestanden, hätten nicht gottgesandte Männer den Anstoß zur Reinigung und Hebung eines gesunkenen Volkstums, zur Abschüttelung unwürdigen Fremdjochs gegeben. Ein Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit, der Liebe und Ehrfurcht verknüpft uns mit jenen Auserwählten, die weit über ihre eigene Zeit hinaus wirkten, da ihr Beispiel auch den Kämpfern unserer Tage die Wege weist.

Ihrer zwei stehen dem Herzen des deutschen Volks besonders nahe, und man braucht ihre Namen nur zu nennen, so ist es, als würden die edelsten Saiten berührt:

Arndt und Blücher!

zwei rauhe, aber echte Deutsche, deren Bild wir von frühester Jugend in uns tragen und deren Lebensinhalt zum Inhalt unsres eigenen Daseins geworden ist.

Nach Ablauf von einhundertfünfzig Jahren seit Arndts Geburt und von hundert Jahren seit Blüchers Tode wird das deutsche Volk seinen Bund mit diesen Helden erneuern. Dem Hinkenden aber ist es unverwehrt, zweien bedeutsamen Gedächtnistagen mit seiner Betrachtung um etliches vorzugreifen.

Am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1769, gleichsam als ein Christgeschenk, wurde Arndt dem deutschen Volke auf Rügen geboren. Das herrliche Eiland hatte beim Abschluß des Dreißigjährigen Kriegs vom deutschen Reich an Schweden abgetreten werden müssen. So kam einer der tüchtigsten Sachwalter deutschen Wesens, der Sohn eines zwar einfachen, aber durch Bildung und Lebensführung angesehenen Pächters und Gutsverwalters, als schwedischer Untertan auf die Welt. Seine Knabenerziehung in gesunden ländlichen Verhältnissen war von

Ernst Moritz Arndt.

gediegener Strenge, denn (so meinte der Vater) ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anpacken müsse, dürfe nicht in Baumwolle eingewickelt werden. Nach häuslichen Vorbereitungen konnte Arndt die höhere Schule in Stralsund besuchen; hernach betrieb er zu Greifswald und Jena das Studium der Gottesgelahrtheit, der Geschichte, Erd- und Völkerkunde. Nun aber lebte mit dem „starken, heißen Arndts-Blut" vom Vater her in ihm auch ein unbändiger Wandertrieb, und so zog er denn als Bruder Sorgenfrei etliche Zeit in der Fremde umher. Dem Predigtamt, dem er sich anfangs gewidmet hatte, entsagte er früh, wurde zu Ostern 1800 nach einem neuen Flug ins Weite als Hochschullehrer seßhaft und baute sich sein eigen Nest, indem er ein Professorenkind, Marie Quistorp, heimführte. Bald hatte Arndt aber auch seinen eigentlichen Beruf entdeckt: der Sache des wahren Menschentums und der Freiheit zu dienen. Es herrschte damals in vielen Staaten die Leibeigenschaft, ein Rest alter Sklaverei, mindestens ein Knechtszustand, wonach jemand einem Vornehmen zu hartem Dienst und schweren Abgaben verpflichtet, in der Wahl von Lebensweise und Wohnsitz beschränkt war, abgesehen von anderem sittlichen Unrecht. Nicht alle Fürsten Europas eilten ihrer Zeit so weit

voraus, daß sie wie Karl Friedrich, Markgraf von Baden, den alten Zwang aufhoben, ehe die große Staatsumwälzung von 1789 in Frankreich den Mächtigen an die Gewissen pochte. Wider die gleichen Verhältnisse auf Rügen und in Pommern schrieb Arndt, der Freimütige, geharnischte Worte. Damit hatte er den Nutznießern der überlieferten Herrenrechte unsanft auf die damals schon empfindlichen Hühneraugen getreten und sie liefen zum König, daß er mit dem „Leuteverderber und Bauernaufhetzer" aufs schärfste verfahre. Gustav der Vierte hatte damals seine gute Stunde (er hatte sie selten und verlor darüber neun Jahre später den Thron), sah sich die Sache wegen der Leibeigenschaft genauer an und sagte: „wenn dem so ist, so hat der Mann recht." Die Folge war, daß man auch in Schwedisch-Pommern mit der veralteten Hörigkeitswirtschaft aufräumte.

Arndt hatte sich zum Anwalt des Volks gemacht, und bald wurde er vom Ernste der Zeit zu einem mannhaften Bekenntnis für das Deutschtum aufgerufen. Napoleon, seit 1804 Kaiser der Franzosen, hatte Oesterreich zu seinen Füßen niedergeworfen, Preußen zu schmählichem Vertrag gezwungen, und elend brach das deutsche Reich zusammen. Als nun, um mit Vater Arndt zu reden, der welsche Hahn sein Viktoria auf den Trümmern der geschändeten deutschen Herrlichkeit krähte, da lieh dieser Mann dem Gefühl vieler Tausender eine Stimme und fortan dienten ihm Rede und Schrift fast einzig dazu, die Deutschen zum Kampf wider den Erbfeind zu entflammen. Lebte Arndt für die nächste Zeit auch unter vielfachen Gefahren — sobald die Befreiung der Völker vom Fremdenjoch sich vorbereitete, durfte der Wackre an den Entwürfen und Vorbereitungen der Vaterlandsfreunde teilnehmen. Hoffnungsfreudig und gottvertrauend hat Arndt als Helfer des Freiherrn vom Stein an der Wiederaufrichtung und innerlichen Erneuerung des tiefgebeugten Vaterlandes gearbeitet; durch immer neue Flugschriften und Aufrufe pflanzte er seine hohe Sinnesart weiter, trieb er Funken zur Flamme. Zagende und Unentschlossene riß sein Mannesbeispiel mit sich fort, bis das Preußenvolk als erstes die Sklavenfesseln von sich warf. In zwei Büchern, schlicht und wahrhaft, als seien sie vom Geist der Bibel eingegeben, wirkte Arndt für Errichtung der Landwehr und des Landsturms und bald hatte er die Freude, Preußen ein Heer von 271000 Mann, einen Soldaten auf 17 Einwohner, ins Feld stellen zu sehn!

Leidenschaftlich, aber unmittelbar nützend stürzte sich Arndt in die Strömung des großen Befreiungswerks; seine Gedichte — ihrer viele singt der Deutsche noch heut mit Lust — folgten dem Siegeszug der Heere Blüchers, Yorks und Gneisenaus von Leipzigs Schlachtfeldern nach Paris; sein Weitblick wies den Kämpfern das erhabene Ziel: der Rhein, „Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", die ehemaligen Bestandteile des deutschen Reichs bis zu den Ardennen hin mit dem neueren, größeren Vaterlande vereint, Frankreichs Uebergewicht gebrochen.

Nach dem Hochschwung sollte Arndt auch die Enttäuschung aller wahrhaft Deutschgesinnten miterleben. Der Leser, wenn er nur ein wenig in die Bücher der Geschichte hineingesehen, weiß ungefähr, was alles im Gefolg des Jahres 1813 geschehen; daß die Fürsten und ihre Räte nach Napoleons Thronentsagung in Wien zusammensaßen, um zwischen Gastmählern und Tanzereien, zwischen Schlittenfahrten und Theaterspielen hinein die Landkarte von Europa zu ordnen, daß der Bonaparte von neuem sich erhob und ein zweiter Feldzug von Preußen und seinen Verbündeten gekämpft werden mußte, daß man nach Belle-Alliance den Korsen völlig unschädlich machte und nach erneutem Friedensschlusse mit Frankreich die Herrscher zu Paris einen heiligen Bund schlossen, wobei sie die Verpflichtung auf sich nahmen, der Lehre des Evangeliums gemäß gleich Vätern ihre Untertanen zu regieren und wie Brüder einander Hilfe und Beistand zu leisten. Die Gebietsverhältnisse Deutschlands waren nun aber weder in Wien noch in Paris nach Verdienst und Vernunft geregelt worden. Eine Vereinigung des Elsasses und Lothringens mit den alten Stammlanden diesseits des Rheins hatten Englands und Rußlands schlaue Staatsmänner zu hintertreiben gewußt. Preußen, das zu seinem dauernden Ruhm für die Befreiung der Völker von Fremdfesseln das meiste getan, erlangte den Umfang nicht wieder, den es vor dem Zusammenbruch von 1806 gehabt, und konnte sich, weil in zwei getrennte Ländermassen geteilt, unmöglich zur Großmacht entwickeln. Das große deutsche Vaterland mit einem Kaiser an der Spitze, wie es Arndt und alle Gleichgesinnten als Siegespreis und Opferlohn herbeigesehnt, ging aus den Befreiungskämpfen nicht hervor. An die Stelle des ehemaligen deutschen Reichs und als Erbe seiner Beschränktheit und innern Zwiespältigkeit trat der sogenannte deutsche Bund mit dem Zweck, etwa drei Dutzenden von Staaten und Stätlein die äußere Sicherheit und innere Ruhe zu gewährleisten.

Wer etwa geglaubt hatte, der neue Länderverein werde Deutschlands Macht und Ansehen fördern, sah sich bald genug getäuscht. Nur in einem zeigte der Bundestag sich geschäftig: im Niederhalten jeder freiheitlicheren Entwicklung und Umbildung des Staatswesens. Denn war das Volk durch die Not der Zeit vor 1813 zur Beteiligung an allgemeinen Angelegenheiten veranlaßt worden, so verlangte es auch jetzt

nach einem größeren Maße öffentlicher Betätigung. Einzelne Länder wie Bayern und Baden erhielten zwar die längst verheißene Verfassung und damit sollte das Volk bei Erledigung der Staatsgeschäfte auch ein Wort mitzureden haben; aber diese erweiterten Rechte waren von einsichtigen Herrschern kaum gegeben, so suchten die Vertreter unumschränkter Fürstengewalt die neuen Freiheiten auf jede Weise zu ersticken. Vergebens erhoben Männer gleich unserm Arndt immer eindringlicher ihre warnende Stimme. Ungeachtet ihres verdienstvollen Anteils an der Erhebung von 1813 beobachtete man auch sie mit Argwohn, und Arndt zumal galt als verdächtig, seit er mit Wort und Schrift für eine gänzliche Umwandlung der deutschen Verhältnisse eingetreten war. Ein Deutschland sollte nach dieses Sehers Meinung sein, eine Reichsverfassung, ein Reichstag mit freier Wahl und freiem Wort, ein Oberreichsgericht, eine Einheit von Münze, Maß und Gewicht.

Den deutschen Bund unrühmlichen Andenkens beherrschte ein Mann, über den die Geschichte längst den Stab gebrochen: Fürst Metternich. Jedem Fortschritt zum Bessern trat er mit schroffem Eigensinn entgegen, aber je mehr seine Politik des Mißtrauens und der Ueberwachung um sich griff, desto verhängnisvoller wuchs die Gärung, und vor allem die Jugend auf den Hochschulen Deutschlands nährte immer offenkundiger den Geist des Widerspruchs. Zahlreiche Jünglinge, zum Teil solche, die in den Befreiungskriegen mitgefochten hatten, gründeten mit dem Wahlspruch „Ehre, Freiheit, Vaterland“ eine enge Vereinigung: die Burschenschaft. Am 18. Oktober 1817, zur Feier der Völkerschlacht von Leipzig, sagte die freiheitliche Jugend „allen Bösen und Buben im Vaterland“ von der Wartburg herab die Fehde an. Am Abend brannte ein Häuflein Ueberbegeisterter, eigentlich ohne Wissen des vorbereitenden Ausschusses, ein Feuer ab und warf die Merkmale verknöcherten Staatswesens in die Flammen: einen hessischen Zopf, eine Schnürbrust, einen Korporalstock. Herr von Metternich aber in Wien witterte den Geist des Umsturzes und fand nur zu bald eine Handhabe, im Namen der bestehenden Ordnung einzuschreiten.

Zu Mannheim lebte damals der Lustspieldichter und Kaiserlich russische Staatsrat von Kotzebue, ein Weimarer von Geburt, der mit ebenso witziger als schlüpfriger Feder völlig der Sache des Rückschritts diente, Jahns Turnsache wie Arndts Deutschtum öffentlich verspottete und dadurch der Verachtung aller vaterländisch Gesinnten, namentlich dem Hasse der burschenschaftlichen Kreise anheimgefallen war. Ein Burschenschafter, Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, faßte denn auch ganz für sich allein den Plan, eines der vermeintlichen Haupthindernisse freiheitlicher Entwicklung aus dem Wege zu räumen. Am 9. März 1819 reist Sand, in dem sich überhitztes Deutschgefühl mit krankhaftem Ehrgeiz verband, von Jena ab; am 23ten des gleichen Monats erreicht er Mannheim, führt sich bei Kotzebue unter fremdem Namen in dessen Wohnung ein und stößt ihm mit den Worten: „Hier, du Verräter des Vaterlands!“ einen Dolch ins Herz.

Die Ermordung August von Kotzebues (23. März 1819).

Jener dreiundzwanzigste März, ein übler Jahrhundertgedenktag, sollte ein Wendepunkt in der deutschen Entwicklung werden. Noch war die Hinrichtung an dem Mörder Kotzebues nicht vollzogen, als die Regierungen zu rücksichtsloser Abwehr des jungen Freiheitsdranges im Volk sich entschlossen. Die Hochschulen wurden strengster Ueberwachung unterstellt, die Burschenschaft aufgelöst, die Bekenner auch eines gemäßigten Fortschritts in Acht und Bann getan. Selbst Arndt bekam den veränderten Geist zu schmecken. Kaum hatte er sich, seit 1801 Witwer, zu Bonn als Hochschullehrer mit der Schwester

Schleiermachers, des berühmten Theologen, ein neues Heim gegründet, als auch über diesen Treuen das Netz geworfen ward.

Arndt hatte ein Werk geschrieben: „Geist der Zeit“ und im vierten Bande noch mehr als in den früheren Veröffentlichungen einer beschränkten Staatslenkung den Spiegel vorgehalten. Jetzt ward des Volks aufrechtester Wortführer sogar einige Stunden in Haft genommen; man beschlagnahmte seine Papiere, entzog ihm sein Lehramt, verstrickte ihn in langwierige Untersuchung, als hätte er teil an den Verirrungen Sands oder gar an hochverräterischen Umtrieben. Die gestrenge Obrigkeit fand nichts Strafbares an dem Manne, den sein eigen Gewissen von vornherein schuldlos gesprochen; gleichwohl mußten zwei Jahrzehnte der Beargwöhnung und Anfechtung vorübergehn, ehe Arndt zum Lehrberuf zurückkehren durfte. Friedrich Wilhelm der Vierte, soeben zur Regierung in Preußen gelangt, hatte selbst den Biedern wieder in seine Ehren eingesetzt, und zur Freude des ganzen Vaterlands konnte Arndt die studierende Jugend wie früher um sich versammeln. Nun von neuem auch auf die öffentliche Bühne gestellt, beteiligte sich der Rastlose mit dem alten Feuer am Streben nach einer deutschen Reichsverfassung, trat 1848 als Abgeordneter in die gesetzgebende Versammlung zu Frankfurt a. M., und er war unter denen, die am 3. April 1849 im Schlosse zu Berlin dem Herrscher Preußens die Kaiserkrone antrugen. Friedrich Wilhelm hatte nicht lange vorher durch feierlichen Aufruf erklärt, Preußen solle fortan in Deutschland aufgehen, und für Arndt war es nun ein bittres Leid, daß der König die Kaiserkrone ausschlug. Den Glauben an die Auferstehung des Reichs gab er darum nicht auf, und noch an des Grabes Schwelle hielt er ihn fest. Als er seine Erinnerungen niederschrieb an das Wirken in der Paulskirche zu Frankfurt, da drängte es sich aus hoffnungsstarkem Herzen hervor:

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn im Staub begraben?
Schrei'n umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?
Nein und nein und aber nein,
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen,
Frankfurt holt den Kaiser ein!

Der Mann, der in seiner Jugend Seeluft gekostet, blieb bis ins hohe Alter von gesunder Kraft und Frische. Den Geist hielt er durch dauernde Berührung mit den Wissenschaften, durch fleißigen Umgang mit hervorragenden Zeitgenossen lebendig, und so brauchte seine Muse nicht zu feiern. Tägliche Arbeit im Garten, Fußreisen und Schwimmen erhielten ihm den Körper rüstig. Er stand im achtundachtzigsten Jahre, als er seine Erinnerungen an Reichsfreiherrn vom Stein, „Wanderungen und Wandelungen“ niederschrieb, und die Ereignisse der Zeit fanden ihn als einen verständnisvoll Teilnehmenden.

Am 26. Dezember 1859 feierte Deutschland den neunzigsten Geburtstag seines volkstümlichsten Mannes. Auf das Landhaus am Rhein regneten Glückwünsche und Ehrengaben in reichster Fülle herab, und was geschah? Wilhelm, Prinzregent von Preußen, des späteren Reichs erster Kaiser, beschenkte den Verkünder deutscher Freiheit mit edlem Rheinwein. Aber die Sonne neigte sich jetzt zum Untergang. Am 29. Jänner 1860 ward Arndt, der seines Lebens Zweck ganz erfüllt hatte, abgerufen, und einig wie in jener Huldigung für den Neunzigjährigen war das Vaterland auch in der Trauer um seinen getreuen Eckart . . .

Arndt konnte sterben, aber er konnte nicht getrennt werden vom Volke der Deutschen, zu dessen Lehrern und Leitsternen, zu dessen Warnern und Weisern er gehört. Es gab vor ihm Männer von noch größerem Geiste als dem seinen, aber da ist keiner, der ihn an Ehrlichkeit und Reinheit des Wollens, an Liebe zum Deutschwesen, an Zorn wider alles Halbe und Schwankende, rund gesagt: an Männlichkeit übertroffen hätte. Wenn wir sein Geschriebenes lesen: die Schriften von Landwehr und Landsturm, seinen „Soldatenkatechismus“, sein „Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann“, wenn wir seine Lieder singen: „Was ist des Deutschen Vaterland“, „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Was blasen die Trompeten“ — ist es nicht, als schlüge Vater Arndt seine blauen Augen zu uns auf? als drücke er den Nachgeborenen als ein Segnender fest die Hand? Wandelt er nicht leibhaft unter den Streitern dieser ernsten Zeit? Die beispiellose Ausdauer des deutschen Volks gegen eine Welt von Feinden, das nennt der Hinkende: Arndtsgeist — lebendige Nachwirkung einer Kraft, die über ihren Träger weit hinausgewachsen ist und, so Gott will, sich auf die fernsten Geschlechter überträgt.

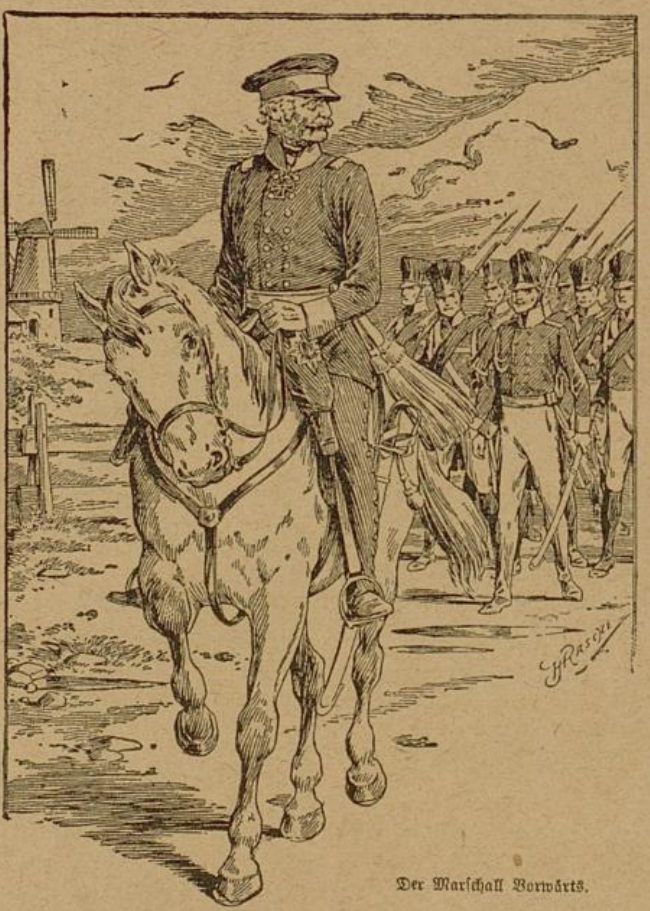
* * *

Als ein Held des Worts und der Feder lebt Vater Arndt, als ein solcher des Schwerts der „Marschall Vorwärts“ im deutschen Volke fort. Wie man sie in einem Atem rühmt, so gehören sie durch Denkart und Gefühl, durch ihr Wollen und Handeln unlöslich zusammen. Als Arndt auf Rügen das Licht der Welt erblickte, hatte Gebhardt Lebrecht von Blücher, der Sohn eines kurhessischen Rittmeisters und Landedelmanns, sich auf diesem Boden bereits zu allen körperlichen Anlagen gestählt, worüber denn freilich seine geistige Ausbildung vernachlässigt ward. Er diente den schwedischen Landen nachher als Offizier, wie Arndt es noch später als Gelehrter

BLB Karlsruhe

tat, trat in das preußische Heer über und wurde, wiewohl ein Mecklenburger von Geburt, in seinem Herzen ein Preuße, genau wie Arndt es werden sollte. Für Preußen schwang Blücher den Säbel im holländischen Feldzug und im nachfolgenden Kriege mit Frankreich. Zur Ehre der preußischen Waffen machte er bei Kirrweiler in der Pfalz eins seiner frühesten Meisterstücke als Reiterführer: er schlug die verhaßten Franzen gehörig aufs Haupt und nahm ihnen im Handumdrehen sechs Geschütze ab.

Den Stern des Großen Friedrich sah Blücher auf den Schlachtfeldern von Auerstädt und Jena erlöschen, aber keinen Augenblick gab er die Hoffnung auf, daß Preußens Volk aus der Tiefe des Verfalls sich aufraffen und die Ehre des Staats wiederherstellen werde. Als er zum Erschrecken des Berliner Hofs seinen Haß gegen alles Welsche nicht verbarg, mußte er 1812 vom Waffendienste scheiden und irgendwo an der Neiße auf der Bärenhaut liegen. Dafür gab der Ausbruch des Befreiungskriegs im nächsten Jahr seiner Tatkraft und Entschlossenheit den weitesten Raum. Einen Besseren hätte man nicht an die Spitze der Schlesischen Armee stellen können, und auch Napoleon, der Welteroberer, merkte bald, was die Uhr geschlagen hatte. An der Katzbach, einem Nebenfluß der Oder, stieß ein französisches Heer unter Macdonald mit den Blücherschen zusammen. Durch einen Reiterangriff von seltener Kühnheit entschied Blücher die Schlacht, und in grauenhafter Verwirrung wurden die Franzosen zur Flucht gezwungen, viele Hunderte von den steilen Uferrändern in den hoch angeschwollenen Fluß gestürzt. Seit diesem Sieg, der Schlesien vom Feinde freimachte, heißt Blücher, ein beherzter Draufgänger, der Marschall Vorwärts, und jenem 26. August 1813 hatte er es zu danken, daß ihn sein König ein Jahr darauf zum Fürsten von Wahlstatt erhob. Wahlstatt aber — dies muß der Leser wissen — ist ein Dorf südöstlich von Liegnitz, wo vor vielen hundert Jahren deutsche Heldenwehr, ebenfalls in blutigem Kampf nahe der Katzbach, dem Vordringen mongolischer Horden ein Halt gebot.



Der Marschall Vorwärts.

Blüchers Heldentaten braucht der Hinkende nicht weitläufig zu schildern; die Namen Leipzig, Laon, Paris, Belle-Alliance genügen, und jeder Deutsche weiß, was sie bedeuten. Jeder weiß auch, welche Macht dieser Kriegsmeister über die Soldaten ausübte, wie er in Gleichmut und Todesverachtung, im Ertragen von Entbehrungen und Mißgeschick immer das erste Beispiel gegeben hat. Von seinen Märschen und Kriegszügen sind uns Hunderte von köstlichen Geschichten überliefert, wie er denn einmal, aus dem Schlaf gerüttelt durch die Meldung, Napoleon hole zu einem unerwarteten, höchst gefährlichen Schlag aus, gähnend antwortet: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen," die nötigsten Befehle gibt und sich zum Weiterschlafen auf die andre Seite legt.

Nicht nur auf den verschiedensten Schlachtfeldern hat Blücher hohen Mut gezeigt (im Kugelregen bei Ligny schmaucht er gelassen sein Pfeifchen), dieselbe Eigenschaft legte er auch im Verkehr mit den Gebietenden an den Tag. Selbst dem Alten Fritz gegenüber, unter dessen Fahnen er noch gedient, nahm er (es handelte sich um eine Beförderungssache) kein Blatt vor den Mund. Als nach den Waffensiegen von

1813 und 14 die Dinge schon wieder anfingen, den Krebsgang zu gehn, als man bei den Pariser Friedensverhandlungen und in Wien dem französischen Hochmut allerhand Zugeständnisse machte, da fühlte sich der Marschall Vorwärts berufen, gleich einem Propheten des Alten Bundes seine Stimme zu erheben. Man schreibt ihm das vorahnende Wort zu, das auch in unsre Tage wie eine Mahnung hineinstrahlt: „Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben!“ Leider ist es anders gekommen. Deutschlands Zerklüftung dauerte fort, seine Geschicke wurden nach wie vor hauptsächlich von Fremdvölkern bestimmt.

Je mehr die Vaterlandsfreunde ihre Hoffnungen niedergetreten sahn, um so inniger fühlten sie sich zu Blücher gehörig, der nun einmal für sie Träger und Werkzeug einer großen Zeit blieb. Er selber hatte den Degen abgeschnallt und lebte auf seinen Gütern still neben dem Pflug einher, suchte zuweilen auch an Karlsbads heißen Quellen den Körper von den Wirkungen ausgiebigen Weingenusses und andrer deutscher Untugenden zu heilen. Als Blücher in den großen Befreiungskampf ritt, lag sein siebzigster Geburtstag hinter ihm; drei Jahre fehlten ihm zum achtzigsten, als die Vorsehung den Mann abrief, den sie zu so außerordentlichen Dingen sich erwählte.

Ruhm und Größe seines vielbewegten Daseins bezeichnen die wenigen Worte, die einer unsrer Größten, Altmeister Goethe, an Blüchers Denkmal in Rostock schrieb:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß —
So riß er uns vom Feinde los!

Gewaltiges — ja Uebergewaltiges hat das deutsche Volk erlebt, seit Blücher und Vater Arndt von ihm gingen, und die ungeheuerlichste Aufgabe ist ihm in unseren Tagen gesetzt. Sie wird gelöst werden, wenn wir in Geist und Wirken jenen anhangen, die schon einmal des Vaterlands Retter gewesen sind und die als treue Warner und Wächter auch an den Pforten der spätesten deutschen Zukunft stehen werden:

Arndt und Blücher!

Die „Wacht am Rhein“.

Wenn eine Mutter ihren Kindern die alten trauten Märchen erzählt, muß man sie nicht fragen, in wessen Geist und Gemüt diese holden Dinge erstmals ausgebildet, von wem sie aufgezeichnet wurden, damit sie von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben konnten. Die Erzählerin weiß meistens nicht, woher solch ein Märchen, das Besitztum aller, gekommen ist. Und wie mit den Märchen ergeht es dem Volke mit den Liedern, die es am liebsten und häufigsten zu singen pflegt. Was kümmert's den Singenden selber, es sei ein Jäger oder Handwerksgesell, ein Soldat oder fahrender Schüler, das Mägdlein am Brunnen oder die Alte am Spinnrad, wo und wie oder durch wen das Lied entstanden, das von freudvollem oder traurigem Herzen sich löst? Und doch hat jedes Lied, auch jedes Volkslied, seinen Schöpfer und seinen Geburtstag, und ein froher oder ernster Anlaß hat den Sprößling bewegten Sprach- und Musikgeistes zur Welt gebracht. Nicht selten hat ein Volkslied seine Wurzeln in ganz bestimmten, allgemeinen Begebenheiten, so daß man sagen könnte: von der Zeitgeschichte selber ist das Lied gedichtet worden.

Aus dem reichen Schatz und Grundstock an deutschen Volksliedern mag eines der verbreitetsten, ein rechter Schwert- und Trutzgesang, herausgegriffen sein: „Die Wacht am Rhein“. Wer kennt nicht Wort und Weise von frühester Jugend her — und doch wissen über Entstehung und Fortpflanzung dieses Liedes die wenigsten Bescheid. Viele meinen, es stamme aus dem Krieg von 70/71; das Lied ist aber um dreißig Jahre älter und der Gedichtschöpfer lebte schon lange nicht mehr, als die deutschen Stämme sich wider den Erbfeind erhoben.

Welches sind nun die Lebensumstände der „Wacht am Rhein“? Gleich einem Sommergewitter lag im Juli 1840 und in den folgenden Monaten über ganz Deutschland die Gefahr eines neuen Kriegs mit Frankreich. Die Händelsucher drüben verspürten wieder einmal Lust nach Länderraub, und höchst bedrohlicher Waffenlärm scholl übern Rhein, der damals noch, statt der Vogesen, unser Vaterland von den Westnachbarn schied. Bei uns aber waren diesmal Volk und Regierungen einig in der Abwehr fremder Ungebühr: mit gerechtem Zorn wandte sich die öffentliche Meinung gegen die Friedensbrecher. Und wie immer, wenn das Vaterland in Not ist, standen Männer auf, voll der Gabe, die Bedrängten durch Wort oder Lied zu äußerstem Widerstande zu ermuntern und zu begeistern. Ein solcher Sprecher der Zeit war Nikolaus Becker, ein schlichter, bis dahin unbekannter Gerichtsschreiber in den Rheinlanden. Aus der Seele aller heraus dichtete er sein Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ und bald lebten die Verse im Munde von Hunderttausenden.

Was damals, vor neunundsiebzig Jahren, die deutschen Herzen ergriff, hat noch ein anderer, ein Zeitgenosse Beckers, einfach und kräftig ausgesprochen. Aber während das „Rheinlied“ heut im Volke so viel wie vergessen ist, übt die gleichalterige „Wacht am Rhein“ unvermindert ihre Macht über die Seelen aus. Sie ist ohne

Zweifel das meistgesungene aller Kriegslieder der Deutschen.

Auch die „Wacht am Rhein“ hat einen Mann aus dem Volke zum Verfasser, einen Schwaben namens Schneckenburger, und bald werden wir den hundertsten Geburtstag dieses schlichten Finders feiern können. Sein Lebenslauf ist rasch erzählt. Schneckenburgers Wiege stand in Talheim am Lupfen, einem Dörfchen im württembergischen Schwarzwald, wo der Dichter am 17. Februar 1819 geboren ward. Eines Kaufmanns Sohn, widmete Max sich demselben Be-

Max Schneckenburger.

ruf, ließ sich in der Schweiz nieder und gründete zu Burgdorf unweit Bern mit einem Teilhaber namens Schnell eine Eisengießerei. Dort, in dem altertümlich malerischen Städtchen, wo Schneckenburger auf Pestalozzis Spuren wandeln konnte, ist die „Wacht am Rhein“ niedergeschrieben worden. Schneckenburger hatte sich mit einer Pfarrerstochter aus seiner schwäbischen Heimat vermählt, zwei Kinder erwuchsen der Ehe; aber schon am 3. Mai 1849 folgte Max seinem älteren Bruder Matthias, der an der Hochschule zu Bern als hervorragender Kirchenlehrer gewirkt hatte, im Tode nach.

Immer hat Schneckenburger gewünscht, einmal in heimatlicher Erde zu ruhen. Im Juli 1886 endlich wurden des Sängers sterbliche Reste von Burgdorf nach Talheim gebracht und dort, wie sich's gehörte, der schwäbischen Scholle gesellt. Im benachbarten Tuttlingen aber weihte man dem Dichter der „Wacht am Rhein“ ein einfaches Denkmal. Den Sockel schmückt das Kopfbild Schneckenburgers mit dem Barte rund um Kinn und Wangen, wie er vor sechzig und siebzig Jahren gern getragen wurde, und die Gestalt einer siegreich ausschreitenden Germania mit schützendem Schwerte krönte das Ganze. Die Germania soll vor kurzem als kriegsverwendungsfähig befunden worden sein und die Einschmelzung hat wohl bereits stattgefunden. Der Dichter, wie wir ihn kennen, hätte wohl nichts dawider, daß sein Ehrenmal zum Schutz des furchtbarer denn je bedrängten Vaterlandes sich in Granaten verwandelt.

Zum Denkmalweihefest war seinerzeit aus Talheim auch ein altes Weiblein herübergekommen, und als die Greisin so vor dem Denkmal stand, mußte sie nur immerfort kopfschüttelnd die Germania betrachten. Ein Herr klopft der Alten auf die Schulter: „Nun, wie gefällt Euch der Schneckenburger?“ Worauf die Gefragte erwidert: „I han d'r Schneckeburger noch guet kennet, aber noi, noi, Herrle, so het er nit ausgseahe!“

Von Schneckenburgers Gedichten ist nur eines volkstümlich geworden: unsre „Wacht am Rhein“. Wenn aber ein Lied Gemeingut aller werden soll, so muß es mühelos gesungen werden können. Schneckenburger war längst zum ewigen Schlummer eingegangen, als sein mannhaftes Vaterlandsgedicht auch die rechte Singweise fand. Der es vertonte, in Noten setzte, war Karl Wilhelm aus Schmalkalden, ein einfacher, aber gediegener Musiker, der von 1841 bis 1865 als Chorleiter mehrerer Singvereine zu Krefeld wirkte. Dort, in der Stadt der großen Seidenfabriken, war es, wo Wilhelm die „Wacht am Rhein“ komponierte und das Werklein zur Silberhochzeit des Prinzen von Preußen, des nachmaligen deutschen Kaisers, am 11. Juni 1854 erstmals von einer größeren Sängerschar aufführen ließ. Zu allgemeiner Verbreitung gelangte das Lied zunächst nicht; da brach im Juli 1870 der Deutsch-Französische Krieg aus, und mit einem Schlage bemächtigte sich der hochentflammte Volksgeist des markigen Singstückes, das in seiner Einfachheit und Wahrheit sozusagen über Nacht zum Vaterlandsliede erhoben ward.

Nach siegreich beendetem Feldzug erhielt Karl Wilhelm gleich den Hinterlassenen Schneckenburgers vom Reichskanzleramt ein Geschenk von tausend Talern jährlich. Zu Schmalkalden, wo er seit 1865 zurückgezogen lebte, ist der Komponist der „Wacht am Rhein“ am 26. August 1873 gestorben. Am Altenmarkt beim Rathaus, worinnen 1531 der Schmalkaldische Fürstenbund zur Verteidigung des evangelischen Glaubens geschlossen ward, steht oder stand das Denkmal des Mannes, dessen Liedweise bisher auch im Weltkriege unseren Helden ein treuer Begleiter war.

W. Schlang.

BLB Karlsruhe

Der Messerschlucker.

Es ist schon, wie jenes Bäuerlein sagte, daß nirgends so wunderliche Dinge geschehen als in der Welt. Wenn einer liest, daß sein Nachbar oder ein Fremder unachtsam Messer oder Gabel verschluckte, ohne daran zugrunde gegangen zu sein, so schüttelt er wohl ungläubig den Kopf. Und doch sind solche Dinge geschehen und einwandfrei beurkundet. Man lese folgenden Bericht eines Mitglieds der Doktorengemeinschaft der Hochschule zu Königsberg aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts:

„Historia deß Preußischen Messerschluckers. Darin erzehlet wird, wie er das Messer hinab geschluckt, dasselbe wiederum durch den einen Schnitt herauß gebracht, er glücklich geheylet, und nunmehr in den Ehestand getretten, und saßhaft zu Landsberg worden.

Geschrieben durch Dr. Daniel Becker.

Im Jahr unsers Herren und Seeligmachers Jesu Christi, tausend sechshundert und fünff und dreyßig, den 29. Mai neuen Kalenders, hat sich ein Bauersgesell mit Nahmen Andreas Grünheide, von Grünenwald, sieben Meilen von Königsberg gelegen, etwas übel im Magen des Morgens befunden, und deßwegen, seiner Gewohnheit nach, sich zum Erbrechen bemühet, wie er nun sein gewöhnliches Messer ergriffen, hat er es bey der Spitze des Stils gefasset und den Schlund mit dem Schafft geküzelt. Es hat aber das Erbrechen nit bald darauff erfolgen wollen. Deßwegen er dasselbe etwas tiefer hinab gestoßen. Da es dann wider alles Verhoffen ihm auß den Fingern entwichen, und also den Schlund hinab gesunken: doch nicht alsobald in den Magen kommen, sondern fast in der Mitte des Schlundes sich etwas auffgehalten und nicht wenig Bangigkeit und Schmertzen erreget. Ob nun schon der Mensch über dieses unverhoffte Unglück nicht wenig bestürtzet, auch auff den Kopf sich gestellet, die Füsse in die Höhe kehrend, als solte das Messer sich widerumb zurücke begeben, so ist doch alles vergebens gewesen. Deßwegen eine Kanne mit Landsbergs Bier ergriffen, außgetrunken, und die Kähle damit offtmahls gefeuchtet, dadurch dann das Messer nach dem Magen befördert, und darein gesunken ist. Nicht wenig ist er darüber betrübet worden, sich besorgende, der ungebetene Gast würde ihm den Magen durchschneiden, und ihn also in Gefahr deß Lebens setzen: doch hat er dabey sein häußlich thun ohne sonderliche Beschwerde seiner vorigen weise nach bestellen und verrichten können.

Wie nun solches in derselben Gegend lautbar worden, und es sonderlich dem Herrn Burgermeister zu Landsberg Martino Hartlein zu Ohren kommen, hat er denselben Menschen von stund an ersuchet, und alles mit Fleiß erlernet, wie es mit ihm zugegangen: Auch darauff nach Königsberg, welches sieben Meilen von Landsberg abgelegen, sich begeben, mich ersuchet, und die gantze Geschicht umständlich mir referiret, darbey gebetten, ob nicht etwan Rath vorhanden, damit dem betrübten Menschen möchte geholffen werden: Hierauff ich zur Antwort gegeben, daß es nicht eine geringe Sache wäre, und man dergleichen Exempel, ausserhalb der Pragischen Historia, die ich ihm erzehlet, keines wüste. Daselbst (in Prag nämlich) hatte auch einer unverhofft ein Messer hinab geschluckt, und wäre es widerumb durch einen Schnitt künstlich herauß genommen, und glücklich geheilet worden: Gab derowegen diesen Rath, daß man den Patienten anhero nach Königsberg abfertigte, damit das gantze Collegium Medicum darüber deliberire, und etwas gewisses schliesse; welches der Herr Burgermeister auch an sich genommen. Bald darauff nach wenig Tagen wurd eben dasselbe von einer Adelichen Persohn anderen Medicis durch Schreiben zu wissen gethan. Endlich kommet der Patient selbsten anhero, spricht mir zu, als damahligen Facultatis Medicae Decano, gehet auch zu den andern Medicis, welche alles gründlich von ihm erforschet, und den rechten Zustand, wie oben erzehlet, von ihm vernommen.

Deßwegen ich auff Gutachten der Herren Medicorum folgende Beratung angestellet, und dazu die Amtsgenossen gebeten, und hat ein jeder, wie es gebräuchlich ist, seine Meynung, was er darvon hielt, und was darbey zu thun sey, frey herauß gesaget. Endlich aber ist es dahin beschlossen, daß das hinab geschluckte und in dem Magen sich aufhaltende Messer müste herauß genommen, darnach daß solches Werk noch vor den Hundstägen solte vorgenommen werden; Zum dritten, daß er etliche Balsamische Olitäten zuvor solte geniessen; Zum vierdten, weil ein Magnetisches Pflaster dem Pragischen Messerschlucker nicht wenig behülfflich gewesen, daß es bey diesem auch versucht würde, und endlich, daß bey der Heilung der Spanische Balsam gebrauchet werden solte. Den Chirurgum und alles nothwendig darzu zu bestellen, ward Herrn L. Crügero übergeben. — Wie nun der Leib mit einer gelinden Purgation gereiniget; die Balsamische Oel etliche Tage gebraucht worden, ist der 9. Tag Julii zu der Operation angesetzt, und dem Daniel Schwaben, einem Stein- und Wundartzt, nunmehr auch Seligen, das Werk anvertrauet worden.

Da man nun die innerliche und äußerliche Hertzstärkungen von Perlenwasser und dergleichen auch andere nothwendige Sachen bey der Hand hatte, hat man den Anfang vom Gebet gemacht, und Gott dem Allmächtigen, als himmlischen Artzt und obersten Directoren umb glücklichen

Success und kräfftiger Verrichtung angeruffen; darauff der Messerschlucker auff ein Brett gebunden, der Ort, da der Schnitt geschehen solte, mit einer Kohle bezeichnet worden und war derselbe nach der linken Seiten unter den kurtzen Rippen ohngefähr zwey Finger breit nach der Länge: Es ward aber erstlich die Haut, darnach das Fleisch und dann das Peritonaeum, darinnen die Därmer verfasset sind, geöffnet. Ob nun wohl, weil der Patient nüchtern war, der Magen nit bald zu fassen war und etwas sich verlängert, war doch der Patient mit dem Perlenwasser erquicket, und Gott gab Gnade, daß wie der Magen mit einer krummen Nadel angezogen ward, der Chirurgus des Messers Spitze vermerckete; darauf alsbald an demselben Orte und auff der Spitze des Messers der Magen eröffnet, das Messer ergriffen und hinauß gezogen ward. Wunder war es aber, ja das allervornehmste bei dem gantzen Werck, daß wie das Messer außgezogen ward, hernach der Magen, oder die Wunde des Magens zuschnapet, und der Patient alsbald darauff mit freudigem Muth sagete: Das ist mein Messer. Bald ward nun der Patient auffgelöset, und ins Bette geleget, die Wunden gereiniget, und mit 5 Hefften oben vermacht, doch also, daß man von dem vorgedachten Wund-Balsam etwas Sommer-warm eingetröpffet, auch die Wicken oder Turundas in den Balsam eingetuncket, eingestecket, Carpetten oben, und endlich ein cataplasma von Bolo, Weiß von Ey, und wenig Allaun, die Hitz abzuwenden, zubereitet, folgends noch auffgelegt. Denselben Tag hat er sich mit geringen Kraftsuppen behelfen müssen.

Umb 5 Uhr Nachmittag nahm er dieses Pulvers etwas ein mit dem Perlenwasser, darunter etwas Canneelwasser vermischet war.

Recipe: Muscatnüss 2 Loth.
Krebsstein 3 Loth 1 Quintl.
bereitete Perlen 16 Gran, mische es zusammen.
S. Magen und Hertzpulver."

* * *

Dies der Bericht, der ausdrücklich feststellt, daß der Messerschlucker von seinem Unfall soweit geheilt worden, um in den heiligen Ehestand treten zu können. Hoffentlich ist es ihm in diesem ebensogut ergangen wie bei seinem Abenteuer mit dem Messer. Dieses aber soll nebst dem Arztbericht wohlverwahrt liegen auf der Bücherei der Hochschule zu Königsberg. Der Hinkende hat beides, Bericht und Messer, mit eigenen Augen nicht gesehn, und er überläßt es dem geneigten Leser, wenn dieser einmal an besagten Ort kommt, Nachforschung zu halten.

Zwei Geschichten zum Nachdenken.

Von Ludwig Aurbacher.

1. Kaspar der Kutscher; oder: wie gewonnen, so zerronnen.

Kaspar der Kutscher trat eines Morgens in das Zimmer seines Herrn, des Grafen, und sagte: Er bitte Seine Gnaden um ein Jahr Urlaub. Auf die Frage des Grafen: warum und wohin? antwortete Kaspar: „Ew. Gnaden müssen wissen, daß ich in der Lotterie zwanzigtausend Gulden gewonnen habe; und da ist's mir denn in den Sinn gekommen, ich möchte auch einmal einen großen Herrn spielen; und so will ich mir denn vorerst eine Kutsche kaufen, mit einem Paar Rappen, und einen Kutscher dingen, der mich und die Rosse bediene, und dann nach Wien in Oesterreich fahren und dort vollauf leben, so lang der Beutel reicht. Und wenn's aus und gar ist, dann komm' ich wieder, und werde Ew. Gnaden bitten, daß mich Ew. Gnaden wieder in Ihren Dienst an- und aufnehmen." Der Graf schüttelte verwundert den Kopf, und er wollte ihm seinen törichten Entschluß ausreden und ihn dazu bewegen: er sollte lieber das Geld auf Zinsen anlegen und sich sein Leben bequemer machen und für sein Alter sorgen. Aber Kaspar blieb fest bei seinem Entschluß, und er sagte: Er sei einmal lang genug auf dem Bock gesessen; er wolle es nun einmal versuchen, wie es sich sitze in der Kutsche selbst. Und der Herr Graf möge es ihm nicht für ungut nehmen. Der Graf, wie er sah, daß Kaspar sich nicht bereden lasse, gab ihm Urlaub, und da er ihn als eine ehrliche Haut kannte, und ihn auch sonst wohl leiden mochte, so setzte er gnädig hinzu: Wenn er über Jahr und Tag wiederkomme, so wolle er ihn wieder in seinen Dienst aufnehmen.

Also fuhr nach einigen Tagen Kaspar der Kutscher in seiner eigenen Equipage ab und gen Wien zu. Als er dort angekommen, logierte er sich in einem der vornehmsten Gasthäuser ein, wo nur Grafen und Barone und reiche Kaufleute wohnen. Da hieß es denn immer: Was schaffen Ew. Gnaden? Beliebt es Ew. Gnaden? Befehlen Ew. Gnaden! Und so meinte denn Kaspar zuletzt wirklich, er sei ein gemachter, vornehmer Herr, und er aß und trank und lebte auch wie ein vornehmer Herr. Die Bedienten im Haus aber merkten bald, wen sie vor sich hatten, und sie mischten darnach ihr Spiel. Seine Gnaden, sagten sie, sollten doch auch Partien machen, Gesellschaften geben, auf großem Fuße leben. Das ließ sich Kaspar, der sich geschmeichelt fand, nicht zweimal sagen; und es aßen und tranken und lebten nun zwanzig Menschen wie vornehme Herren auf seine Kosten

in Hüll' und Füll'. Noch war nicht ein halbes Jahr verflossen, als schon die Hälfte des gewonnenen Geldes verpraßt und verlumpt war. Das vornehme Leben war ihm ohnehin schon halb und halb verleidet, und er fing nun an, über sich und seine Lage nachzudenken, und beschloß, sich ein wenig einzuschränken, damit er nach Verlauf eines Jahres doch noch ein kleines Sümmchen übrig behielte für seine alten Tage. Aber die lockern Gesellen hatten ihn schon zu sehr in ihrem Netze gefangen, daß er ihnen nimmer so leicht auskommen konnte; und da er selbst nicht mehr Haare lassen wollte, so sannen sie darauf, ihm auf andere Weise die Federn auszurupfen. Einmal wurden Seine Gnaden gebeten: Sie möchten dem und dem aus großer Not helfen und Geld borgen; was denn auch Seine Gnaden in der Milde Ihres Herzens taten. Ein andermal wurden Seine Gnaden auch gelegentlich bestohlen; und da dies Seine Gnaden gar übel aufnahmen und Lärmen machten, und einen Bedienten gar als Dieb bezeichneten, so wurde mit einer Gegenklage gedroht, der er sich nur durch eine freiwillige Gabe einer nicht unbedeutenden Summe entzog. Und die Zechen selbst wurden mit jedem Monat in dem Maße größer, als sein Essen und Trinken und sein Appetit geringer wurde. Endlich am Ende des elften Monats, da er sah, daß es mit seinem Gelde auf die Neige gehe, beschloß er, Wien zu verlassen und mit dem kleinen Reste seines Vermögens gemächlich und auf Umwegen in die Heimat zurückzukehren. Aber am Morgen, der zu seiner Abreise bestimmt war, wurden ihm noch von seinem Kutscher, der ein Spitzbub war, und der's mit den übrigen gehalten hatte, eine Menge Scheine von angeblich nicht bezahlten Trinkgelagen außer dem Hause und falsche Kontos von Sattlern, Schmieden, Schneidern, Schustern und Kaufleuten gebracht, so daß er, um diese Schulden zu tilgen, und um nicht, womit man ihm drohte, in Unannehmlichkeiten zu kommen, seine Equipage, Wagen und Rosse verkaufen mußte. Der Erlös war so gering, daß er kaum so viel Gulden übrig behielt, als er Tausende gehabt hatte. Also trat er zu Fuß seine Rückreise an.

Nachdem er in der Stadt angekommen, wo sein Herr, der Graf, wohnte, ging er sogleich des andern Tags zu ihm, fröhlichen Mutes, und in der sichern Hoffnung, daß er werde bei demselben wieder einstehen dürfen. „Da bin ich wieder, Ew. Gnaden," — sagte er beim Eintritt ins Zimmer — „ich, Kaspar der Kutscher; und ich bitte nun Ew. Gnaden, daß mich Ew. Gnaden wiederum in Dienst an- und aufnehmen." Der Graf, als ein freundlicher Herr, lächelte und sagte: „Nun, Kaspar, weil Er Wort gehalten hat, will ich das meine auch halten. Nun aber sage Er mir vorerst, wie ist's Ihm ergangen? und wie hat Ihm das Herrenleben gefallen?" Kaspar antwortete: „Das Herrenleben, Ew. Gnaden, ist eben kein herrliches Leben. Ich hab's nun auch probiert, und es reut mich just nicht; aber zum zweitenmal möcht' ich es nicht mehr versuchen; denn was kriegt man zuletzt davon als Finnen im Gesicht, Säure im Magen und einen halben Schalk im Herzen? Das wird sich aber alles wieder machen, wenn ich erst wieder in Ordnung komme und zu den Rossen und auf den Bock." Der Graf lachte, und er sagte: „Er solle nur an seine Arbeit gehen, wie vordem, und seine Sache gut verrichten." Das tat er denn auch, und er blieb bis an sein hohes Alter, wo ihm sein Herr eine gute Versorgung ausgeworfen, Kaspar der Kutscher.

---

2. König Bauer.

Ein König, der keine Leibeserben hatte, verordnete in seinem Testamente, daß derjenige sein Nachfolger im Reiche sein sollte, welcher nach seinem erfolgten Hinscheiden am ersten zum Tore hereinkäme. Der Zufall traf, daß dies ein schlichter Landmann war, der seines Gewerbes wegen die Stadt besuchte. Alsogleich umringte und ergriff ihn das Volk und führte ihn im Jubel zum Palast. Und der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Dort angekommen, wurde er in ein Prunkzimmer geführt und mit kostbaren Kleidern angetan und mit dem Schwert umgürtet und mit Szepter und Krone geschmückt. Das war ihm recht. Darauf geleitete man ihn unter Trompeten- und Paukenschall in einen reich verzierten großen Saal, und man setzte ihn auf den Thron, und alle die, welche ihn umstanden, huldigten ihm in Ehrfurcht als ihrem König und Herrn. Das war ihm noch lieber. Endlich brachte man ihn in den Speisesaal, wo die Tafel mit dem Kostbarsten gedeckt war, was man nur finden konnte an schmackhaften Speisen und Getränken aller Art. Das war ihm am allerliebsten. Und so hielt er denn Hof wie ein König, und aß und trank wie ein König, und schlief zuletzt in einem schönen großen Gemache wie ein König. — Des andern Tages aber bekam die Sache eine andere Gestalt; er sollte nun amtieren wie ein König. Und es standen auch schon frühmorgens, ehe er noch aufgewacht, des Reiches Beamten im Vorzimmer und ließen sich melden: es möge Seine Majestät geruhen, ihre An- und Vorträge allergnädigst zu vernehmen. Da deckte denn der eine viel Mängel in der Verwaltung des Staates auf und legte weitläufige Pläne vor zur Verbesserung derselben in den verschiedenen Zweigen; der andere schilderte den schlechten Zustand der Finanzen und zeigte die Notwendigkeit, die

Staatseinnahmen zu vermehren, ohne den Untertanen neue Lasten aufzulegen; der dritte brachte Beschwerden und Bitten und Klagen und nichts als Klagen vor von Untertanen, die sich durch Lasten bedrückt, in ihren Rechten gekränkt, in ihrem Fortkommen gehindert hielten. Und so kam einer nach dem andern, mit dem und jenem, und jeder wollte von Seiner Majestät Entscheidung und Unterschrift haben.

König Bauer tat sein möglichstes, wie er denn von gutem Verstande und noch besserem Willen war; aber was er da alles hören und tun mußte, war ihm einmal zu viel, und er wünschte sich in sein enges Stüblein zurück, wo ihm niemand zur Last gefallen. Mittags schmeckte ihm das Essen nicht mehr recht, trotz allem Gesottenen und Gebratenen, zumal auch, da er vor und nach Tisch die Aufwartung vornehmer Herren und anderer Höflinge annehmen mußte, deren Gesellschaft ihm zwar sehr glänzend deuchte, aber auch sehr langweilig. Und er sehnte sich abermals zurück an seinen ärmlichen Tisch, zum schwarzen Brote, das er mindestens in Ruhe und Frieden zu verzehren gewohnt war. Nachmittags sollte große Heerschau sein derer, die sogleich in den Krieg ziehen mußten gegen einen trotzigen und mächtigen Nachbar; und König Bauer, indem er die Reihen der Krieger durchritt, bedachte bei sich den Tod und Verlust so vieler junger, kräftiger Männer, und das Elend, das über Tausende hereinzubrechen drohte, und daß er, der König, die Verantwortlichkeit auf sich lade für das Blut, das vergossen, und für all den Jammer, der verbreitet werden sollte. Und abends legte er sich mit kummervollem Herzen nieder und wälzte sich in peinlicher Unruhe auf dem Lager umher, und er konnte nicht schlafen. O, wie wünschte er sich da zurück in sein stilles Kämmerlein, wo es ihm vergönnt war, obgleich auf hartem Lager, in erquicklicher Ruhe die Nächte zu verschlummern! — Da war sein Entschluß gefaßt. Des andern Morgens in aller Frühe ließ er sich seine Bauernkleidung vor sein Bett bringen, die er sogleich anzog; und als die Beamten sich melden ließen, trat er unter sie und sprach: „Sei König, wer da will; ich einmal will es nicht sein. Als Landmann habe ich bloß meine Lasten zu tragen; als König soll ich des ganzen Volkes Lasten tragen. Drum sei König, wer da will! Mit diesen Worten verließ er den Palast, und ließ sich seit der Zeit nicht mehr in der Stadt sehen. —

Das ist in fernen Landen und vor undenklichen Zeiten geschehen. In unsern Landen aber und zu unserer Zeit ist es freilich anders; da will fast jeder regieren und keiner gehorchen.

Was mich anlangt, so hat das Leben mich gelehrt — vieles zu vergessen und vieles zu verzeihen.

Fürst Bismarck.

Der Schlager.

Von Franz Woas
Wiesbaden.

An der Haustür schellte es: zweimal, kurz hintereinander, kräftig . . .

„Wer kann das sein?“ fragte in der Küche die Frau Superintendent. „Geh, Kathrin, schauen Sie einmal nach.“

Die Kathrin wischte sich in aller Umständlichkeit erst einmal die Finger an der blauen Küchenschürze ab, dann brachte sie ihren ansehnlichen Körper mit mäßiger Geschwindigkeit nach der Haustür zu in Bewegung.

Schon setzte die Glocke zum dritten Male an.

„Gott, ja doch!“ machte die Köchin. Sie war jetzt an der Haustür und tat sie vorsichtig auf.

„Das gnädige Fräulein,“ sagte sie, und stand erst ganz verdutzt. „Das gnädige Fräulein!“ rief sie dann auch über den Flur hinüber der Frau Superintendent zu, stand aber weiter, war immer noch verdutzt.

„Na ja, ich bin's. Ist denn das so 'was Sonderbares und Schlimmes?“ Damit trat das „gnädige Fräulein“ in den Flur herein, setzte behend die braunlederne Handtasche ab und ging gleich auf die offene Küchentür zu.

„Du! Berta! Kind!“ — Damit kam ihr die Mutter entgegen, umhalste und küßte sie.

Etwas unwirsch hielt das Fräulein still. „Ihr tut so merkwürdig,“ machte sie.

„Sind denn schon Ferien?“ fragte die Mutter, Etwas wie Vorwurf lag darin bei aller Güte.

„Eigentlich noch nicht,“ war die Antwort. „drei, vier Wochen sind noch hin; aber ich konnte es nicht mehr aushalten.“

„Kann mir's denken, Heimweh, armes Kind!“

„Das nun gerade nicht,“ erwiderte das Töchterlein und rümpfte ein wenig das feine Näschen. Während sie dann den hellgrauen seidenen Ueberwurf abtat, kam es ihr verdrießlich über die Lippen: „Weißt du, Mutter, etwas Dümmeres kann es ja gar nicht geben auf der Welt, als eine Kunstschule in eine richtige große Fabrikstadt hinein zu legen!“

„Aber Kind,“ wandte die Frau ein, „du meintest damals doch selbst — ich weiß noch genau deine Worte —, gerade die Vereinigung von Arbeit und Kunst auf demselben Boden, das wäre das einzig Richtige.“

„So?“ machte das Fräulein unbefangen. „Hab' ich das damals gesagt? — Man täuscht sich eben.“

Sie stand vor dem Flurspiegel, nahm das weiße Wollmützchen ab und strich sich das volle krause Haar zurecht.

„Wir haben dir damals den Willen getan," fuhr die Mutter in mildem Ernste fort, „du meintest wirklich, ein Künstler von heute müßte mitten im Leben stehen, nur so käme ihm die Anregung. Er schafft ja auch fürs Leben — das sind deine eigenen Worte —, und so muß er das Leben, wie es ist, verstehen; muß es gesehen, mitgemacht haben . . ."

„Gut gesagt, Mutter, und gar nicht unrichtig; aber — aber man kann auch wieder anders drüber denken."

Das Haar war soweit in Ordnung; nun in die Stube hinein! Anstatt sich da aber still hinzusetzen, ging das Fräulein von Bild zu Bild, wie da eines am anderen so an der Wand hing, musterte alle etwas obenhin und sagte: „Gut gemeint, ja, ja, aber doch nichts."

„In eueren großen Museen habt ihr freilich Besseres."

„Auch nicht immer; durchaus nicht. Was für Schund ist darunter, unsagbar!"

„Schund? Aber wie käme denn der da hinein?" warf die Mutter ein.

„Das ist sehr einfach: der große Name deckt alles; ich sage dir: deckt den ärgsten Kitsch; mit Wonne wird alles genommen. Wie verbohrt und vernagelt sind ja die Menschen!"

„Aber einmal — sollte man meinen — muß doch so einer etwas geliefert haben . . etwas Besonderes . . ."

„Einmal, ja! Da hast du ganz recht, Mutter. Merkwürdig, wie du das verstehst! Wirklich ein einziges Stück genügt. Nur ein Schlager — es liegt schon im Worte —, und man ist gemacht für immer."

„So, so! — Und dann später — meinst du — kann so einer liefern, was er will?"

„Was er will. Verlaß dich darauf."

„Wär' doch eigentlich bös," meinte die Frau und sah mit ihren großen, klugen, grauen Augen die Tochter an.

Sie hatten sich inzwischen doch beide gesetzt; aber jetzt, bei den letzten Worten der Mutter, stand das Mädchen wieder auf.

Nicht gerade übermäßig groß gewachsen, aber in schöner, anmutiger Gestalt stand sie da. Ihre Augen leuchteten, und über ihr Gesicht gingen helle Strahlen, wie von einem heiligen Innenfeuer: „Das ist es ja gerade; und ich will es dir nur gleich verraten, Mutter, dazu bin ich hergekommen: etwas Besonderes, ganz etwas Großes will ich schaffen."

„Den Schlager . . ." kam es ungläubig von der Mutter Lippen.

„Eben den," fuhr die Tochter unbeirrt fort. „Dazu bin ich in der schrecklichen Stadt nicht gekommen. Bei dem wilden Durcheinander dort! Ewig rasselt, kracht und pustet es. Wie kann man da zu sich selber kommen! Die Menschen rennen wie wild an einem vorbei, und immer sind es neue, immer andere. Entsetzlich! Hier in der Ruhe wird mir die Kraft werden. In den Wald werde ich gehen . . ."

„Aber Kind, Wald haben wir ja gar nicht; alles ist ja nur Heide bei uns . . ."

„Dann eben in die Heide, meinetwegen. Auf alle Fälle halte ich mich jetzt nur noch an die Natur — wie sie ist. Das ist die ewige Quelle für uns — nichts anderes."

„Schrecklich!" machte die Mutter. „Aber du kannst doch nicht lauter Heidebilder malen!"

„Heidebilder? Und überhaupt malen?" Groß machte das Töchterchen die schönen Augen auf. „Ja, wer sagt denn das? Seit Monaten hab' ich keinen Pinsel angefaßt."

„Wie . . .?" Tief erschreckt fragte es die Frau Superintendent.

„Ach so, — das wißt ihr nicht? Nun, was die Oelkleckserei betrifft, — die hätte ich glücklich überwunden. Nein, die Bildhauerei, sie ist das einzig Wahre. Ich modelliere nur noch."

„Da bin ich aber gespannt," machte die Mutter recht trostlos. „Zeig doch 'mal deine Sachen."

Etwas verlegen kam die Antwort: „Viel hab' ich natürlich noch nicht schaffen können. Die Sache ist mir noch neu. Technisch ist sie nicht gerade einfach. Eine Menge Vorfragen gibt's: Worin arbeitet man? In Ton, Wachs oder Plastillin? Man kann auch in Stein oder Gips unmittelbar arbeiten. Da muß man sich versuchen, irrt natürlich, und weißt du, Mutter, warum?"

Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Ha, weil man dummerweise zuerst immer meint, man müßte den andern folgen, Unsinn! Jeder muß sich selbst erst die ihm passende Technik suchen, schaffen . . ."

„Das heißt also, kurz gesagt: gemacht hast du noch nichts? Vorweisen kannst du nichts?" fragte spöttisch die Mutter.

Gleich war die Tochter aber bei der Hand: „Ihr seid und bleibt einmal Philister," sagte sie, drehte sich auf dem Absatze herum und ging wieder daran, die Bilder an den Wänden zu beschauen.

Für eine Weile gab es ein Schweigen. Dann begann die Mutter sanft: „Weißt du, Bertchen, auf was für Gedanken ich schon gekommen bin?"

„Nun?"

„Brauchst es mir aber nicht übelzunehmen"

„Keine Spur, Muttchen! Wo werde ich!"

„Auf den Gedanken . . ." Die Frau stockte; aber es brauchte keiner Fortsetzung in Worten, denn sie hatte dabei halb unbewußt auf ihr Herz gezeigt. Laut lachte das Töchterchen heraus: „Haha, ha . . ."

BLB Karlsruhe

„Also nicht?"

„Da kannst du ruhig sein, Mutter. Meinst du, einer von unsern Künstlern könnte mir es antun? Ausgeschlossen, ganz und gar ausgeschlossen. Ich will dir auch gleich sagen, warum? Zwei Sorten gibt's: Schmachtlappen und Rauhbeine. Wirklich nur die beiden Sorten. Und da sollte ich ... das gibt es nicht. Nun aber reden wir von etwas anderem, als immer und ewig von Kunst und nur von Kunst. Ich bin voll davon bis obenauf. Jetzt will ich nur einmal nichts sein als Mensch. — Was macht der Vater?"

„Stör ihn nur jetzt nicht; er sitzt oben an seiner Predigt für morgen."

„Dann geh' ich erst einmal in den Garten."

„Ach, an dem ist ja nicht viel; nur für die Küche."

„Tut nichts. Gerade das Unverfälschte ist das Schöne. Alle die Parks, die Anlagen, das Gezierte, Gezogene, Geschnittene daran — ich kann dir gar nicht sagen, Mutter, wie das meiner Seele zuwider ist."

Währenddem hatten die beiden den Garten schon betreten.

„Ach, die Geiga!" sagte die Tochter. „Die Geiga!"

Gleich war die Ziege meckernd herbeigekommen. Erst hatte sie noch einen kräftigen Seitenhopser getan, und dann stand sie da und zeigte die lange Zunge.

„Es ist immer noch die alte," meinte die Mutter.

„Sie kennt mich auch wahrhaftig noch," sagte die Tochter. „Sie ist, wie sie war. Aber was für ein schönes, kräftiges Tier! Sieh nur, Mutter!"

„Sie ist wie alle Ziegen."

„Und was für Hörner sie hat! So sieht man sie selten. Der Bart! Und die mächtig großen Augen! Wirklich ein schönes Exemplar Ziege."

„Da ist ihr Stall," erläuterte die Mutter; „der Kuhstall ist leer, Kühe lohnen ja nicht mehr. Auch der Holzstall ist so gut wie leer."

„Was ihr doch für Platz habt, — in der Stadt ist alles eng, jedes Eckchen belegt." Nachdenkend blieb das Fräulein vor dem Holzstalle stehen, die Hand am Kinn. „Und was für große Fenster der Stall hat. Früher ist mir das gar nicht so aufgefallen. Weißt du, Muttchen, mir kommt ein Gedanke."

„Nun?"

„Den Holzstall da richte ich mir als Werkstatt ein," brach sie freudig heraus.

„Als Werkstatt? Wie soll ich denn das verstehen?" machte befremdet die Mutter; aber dann fiel ihr ein: „Ach so, jetzt bist du ja Bildhauerin," setzte sie mit lachendem Spotte zu. Aber die Tochter, in vollem Sinnen, achtete gar nicht darauf: „Das geht geht ausgezeichnet!" sagte sie. Mit großen Schritten durchmaß sie den weiten Raum, stellte sich dahin und dorthin, als prüfte sie alles nach Maß und Licht.

„Geradezu ein idealer Raum!" ging es weiter. „Eine ganz großartige Werkstatt. Glaub mir nur, Mutter, solch eine hat kein einziger von

Gleich war die Ziege meckernd herbeigekommen.

unsern Meistern. Hier wird sich Wunderbares schaffen lassen."

Mit leuchtenden Augen stand sie da ...

*

Vier Wochen waren ins Land gegangen; aus dem alten Holzstall war wirklich eine Bildhauerwerkstatt geworden, die sich sehen lassen konnte; und ein Material war angefahren worden — als gälte es, ein Siegesdenkmal zu modellieren.

Der Zufall hatte es gewollt, — nein, nicht blöder Zufall: Entdeckertrieb, Schaffensdrang — das war es, was die junge Künstlerin auf die Spur eines Lehmlagers geführt hatte — eines Lehmlagers! So ein Lehm war in ganz München nicht zu haben! Also immer herein damit! Ganze Karren davon rollten in den Hof des Superintendenten, und hier durchknetete ihn eigenhändig das gnädige Fräulein, bis er gar wurde.

Die Jungfer Kathrin machte große Augen dazu.

„Als ob unsereiner den Teig für die Christstollen anrührt, — ganz das nämliche," meinte sie.

„Vor allem ein gutes Rohmaterial!" ließ sich

das Fräulein dazu vernehmen. „Der Ton muß einem durch die Finger laufen wie Butter.“ Und immer von neuem tauchte sie ihre Hände in den Ton, rührte, walkte und knetete ihn — man hätte so etwas diesen schlanken Armen, diesen zarten Händen und Fingern gar nicht zugetraut.

So! Material war also da. In einem plumpen Berge, glänzend wie Speck lag es.

Alle Achtung, was mußte das ein Werk werden! Allein schon durch die Masse mußte es Eindruck machen. Natürlich nicht durch diese allein. Es kam noch der innere Gehalt, der packende Gedanke dazu . . .

Sinnend saß die Künstlerin vor dem Lehmhaufen und starrte ihn an, oder sie ging auch mit großen Schritten in dem Raume auf und ab. Die Gedanken stürmten nur so auf sie ein; mit aller Mühe mußte sie sich ihrer erwehren. Es arbeitete in ihr; das große Werk war am Werden. Vater und Mutter hüteten sich wohl, dabei zu stören; sie wollten ihm Zeit lassen. Nur die Jungfer Köchin brachte das nicht fertig. Oft genug strich sie wie von ungefähr an den Fenstern der Werkstatt vorbei.

Und noch jemand war da, den die Neugier plagte — das war die Ziege „Geiga“. Sie war von den Fenstern gar nicht wegzubringen. In einem fort schaute sie mit ihren Glotzaugen durch die Scheiben. Das störte natürlich; benahm die Phantasie. Jagte das Fräulein die Ziege weg, dann machte diese so tolle Sprünge und Sätze, daß das Fräulein wider Willen dazu lachen mußte. Was war das doch für ein eigenes possierliches Tier . . .

Wieder waren vier Wochen ins Land gegangen. Die Sachen standen noch wie vorher. Einige Male war freilich eine Art Umwälzung über den Ton gekommen. Der Klumpen bäumte und wälzte sich dann, als ränge er nach anderer Form. Sonderbare Gebilde entwickelten sich . . . aber unversehens warfen dieselben Hände wieder alles durcheinander, — es blieb halt alles Lehm . . .

Nachgerade verstimmt und verdrossen ging Fräulein Berta umher. Sie hatte sich so viel versprochen von der Urkraft der Natur, — da sah man's: auch sie läßt einen im Stich . . . Freilich, was war denn hier die Natur? Die Mutter hatte schon recht gehabt: richtige Natur gab es hier ja gar nicht. Kein Wald war da, armseliges Buschwerk, wirklich nur Heide . . . Ja, sag' mir einer: Wo sollen die großen Gedanken da herkommen, mit denen man eine ganze Welt in Staunen setzen will? —

Verstimmt und verdrießlich waren allgemach auch Vater und Mutter geworden. Bei aller Rücksicht, die er übte, hob der Superintendent eines Tages an: „Ich meine, Bertchen, du fängst es doch vielleicht verkehrt an.“

„Wieso?“ fragte sie mit leicht gerunzelten Brauen.

„Begabung und auch guten Willen hast du ja,“ fuhr der Vater fort; „das wird dir niemand bestreiten; aber ich meine, du unternimmst für den Anfang zuviel. Du willst gleich Unerhörtes schaffen, nie Dagewesenes.“

„Allerdings,“ bestätigte sie mit halb gesenkten Wimpern, aber darunter flammte es . . .

„Siehst du — und gerade das scheint mir nicht ganz der richtige Weg. Schaffe erst kleinere Dinge, übe dich daran, arbeite dich zu Großem durch.“

Zweifelnd sah die Tochter zum Vater hinüber, der darauf noch hinzusetzte: „Ja, so geschieht es auf jedem Gebiete.“

„Auf jedem Gebiete, — mit Ausnahme der Kunst,“ wandte sie ein. „Hier ist das Kleine geradezu ein Feind des Großen. Glaubt mir nur: wer sich erst in Kleinigkeiten verzettelt hat, der gibt sich aus. Nie wird er die Kraft haben zu etwas wirklich Großem. Er wird den Mut dazu gar nicht mehr finden.“

Der Vater sah ernst drein, als prüfte er den Einwand. Da ließ sich auch von ihrer stillen Fensterecke her die Mutter vernehmen: „Kleinere Sachen setzt man aber doch weit eher ab.“

Etwas spitz fuhr die Tochter auf: „Ach so! Jetzt verstehe ich erst; der Gelderwerb kommt in Frage. Da kann ich ja meine ganze Kunst getrost einpacken. Aber schön, ich kann ja Kaffeekannen machen, Sahnentöpfe modellieren, Butterdosen oder so etwas. Gut, morgen sollt ihr sie haben.“

„Aber Bertchen,“ mahnte der Vater, „so meint das die Mutter ganz gewiß nicht. Natürlich sollst du Künstlerin bleiben; aber du solltest dich auf gangbarere Gegenstände werfen.“

„Also doch Kunsthandwerk!“ grollte das Fräulein Berta weiter.

„Nein, nein, versteh doch,“ fuhr der Vater fort; „wie selten werden denn große Denkmäler und dergleichen verlangt? Und diese fallen dann natürlich den Berühmten zu, den Bekannten, den Eingearbeiteten.“

„Leider!“

„Nein, ganz selbstverständlich. — Weiß ich auch von Kunst eigentlich nichts, so möchte ich doch meinen, es geht mit ihr nicht gerade viel anders als sonst mit den Dingen: Man muß sie sich erst innerlich ganz zu eigen machen; muß ganz und gar davon erfüllt sein. Dann entsteht auch ein Kunstwerk wie von selbst, — halb unbewußt, unter den Händen. Wonach ich erst lange suchen muß — ist das noch natürlich? Nein, immer wird es gequält aussehen, eben weil es gequält ist. Du bist doch sonst so für das Natürliche, Bertchen! — Wie ein Springquell muß alles heraus. Dann ist es gut und schön von selbst. Aber bis es dahin

BLB Karlsruhe

kommt, das braucht seine Zeit. Selbst der Größte hat erst werden müssen; es haben alle einmal klein angefangen, um sich dann allmählich emporzuarbeiten."

„Das war einmal," murrte die Tochter; „die Zeiten sind heut anders. Glaubt mir nur: auf dem Wege da kann man heut alt und grau werden. Ich danke dafür. Nein, laßt mich nur machen. Ich packe es schon. Ihr glaubt freilich nicht an mich; aber ihr werdet es erleben!" —

Gleich stand sie auf, um hinüber in ihre Werkstatt zu gehen, und unter ihren flinken Händen türmte und formte sich wieder etwas; aus dem ungefügen Klumpen stieg etwas auf. War es der „Schlager"? — —

Superintendentens aber waren ärgerlich. Daß doch auf ihren wohlgemeinten Rat so wenig gehört wurde!

„Mag sie doch jetzt machen, was sie will," sagte der Vater; „ich kümmere mich nicht weiter darum."

Die Mutter aber nahm sich vor, doch einmal selbst drüben in der Werkstatt nachzusehen, was denn da eigentlich geschaffen werde. —

Bei der nächsten Gelegenheit, als Fräulein Berta den Schlüssel aus Versehen hatte stecken lassen, stand die Frau in der Werkstatt.

O je! Wie schaute es da aus! Wild. Alles bunt durcheinander. Hauptsächlich Lehm, viel Lehm, kaum hier und da ein Stück in Gips. Eine Unzahl angefangener, halbfertiger Stücke, Leiber, Köpfe, Arme, Beine — nichts Ganzes, Fertiges, wobei man sich etwas Ehrliches denken konnte.

„Ach, du armes Kind!" kam es da der Frau über die Lippen. Trostlos stand sie da . . .

Doch halt! Da auf dem Sims stand verloren etwas, etwas ganz Kleines nur, kaum handhoch — —

Schau, schau! Wie schön! Wie eigenartig aufgefaßt! Und doch wieder wie naturgetreu! Alles so klein und winzig daran, und doch fehlt nicht ein Zug. Offenbar nur so hingeworfen — und doch lebte das Ding! Es war zum Verwundern, zum Lachen, zum Ausschütten . . .

Staunend stand die Frau, freudig bewegt jetzt — glücklich . . . und plötzlich kam ihr ein Gedanke . . .

Rasch nahm sie das Stück unter die Schürze, und dann weg damit aus der Werkstatt! — —

Tags darauf, genau um die Zeit, wo das Töchterlein sich draußen im Felde und auf der Heide bewegte, um die alten Gedanken zu sammeln und neue zu finden — sah man die Frau Superintendent zur Post gehen. Eigenhändig trug sie ein kleines, wohlverschnürtes Päckchen dahin.

Niemand brauchte darum zu wissen; aber „einschreiben" ließ sie es; in aller Sicherheit sollte es fortkommen. Wer weiß, wer weiß . . .

*

Wieder waren Wochen ins Land gegangen.

Jetzt wurde es aber Zeit, sich ernsthaft zu überlegen: Was wird nun mit unserer Berta? Auf die Kunstschule zurück oder nicht?

Wie Gewitterschwüle lag es über dem friedlichen Pfarrhause.

Da, eines Tages nicht lange vor Mittag schellte es wieder einmal an der Haustür; nur einmal; leise, schüchtern.

„Kathrin, geh Sie!" hieß es.

„Nach der Art zu schellen wird's ein Bettler sein," meinte Kathrin, hatte es also gar so eilig nicht.

Schwubb! Erst noch den letzten Kloß sicher in den Topf! Dann ging sie; die Hände machte sie unterwegs nur ganz flüchtig an der Schürze rein.

Schon aber schellte es noch einmal; doch wieder leise, schüchtern.

Ganz sicher ein Bettler!

Vorsichtig tat Kathrin die Tür auf, um durchzugucken.

Es war aber kein Bettler, der draußen stand. Bewahre! Zwei Herren waren es. Wenigstens

Rasch nahm sie das Stück unter die Schürze und dann weg damit aus der Werkstatt! — —

der eine war jedenfalls ein Herr. Der andere? Hm, nur etwa ein „Mann", — so schätzte Kathrin. Der eine groß, kräftig, lang, jung; der andere klein, dick und ältlich. Dieser kleine Dicke aber stand vornen an der Tür; er war's auch, der geschellt hatte. Der andere, der Hübschere. hielt sich mehr im Hintergrunde.

„Guten Morgen," ging erst der Gruß herüber und hinüber; dann kam's bei dem kleinen Dicken zaghaft heraus: „Wir sind doch recht hier? Hier wohnt der Bildhauer?"

„Bildhauer?" Kathrin tat den Mund weit auf. „Nö, was für 'n Bildhauer sollte denn das sein? Ich weiß von keinem."

„Aber der Name stimmt doch," beharrte der kleine Dicke — wenn auch schüchtern —, „und im Brief steht es auch so." Damit wies er auf das kleine Messingschild unter dem Schellenzuge.

Verdutzt wandte sich die Kathrin nach dem Flur hin um, wo die Frau Superintendent in der Küchentür stand, um nach dem Gespräche so halb hinzuhören: „Hören Sie nur, Frau Superintendent, hier soll ein Bildhauer wohnen. Unsinn!"

Im Nu war die Frau da, schob die Kathrin von der Haustür weg, öffnete die Tür vollständig und sagte im freundlichsten Tone: „Bitte, bitte, meine Herren!"

Die beiden traten in den Flur, und gleich darauf saßen sie in der guten Stube der Frau Superintendent gegenüber.

Der Frau glänzten die Augen. Wenn nicht alles trügte, dann war ihr gescheiter Anschlag gelungen — oder wenigstens drauf und dran zu gelingen . . .

Der kleine Dicke sprach. Er führte die Verhandlung, wohl ein wenig umständlich, aber er wußte offenbar ganz genau, was er wollte und sollte.

„Die Sache kommt uns sehr zu paß. Wir suchen schon jahrelang nach so etwas. Verschiedentlich haben wir schon Angebote gehabt; es war aber nie etwas damit zu machen. Keiner verstand es so recht. Jetzt endlich scheint es zu gehen; es wird gehen, es muß gehen; es ist großartig — ohne zu schmeicheln —, wirklich großartig; ganz und gar naturgetreu; kann gar nicht besser sein."

„Sie meinen wohl das Modell?" fragte die Frau.

„Was denn sonst? Natürlich das Ziegenmodell, das uns der Herr Gemahl eingeschickt hat."

Die Frau lachte hellauf, — verlegen blickte der Dicke: „Oder der Herr Sohn?"

Erst recht lachte die Frau.

„Nun, wer's eben ist, — das Modell an sich ist gut, meisterhaft, bisher unerreicht. Ganz deutlich Saaner Rasse, mit all deren Eigenheiten. Nicht wahr, Herr v. Siebach," wandte er sich an seinen Gefährten.

„Es ist in der Tat geradezu ein Meisterwerk der Kleinkunst," bestätigte der andere freundlich und mit vielem Wohllaut in der Stimme.

„Und die Hörner — das Schwierigste an dem Tier — wie gut, wie gut," fuhr der kleine Dicke begeistert fort. „Ganz und gar naturgetreu! Ich darf wohl annehmen, daß Sie uns das Modell überlassen, — unter Umständen natürlich, über die wir noch zu reden haben. Aber wir werden schon einig werden. Im Vertrauen: wir haben Vollmacht von der Generalversammlung. Unser Ziegenzuchtverein will das Modell erwerben. Es wird vergrößert, wir lassen es gießen. Ganz gewaltige Reklame wollen

„Hier ist der Künstler," sagte die Frau und wies auf Fräulein Berta.

wir dann damit machen. Jedem Mann eine Ziege — das ist der Wahlspruch unseres Z. Z. V."

Die Frau Superintendent strahlte zu all der Redseligkeit; sah sie doch ihren geheimen Plan zur Wirklichkeit geworden.

Mit einem Male aber kam doch eine gewisse Bangigkeit über sie: Was würde die Tochter zu all dem sagen? Hm, hm. Wenn sie nur nicht den ganzen schönen Handel über den Haufen warf, — zuzutrauen war ihr das schon.

Jedenfalls war jetzt der Augenblick da, wo sie davon wissen mußte.

„Alles gut und recht," begann die Frau deshalb etwas unsicher; „aber ich allein kann über das Modell nicht so ohne weiteres verfügen . . ."

„Natürlich, kann ich mir denken," machte der Dicke. „Bitte also, den Künstler selbst!"

Die Frau Superintendent verschwand auf kurze Zeit aus dem Zimmer, um dann mit dem Töchterchen zurückzukehren.

„Hier ist der Künstler," sagte die Frau und wies auf Fräulein Berta, die ahnungslos mit hereingekommen war.

BLB Karlsruhe

Die beiden Herren waren aufgestanden; sprachlos starrten sie das junge Mädchen an.

„Das ... ist ... der ..." brachte endlich der kleine Dicke heraus.

Die Frau nickte nur dazu.

Der andere Herr hatte inzwischen mit großen Augen dagestanden und das Mädchen aufmerksam betrachtet, und ebenso sah dieses den Mann an.

Sie war ganz benommen. Was war das für ein stattlicher, schöner Mensch, der vor ihr stand! Wahrhaftig, sie hatte doch ein Urteil über Männerschönheit. Marmorne und lebendige waren ihr genug vor Augen gekommen. Wie viel hatte sie nachgebildet! — Wie edel geformt dieser Kopf! Wie der Götterkopf eines alten griechischen Meisters. Aber das kecke Bärtchen auf der Oberlippe gab dem Kopfe auch wieder so viel Natürliches, Menschliches und urecht Männliches; die großen dunkeln Augen blickten so klug und ruhig, lebensstark und doch mit voller Güte und Freundlichkeit in die Welt, daß es dem sonst so selbstbewußten Mädchen wunder wie zumute wurde ...

Ganz verwirrt blickte sie nur immer auf ihn hin. In all dem Wirrwarr nur ein klarer Gedanke: den Mann da kann man auf der Stelle liebhaben ...

Auch die Art, wie er dastand, wie er sich bewegte, wie er weitersprach — waren es auch nur wenige Worte der Form —, alles paßte zu dem ersten Eindruck. Dieses Mannes Bild mußte unverlöschbar sein.

Aber was wollte er denn? Wozu war sie gerufen worden? Was sollte sie hier?

Vorsichtig begann die Mutter zu erklären; sie hatte alle Sorge, ob der Streich, den sie unternommen und der zu dreiviertel bereits gelungen war, auch wirklich vollständig gelingen werde.

Jetzt kam ihr selbst der schöne Plan beinahe lächerlich vor, ja unwürdig; es war ihr, als erniedrigte er die Tochter vor den beiden Männern dort; am liebsten sähe sie jetzt alles ungeschehen, — war es doch schließlich auf ein Geldgeschäft hinausgelaufen!

Der kleine Dicke machte auch gar kein Hehl daraus; er behandelte alles rein geschäftlich, als ob sich's um eine Kuh oder um ein paar Schweine handelte; ja, er wollte noch möglichst billig zu dem Modell kommen.

„Zweihundert bis allerhöchstens dreihundert Mark dürfen wir für das Modell anlegen," führte er aus. „Dazu sind wir ermächtigt."

Der Frau gab es geradezu einen Stich ins Herz, und voller Angst schaute sie zu ihrem Töchterchen hin; aber dieses hatte darauf gar nicht gehört; mit niedergeschlagenen Augen, regungslos saß sie da, und nur ab und zu hob sie die Augenlider, und unter den schweren, dichten Wimpern warf sie einen Blick auf ihr schönes Gegenüber — einen Blick, kurz, scheu, schüchtern und doch auch wieder wie von tausend Fragen beschwert, Fragen, die wie ein Feuerstrom aus tiefinnerster Seele aufquollen ...

So führten denn die beiden anderen die Verhandlungen allein weiter, und wenn es nun einmal doch so sein sollte, — gut, dann war die Frau Superintendent auch nicht gerade zaghaft: Nein, unter dreihundert Mark war das Modell eben nicht zu haben.

Der kleine Dicke war ärgerlich auf sich selbst, daß er sich im voraus unnötigerweise verraten hatte. Nun aber schließlich — die Generalversammlung hatte den Betrag einmal bewilligt; also abgemacht! Dreihundert Mark! Aber selbstverständlich war das eingesandte Modell nur als vorläufige Skizze anzusehen. Ein richtiges Modell mußte erst noch gefertigt werden; annähernd in natürlicher Größe und mit allen und jeden Einzelheiten genau nach dem Leben. Lieferzeit: vier Wochen; die eine Hälfte wird bar angezahlt; die andere Hälfte wird fällig bei Ablieferung.

„Einverstanden?"

„Einverstanden!"

Die beiden anderen hatten gar nicht hingehört bis jetzt. Als aber die Frage fiel: Einverstanden? — da waren sie es auch. Es berührte sie beide kaum. Gab es denn noch anderes in der Welt? ...

*

Die Herren blieben natürlich zum Essen da. Gottlob, das dumme Geschäft war erledigt, und jetzt hatte die Unterhaltung ein ganz anderes Gesicht. Der kleine Dicke zeigte sich als fröhlicher, witziger Gesellschafter. Sorgenloser Rentner, der er war, betrieb er ja auch die ganze Geschichte mit dem „Z. Z. V." nur dazu, um irgend etwas Verständiges zu tun zu haben.

„Alles Höhere dieser Art," meinte er ergeben, „ist schon reichlich besetzt. Ich muß mich vorläufig damit begnügen. Wer weiß, was später noch kommt; man strebt ..."

Für den anderen aber gehörte es halb und halb mit zum Beruf. Gab es auf seinem großen Gute doch so vielerlei Getier: Ochsen, Kühe, Kälber, Lämmer, Hühner und Hähne, Enten und Gänse, — da gehörten auch Ziegen hin. Und ist nicht die Ziege ein Tier für sich? Eigenartig? Ja, man möchte sagen schön?

Lebhaft ging bei Tisch das Gespräch darüber hin und her; und auch späterhin gab es noch Gelegenheit genug zu ähnlichen Erörterungen; denn Fräulein Berta hatte sich bald darauf mit Eifer an ihr Werk gemacht; es war ganz selbstverständlich, daß Herr v. Siebach ab und zu erschien, um zu sehen, wie das Werk gedieh ...

Merkwürdig, was sich aus so einer Ziege alles

herausholen läßt! Merkwürdig, daß die Künstler sonst so wenig darauf verfallen sind.

Für Fräulein Berta war es geradezu ein Schlager, freilich ihr erster und letzter; denn als Gutsherrin dachte sie an so etwas gar nicht mehr — oder nur so leichthin . . .

Und dann rümpfte sie wohl mit leisem Spott das schöne Näschen dazu. —

Gottesurteil.

Von
Jörg Hellpart.

Was ist das für ein Getümmel dort am Hange des sanften Hügels, dem sich das uralte Kloster Maguzzano anschmiegt? Abenteuerlich wilde Gestalten im Rund, wohl an die zweitausend. Der eine trägt eitel sein gefälteltes Wams und die bauschige geschlitzte Pluderhose, der andere ist in Ledergewand mit Helm und Brustharnisch. Der so, jener so, ganz nach Willkür gekleidet. Auch ihre Wehr besteht aus allem möglichen: Hellebarden, langen Lanzen, Zweihändern, Morgensternen, breiten kurzen Landsknechtsdegen. Junge sieht man und Alte, Kahle und Gelockte, Langbärte und zartflaumige Bürschlein. Landsknechte sind sie alle. Vor noch nicht zwei Jahren haben sie bei Pavia die Macht des stolzen Franzosenkönigs Franz I. nahezu vernichtet und das edle Wild gefangen. Jetzt ziehen sie gegen Lautrec, den französischen Feldherrn, der ihnen den blutigen Lorbeer wieder entreißen will.

Wie ein guter Bekannter grüßt der Gardasee aus der Nähe herüber; grimmig reckt sich Peschiera drüben aus den Morgennebeln, und ein anmutig Widerbild zum Gleißen der Waffen allum im ersten Scheine der Frühsonne gibt der silberflirrende stelzstämmige Oelbaumhain zur Seite, je wenn sich seine Blätter in der kühlen Brise rühren.

Hoch über die reisigen Mannen empor ragen fünf „Fähnlein", fast scherzenderweise so benannt. Denn jedes ist eine gewaltige Tuchbahn, in die sich einer bequem hineinwickeln kann, und mit dem Adler des Kaisers geziert. Aber sie stecken in der Erde, die Spitze nach unten, zusammengerollt, ruhmlos. So will es der Landsknechtei sinnvoll-ehrwürdiger Brauch, so lange von einem der Ihren begangene Missetat noch ungesühnt. Neben den Fahnen harren die Fähndriche, baumlange stattliche Gesellen, in reicher, schimmernder ausgezeichneter Tracht.

Einem jeden im Heerhaufen lugt schwerer Ernst aus den kühnen Augen, die auf eine Gruppe von drei Männern gerichtet sind.

Der eine davon ist ein sonst wohl freundlicher Graubart von Hanssachsischem Aussehen, und auch, wie der Poet, ein Nürnberger Kind: Hans Wohlleb, ein erprobter, bedächtiger Krieger. Jetzt steht er breitbeinig und finster, mit untergeschlagenen Armen da.

Scheinbar sorglos hat sich der zweite gestreckterlängs auf den Rasen gelegt, die Ellenbogen aufgestützt, und starrt in die Lüfte, als habe ihn nicht zu kümmern, was um ihn her vorgeht. Er mag so Ende der Dreißiger sein, ein Mann mit tückischem, groben Gesicht, vom Weinschlurf rotgeränderten Augen, fahlgelbem, kurzgeschorenem Haupthaar und Schnurrbart. Sixtus Höllner ist's, und stammt von der Landstraße; ein Landsknecht aus Neigung, Beruf und Notwendigkeit, und keiner der besten, wird er ohne Widerwort von den Kameraden kurzweg als der „Höllsixt" angesprochen. Aber verwegen, tapfer und unbeirrbar, wo er sich von seiner Gewalttätigkeit Erfolg verspricht.

Ganz anders wie seine Schicksalsgefährten verhält sich der weitere Gefangene — denn es sind Gefangene! — ein bartloser Jüngling, dem schwarzbraune Locken um Stirn und Nacken fallen. Art, Miene und Kleiderschnitt bekunden den Edelmann, deren nicht wenige in diesen Reihen. Georg v. Hederlin, ein Schwabe und dazu Patenkind des Feldhauptmanns, des Frundsbergers, hatte sich zu dessen trutzigen Gesellen geschlagen, um sich, gleich Schertlein v. Burtenbach, in der „gevierten Ordnung" mit Lanze und Schwert die Ritersporen zu verdienen. Doch augenblicklich liegt nicht Kampfgier noch Ehrgeiz auf seinen angenehmen Zügen, nur tiefe, tiefe, schmerzliche Trauer. Er kniet — bei einer Leiche, die er unverwandt betrachtet. Nur hie und da ein Seufzen aus gepreßter Brust. Sorgsam hingebettet schläft vor ihm ein lieblich Mägdlein seinen letzten Schlummer, die verglommenen Rosen der Jugendblüte auf den Wangen, im Herzen einen Dolch, dessen seltsam verzierter Griff wie anklagend zum Himmel weist, ihr Sterbe- und Grabkreuz zugleich.

Hat sich des seligen Herrn von der Eichs blonde Edeltraud selbst und freiwillig in die Arme des schaurigen Bräutigams, des Todes, gestürzt? Hat eine ruchlose Hand sie niedergestreckt? Wer war's?

Darüber mag Hederlin wohl sinnen — und darüber just zu befinden und zu urteln ist die Gemeine der „frumben Landsknechte" zusammengetreten.

Daß der tötende Stahl von fremder Faust geführt, ist bereits erwiesen. Aber von wessen? Hätte Wohlleb, der sie noch gestern mittag durchs Lager geleitet, die zarte Blüte geknickt?

BLB Karlsruhe

Sixt, der widerwillig die Mordwaffe als sein Eigentum anerkennen mußte? Ist's Frundsbergs junger Landsmann gewesen? Vor seinem Zelt hat man die Fremde nach Sternenaufgang tot gefunden.

Im Hintergrunde zeigen sich Profos und Steckenknechte; neben diesen liegen auch die zum Gericht nach urdeutscher Sitte dem Verklagten abgenommenen Fesseln.

Drei Missetäter statt eines! Und kann's doch nur einer vollführt haben! Aber aus welchem Grunde? Aus Rache? Aus Eifersucht? Aus Gier nach dem reichen Schmuck, den die Unglückselige getragen, und der nachher verschwunden war?

Der Ankläger hatte all dies zu erwägen gegeben. Seit mehr schon als einer Stunde hat dann der greise Peter Gaisberger, der verordnete Fürsprech der Angeklagten, welcher dreiundvierzig Gefechte und Schlachten mitgekämpft, den Fall vorgetragen. Und nun schließt er: „Keiner ist auf handfester Tat betroffen. Keiner auch will es zugestehn," — bei diesen Worten schaut Georg mit einem unbeschreiblichen Blick sekundenlang zu dem Alten auf —, „Ihr vermöget kein Urteil zu fällen, das Ihr könntet verantworten bei Gott, bei Fürsten und Herren,

Er kniet — bei einer Leiche, die er unverwandt betrachtet.

wie es das Recht fordert, das Gewissen gebieterisch heischt!"

Schweigend steht der Ring der Frumben, ratlos und unschlüssig. Wie ist's doch hergegangen? denkt sich jeder. So war's gewesen: die blonde Maid war gestern auf einem Zelter angekommen und hatte sich ohne weiteres erboten, dem Heere zu folgen. Heute haben sich die Herren über das eigentümliche Begehren besprechen und sie über dessen Gründe befragen wollen. Man konnte sie doch nicht zum Troß, unter die Fuchtel des Hurenweibels, stecken! Und heimschicken wollte man das schwäbische Edelfräulein, als welches sich das Mädchen auswies, des beschwerlichen Weges halber auch nicht gleich. Einstweilen war sie der Obsorge einer alten zuverlässigen Marketenderin übergeben worden, daß sie eine Art Heim unter der rauhen Kumpanschaft finde. Jetzt hat sie ein Mordbube in die ewige Heimat gesandt! Einer von den dreien. Aber welcher? . . .

Horch, Stimmengewirr, Rossewiehern und Hufgeklapper von San Martino her. Nicht lange, und eine Anzahl Landsknechtsführer sprengt in den Kreis, allen voran der ehrenfeste Georg von Frundsberg, „der Landsknechte Vater", auf dem Maultier, das er ausschließlich ritt, ein Pferd verschmähend, auch darin einfach und anspruchslos wie in allem. Neben ihm Konrad v. Bemmelberg, sein Beistand. Die Mär ist ihnen bei Tagesgrauen kundgeworden, und in kurzem sind sie nun durch den anwesenden Justizamtmann vom augenblicklichen Stand der Dinge unterrichtet worden.

Görgens scharfes Auge überleuchtet die drei wie ein Wetterstrahl. Dann überlegt er eine ganze Weile, fährt sich mit der bewehrten Faust durch den Bart und wendet die Augen nach oben, treibt sein Tier etwas vor, richtet sich darnach in den Bügeln auf und ruft mit dröhnender Stimme über die Versammlung hin: „So denn menschlicher Witz hier nichts vermögend, wolle Gott der Herr gnädiglich ein Einsehen haben! Sein Urteil soll Schuld von Unschuld scheiden, den Gerechten der Freiheit, den Mörder der verdienten Strafe anheimgeben! — Bringet eine Trommel herfür und die Schelmenbeine!" Schelmenbeine aber hießen sie zu der Zeit die Würfel.

Sofort schleppt ein Trommler sein „Spiel", die fast weinfaßgroße Trommel, hinzu und stellt sie einige Schritte vor dem Feldherrn auf, der sich unterdessen von einem andern die Würfel darreichen läßt, sie prüft und als gut befunden zurückgibt.

„Tu denn jeder," entscheidet er hierauf, „einen Wurf! Wessen der höchste, der soll mit des Herrn Beistand als der Frevler erkannt sein, und der sühne!"

Die Angeschuldigten nähern sich. Mit der Ruhe eines guten Gewissens und doch der Sorglichkeit des abwägenden Spielers tut der Wohlleb als erster achtsam den verhängnisvollen Wurf.

Konrad v. Bemmelberg zählt: „Fünf, vier und zwei: eilf!"

Worauf der Nürnberger treuherzig zum Feldhauptmann hinauf spricht: „Bin's auch nicht gewesen. Hab' der Jungfrau nur das Lager und Hederlins Hausung gezeigt, sie dann auf ihr Begehr verlassen."

Der Angeredete nickt stumm, aber wohlwollend, und im Umkreis erhebt sich befriedigtes Raunen.

Nun tritt der junge Edelknecht herzu. Er macht den Eindruck dumpfer Niedergeschlagenheit und herber Kümmernis. Aber ehe er über Tod und Leben die Entscheidung herausfordert, richtet er sich auf aus seiner Versunkenheit und redet zu Führer und Kameraden also: „Lieber unser aller Vater, auch ehrlichen Landsknechte und Brüder!" Schmerzbewegt, aber hell und verständlich klingt seine Stimme. „Das hier zu meinen Füßen liegt, das süße Wesen, hat mein Herz mit sich genommen in die Ewigkeit. Mein Jugendgespiel seit manchem Jahr, hat sie mich mit Bangen und Sehnen sehen hinausziehen. Hat's endlich nicht mehr ertragen bei der alten grämlichen Muhme und ist mir nachgefahren bis hierher, der Sitte trotzend, der Beschwernisse spottend. Gestern" — er schauerte leicht zusammen — „ehe noch der Abendstern erfunkelte, so man auch Venus nennet, ist sie bei mir gestanden am Zeltvorhang und hat mich begrüßet. Ihres freudvollen unerwarteten Anblicks entzückt war ich; mir entschlüpfte langgehegter Liebe Geständnis, und ihr hinwiederum dieses: daß sie nur meinetwillen des Feldzuges Fährlichkeiten wolle auf sich nehmen. Konnt's ihr nit verreden. — Hei, wie heiß brannte mein erster Kuß auf ihrem roten Mündlein! Und dann ging sie. Und dann —" Erschüttert birgt der Sprechende das Antlitz in beiden Händen.

Manchem treten Tränen in die Augen, die doch ohn' Gedenken des Weinens entwöhnt; um des Landsknechtsvaters bärtigen Mund zuckt es wie Rührung. Doch barsch befiehlt er: „Wirf!"

Gleichgültig-freudlos läßt Georg v. Hederlin die Würfel über das Kalbfell tanzen und wendet sich ab zu der Toten.

Bemmelberg kommt, um nachzusehen. Mit vorgereckten Hälsen verfolgt der „Umstand" seine Bewegungen.

Aber welch Entsetzen malt sich auf den verwitterten Gesichtern, als der Bemmelberg stokkend, totenblaß und scheu berichtet: „Dreimal — sechs!"

Jähen Rucks fährt der Frundsberger überrascht herum, und in zorniger Bestürzung herrscht er den also Ueberführten an: „Verspielt! Ein Mörder! Du, mein Pate! — Das macht dir der Höllsixt nicht nach! — Gib wenigstens der Wahrheit die Ehre, Verruchter! Du wolltest sie, von Leidenschaft verblendet, überwältigen, und als sie dir nicht gefüge war — Gesteh!" schreit er noch heftiger, „sonst hast du bei den ehrlichen Landsknechten das Recht der langen Spieße verwirkt und stirbst durch Henkers Hand!" —

„Beim Allwissenden," gibt Hederlin feierlich zurück und hebt die Schwurhand, „ich habe nichts zu gestehen! Sie, die Reine, war mir ja das Liebste auf der Welt, und," fügte er auf-

Mir entschlüpfte langgehegter Liebe Geständnis.

leuchtenden Auges hinzu, „auch den schimpflichsten Tod litt' ich gern, könnt' ich sie dadurch zum Leben wecken!"

Rufe des Unwillens und der Erbitterung ob solcher Verstocktheit lassen sich allerseits vernehmen. Wen Gott so deutlich als Täter bezeichnet hat, und wer sich desohngeachtet so hartnäckigen Leugnens unterfangen mag, verdient nicht Schonung, nicht Rücksicht, keinen fröhlichen, entsühnenden Soldatentod!

Schon wollen die Steckenknechte auf den jungen Gauch aus adeligem Geblüt losstürzen, der sich so unritterlichen Gebarens erwiesen; schon hat Frundsberg entrüstet sein Tier eine Wendung machen lassen, als wolle er fortreiten, da hört man den furchtlosen Peter Gaisberger wieder: „Görge Frundsberg — Recht und Gerechtigkeit! — Der Dritte steht noch aus!"

Hederlin ist jenen entgegengegangen, die Arme schlaff herabhängend, sich widerstandslos zu greifen gebend.

„Darf keiner sagen, die frumben Landsknecht' hätten einem Recht und Gerechtigkeit geweigert,"

erwidert der Feldhauptmann schlicht dem kühnen Mahner. „Soll noch der Höllner dran."

Der lacht grell und fühlt das Bedürfnis, auch etwas zu sagen: „Weiß von gar nichts, gar nichts! — Auch nicht, wo das Geschmeide etwan hingeraten."

Mit sichtlich erkünstelter Unbefangenheit langt er nach den Würfeln, schüttelt sie kräftig in beiden Händen — also man etwas Unliebes in einem Nu will abtun — und schleudert sie mit aller Kraft auf den gespannten Trommelboden, daß es rasselt und dröhnt. So stark doch ist der Wurf gelungen: eins der Schelmenbeine fällt auf die Kante auf, droht beiseite zu kippen, schlägt sich wieder nach innen, rollt mit zwei scharfen Schlägen in die Mitte, zerspringt dort und bleibt bei den andern liegen.

Kaum flüchtig will Konrad letzte Nachschau halten. Was kann auch da herauskommen?

Er besieht sich die Lage, nochmals, noch ein andermal, späht zweifelnd nach dem Spieler, erschrocken nach dem Feldhauptmann, sprachlos nach der Menge.

„Nun, was soll's?" fährt ihn der Gebieter an.

Der Bemmelberger ringt nach Worten, eilt dann, unterwegs zögernd und wieder auf die Trommel blickend, zum Frundsberg hin und sagt ihm eine Zahl ins Ohr. Der ist starr. Und schon läuft die Kunde von dem Unerhörten rasend durch die Reihen der Krieger, wo sie Staunen, Kopfschütteln, Murmeln, Grausen erweckt und zum Ausdruck bringt.

Der Sixt aber — seht doch! — der Sixt fällt auf die Knie, aschgrau das gedunsene Gesicht, hebt die Arme nach oben und bricht in ein herzzerreißendes Winseln aus! Nur die Nächststehenden erhören daraus mit Mühe, daß er des Mordes sich schuldig bekennt. Rache gegen den bevorzugten Kameraden, Eifersucht auf ihn wegen Edeltrauds, die sich Sixt zum Lagerliebchen gewünscht, und Habgier nach den kostbaren Kleinodien, so sie an sich trug, haben ihm, der das unschuldig-selige Gespräch der beiden belauschte, den Sarazenendolch in die Hand gedrückt. Darnach er sie beraubte und den Leichnam gar auffällig vor Georg Hederlins Gezelt niederlegte.

Auch Frundsberg selbst hat sein Geständnis vernommen und schleudert auf den völlig Verstörten ein grimmiges: „Hund!" nieder. Der sonst so Milde, Väterliche!

Jetzt schreitet auch Hederlin wieder herzu, nachdem er die Geliebte auf die bleiche, marmorkalte Stirn geküßt, und sein Erstaunen ist maßlos. Wie groß aber daneben seine Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, der zur rechten Zeit und wunderbar die Unschuld an den Tag gebracht, die Missetat enthüllt! Und wahrlich, ein Wunder war's zu nennen. Zwei Würfel zeigten je sechs Augen, wie bei seinem eigenen Wurf; der dritte mitten entzweigebrochen, hat sich in die Sechs und in die Eins gespalten. Der Höllsixt hat neunzehn geworfen!

Sein Todesurteil ist gesprochen; jetzt bereitet man die Ausführung vor.

Des Profosen Untergebene haschen sich den Zusammengebrochenen und fesseln ihn. Frundsberg steigt bedächtig vom Maultier herab und umarmt sein Patenkind. Die Fähndriche aber nehmen ihre Fahnen wieder hoch, entrollen sie, so daß sie lustig, entsühnt und wieder makellos über der Landsknechte Häupten flattern. Im selben Augenblick steigt die Sonne zu herrlicher Pracht auf, alle Nebelschleier sieghaft zerreißend, und, froh der wiederhergestellten Ehre, beginnt das Regiment aus voller Brust jenes jubelnde Siegeslied von Pavia, das dahinbraust, getragen von der Begeisterung aller, und das da anhebt:

„Der summer kumpt in manger gstalt,
Dargegen freudt sich jung und alt!"

Hernach werden sie die weitläufige, gleißende Sperrgasse bilden, während der Höllsixt sich mit seinem Schöpfer versöhnt, und darauf — „Bruder, stoß zu! desto eher ist's aus!"

Da haschen des Profosen Untergebene sich den Zusammengebrochenen und fesseln ihn.

Kein Stündlein später sehen die Oelbäume von Maguzzano die bunte Landsknechtsschar andächtig niederknien, für die Seele eines Gerichteten beten und in Reih und Glied, der festen Satzung gemäß, dreimal um den blutüberströmten, stichebesäten Körper ziehen. Und dreimal schießen die Hakenschützen ab, daß der Knall knatternd und grollend gen Garda hinüberfährt und im Echo verrollt.

Der Spion.

Von Paul Körber.

Adalbert Federle hauste in einem gar wunderlichen Städtlein des Wiesentals. Er schritt durch Gassen und Gäßli, über Brücken und Stege. Er schritt auch durch Tore und schaute empor zu zierlichem Fachwerk, zu verwunderlich geschnörkelten Giebeln. Da waren Gassen so schmal, daß man mit der Schulter die Hauswand streifte, wenn nur ein Kärreli ein Umbiegen erheischte. Am Kanalbach wiederum standen Maidlenen und Frauen an Waschbrettern geschäftig, welche Art der Waschvorrichtung man im hohen Schwarzwald nicht kennt. Da blühten Geranienstöcke und frischfarbiges Malwerk aus Fenstern und an Läden. Die Scheunen aber hingen voll langer Halmenbärte, die ihnen gewachsen in der Länge der Zeit, wie Tannenriesen voll Moosflechten, Ehrfurcht erheischend. Hohe Steinstiegen und Holztreppen führten abwechselnd zu niederen Stuben empor; Efeu grüßte hinter alten, von grünlichem Schimmer der Zeit gedämpften Scheiben.

Und unter diesen tausend Dingen und Reizen, denen man den Sammelnamen Altstadt gab, bewegte sich ein gar geschäftiges, freundliches Völkli. Weniger die Mannen, denn die waren ja im Krieg. Aber Kindlenen mit Kistenwagen und der Kopfpfulgete als Polster und darein gebettet ein Brüederli oder Schwesterli samt seinem Pupali. Und Greise und Greisinnen auch. Wie Torhüter und Brückenheilige standen sie auf Stiegen und Schwellen.

Kein Wunder, daß Federle das Herz weit aufging und er gar fleißig mit dem Stift in kurzen Stichworten sich gleichsam Erinnerungsstege schlug in die Tage des Entschwundenseins, die ja wieder vor ihm lauerten, wie sie nach einem jeden Genuß lauern, und sei er der reinste.

Er ließ sich Zeit zu seinen Merkstrichen und schmunzelte behaglich und wohlig, aus Freude über Funde, die so zahlreich waren wie die Blüten eines Kamillenbeets, wohl auch im Vorgeschmack des Genusses, wenn er nächtlicherweile, während alles schlafen und ihn niemand stören würde, an seinem Schreibtisch säße in der großen rheinischen Stadt, um in diesen Blättern zu graben, wie Goldgräber es tun, und wie Diebe bei der Nacht.

Außerhalb dieser Altstadt waren Gasthöfe mit den Namen „zur Linde“, „zur Sonne“, „zum Ochsen“, „zum Schwanen“, „zum Löwen“, „zur Krone“ und „zu den drei Königen“. Was war das für ein prächtiger Sprachenstrauß deutscher Namen! Er aber hatte im „Pflug“ Herberge gefunden.

Dieses und Aehnliches hielt Adalbert Federles Aufmerksamkeit am Zügel so straff, daß er für anderes geradezu mit körperlicher Blindheit einherging, eben ganz nur aufs Sinnen und Schauen eingestellt.

„Im Namen des Gesetzes!“

Nein, so schroff stieß man Adalbert Federle keineswegs aus der Altzeit in die Jetztzeit, in die Gegenwart zurück. Und doch, auf der Schwelle zwischen Altstadt und Neustadt war es: ein Gendarm stand vor ihm, wie aus der Erde gewachsen.

Das war ja schon der große Irrtum Federles, daß er meinte, man könne ungestraft unter Palmen wandeln — und was war ihm diese Altstadt anderes als seines Glückes Palmenhain? — daß er glaubte, keinem Gendarmen könne sich so schnell die Erde öffnen wie weiland dem biblischen Korah, Dathan und Abiram. Aber der Gendarm war ja auch kein Empörer, vielmehr stand Adalbert Federle im Verdachte, ein solcher oder doch Aehnliches zu sein, da er nun also angeredet ward im klassischen Badisch-Deitsch: „Sie müsse entschuldige ; aber ich hab' sie einandernach beobachtet, wie Sie da alleweil in ein Notizbüchle Notize 'neing'macht habe.“

„Notize in ein Notizbüchle? Ja, selbstverständlich!“ Federle stand aus dem Traum erwacht. Es entstand eine Pause.

Es war nämlich fraglich, wem das Herz unterm Brusttuch mehr pochte, dem Ansprecher oder dem Angesprochenen, denn des Gendarmen Rede kam doch geradezu auf Katzenpfoten geschlichen und war keineswegs dazu angetan, den Eindruck eines amtlichen, hochnotpeinlichen Verhörs zu machen, das sie doch offenbar einleiten sollte.

Adalbert Federle, im Bewußtsein seines guten Gewissens und noch von der Sonne seiner Glücksfunde erhellt, griff die höfliche Anrede nach kurzer Pause abermals auf und zwar mit heiterer Stimmung, indem er freundlich lächelnd erwiderte: „So, so, beobachtet habe Sie mich, und ich meinte mutterseelenallein zu sein!“

„Schon eine halbe Stund',“ fuhr der Gendarm zufrieden schmunzelnd fort, da er denken mochte: also überrascht hab' ich ihn, das ist ein gutes Zeichen.

„Und Sie habe auch gesehne, wie ich Notize in mein Notizbüchle 'neing'macht hab'?“ Federle paßte sich in seinem Antwortstehn schon der

Lokalfarbe von des Gendarmen Sprachweise an. Er konnte dies leicht, da ihm die heimatliche Mundart durch sein Schrifttum in allen Färbungen zur Verfügung stand.

Dem Gendarmen wuchs noch die Zuversicht beim näheren Eingehen auf das Notizbüchle, denn er spinzelte schelen Blicks auf dasselbe.

Auf das hin tat Federle erbost: „Aber zu was ist es denn mein Notizbüchle, und zu was hat man denn sein Notizbüchle sonst, als daß man Notize 'neinmacht? Weswege heißt es denn überhaupt Notizbüchle?"

Auf solche Red' blickte der Gendarm schon merklich ernüchterter drein.

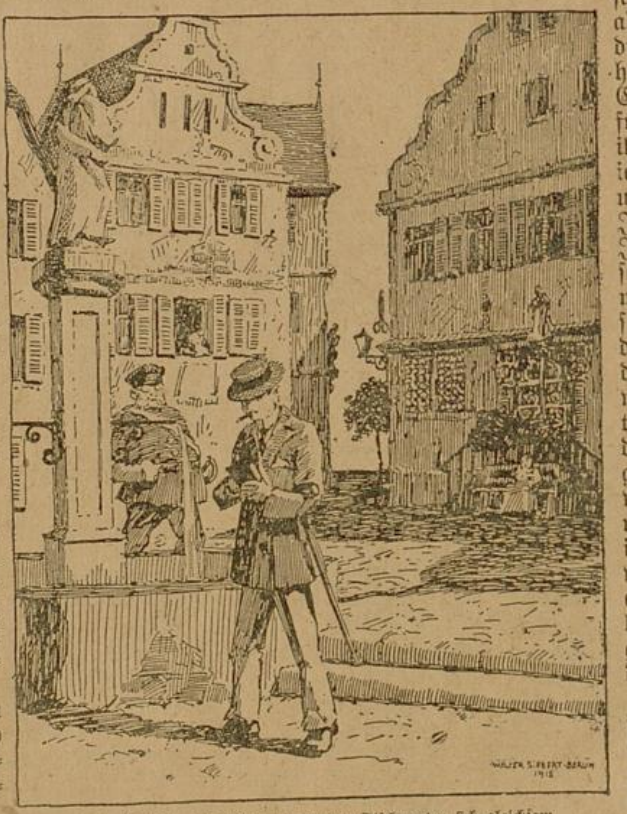
Federle hatte schon eine kaibische Freud', und er ließ nicht luck, eindringlich fortfahrend: „Oder könne Sie mir vielleicht sage, warum es Notizbüchle heißt?"

Er konnte es offenbar nicht, denn er blickte geradezu verstockt.

„Oder wisse Sie, was ich sonst in mein Notizbüchle 'neinmache soll?" Er schlug jetzt schon kantige Nägel in des Gendarmen Gewissen.

Der war denn auch fassungslos. So hatte er sich die Einleitung seines verheißungsvollen Fanges keineswegs gedacht. Denn daß einer fragte, wo das Fragen doch eigentlich bei ihm lag? Und fragte, worauf er nicht zu antworten wußte? Das war unerhört.

Das Fuhrwerk schien denn doch ab der Seiten zu galöppern. So tat er denn schnell wieder einen Griff nach dem Leitseil, aber halt seinen Griff, indem er in geradezu jovialer Gemütlichkeit den doch gewiß auch gemütlichen Federle noch überbietend meinte: „Sie müsse halt entschuldige; aber Sie wisset doch gewiß auch, daß jetzt Krieg ist. Sie müsse halt entschuldige — entschuldige — — —" Da gingen ihm die Worte schon wieder aus, oder die Gedanken gingen's ihm. Oder die Gedanken mitsamt den Worten. Kurzum, er wußte nix mehr.



Kein Wunder, daß Federle in kurzen Stichworten sich gleichsam Erinnerungssteze schlug.

Desto mehr wußte der Federle zu schwätzen. „Ich entschuldige ja, gewiß, wenn ich nur einmal erst weiß, was ich entschuldige soll?" Federle forschte jetzt mit grimmigem Behagen. „Vielleicht daß Sie dastehen? Dazu sind Sie ja da, und sitze kann man auf der Straß' ja eineweg nit gut. Daß Sie ein Gendarm sind? Dann müßt' ich mich ja wiederum entschuldige, daß ich keiner bin, und sell fallt mir gar nit ein. Jetzt blieb' nur noch der Krieg zu entschuldige: Daß ich aber den entschuldige? Hat der überhaupt um meine Entschuldigung gefragt? Ich hätt' sie ihm nit geben. Daß ich jetzt aber auch um den Krieg weiß? Jetzt nach einem Jahr? Da müßt' schon viel ehnder mein Gegenüber entschuldige, daß er mir die Zumutung stellt, daß ich nit drum wisse sollt'." Federle tat einen Schnaufer, dann ward er noch grimmiger, um gleich wieder zur Heiterkeit umzuschlagen. „Daß ich nix vom Krieg wisse sollt', jetzt, nach einem Jahr? Da hört ja die Weltgeschicht' auf, grad' da, wo sie ein neues Kapitel schreiben sollt'. Gehne Sie, Sie wolle mich gewiß utze und Ihre ganze Notizbüchlesach' ist bloß eine Utzerei. Vergelt's Gott für den Gespaß!" und er wollte weiter.

Da hätt' man die Not von dem Gendarmen sollen sehn. Der Abgang war ihm doch zu früh, trotzdem er ihn aus einer großen Verlegenheit bringen konnte. Er machte einen Eilmarsch durch sämtliche Gehirnwindungen auf der Suche nach einer Anknüpfung, eh' daß ihm der Fang vertwischt war. Und es mußte ein Gewaltmarsch sein, denn sein ganzer Körper war dabei beteiligt, am meisten aber waren es seine weißen Hänschlinge, die er drehte und knetete wie eine Magd das Kuheuter.

Man muß indessen dem Gendarmen Gerechtigkeit widerfahren lassen. So ein Medizin- oder so ein Advokatendoktor hat es ihm gegen-

über leicht. Die verzapfen ihre Weisheit nämlich nur zu bestimmten Stunden. Und langt es da nicht mit ihr — oder kommt ihnen ein Patient oder Klient zu ungewöhnlicher Zeit, zu der er ihnen nicht bequem ist —, bestellen sie ihn ganz einfach auf die nächste Sprechstund' und kaufen sich inzwischen die fehlende Weisheit in einem Nachschlagewerk.

Wie steht doch so ganz anders so ein Gendarm auf der Landstraß' da, und wenn es selbst eine Ortsstraße ist. Jetzt ist seine Stunde. Und was in dem Fall die Minute ausgeschlagen, bringt ihm keine Ewigkeit zurück. Entweder erwischt er ihn jetzt, oder er erwischt ihn überhaupt nit. Den Doktoren läuft der „Patient" nach, dem Landstraßenklienten muß aber der Gendarm nachlaufen, sonst vertlauft ihm der.

Und dann die Sorg', daß er ihn nit wieder vertwischt.

Wohl, so einem Gendarmen muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Daß nun dermal der Notizbüchleklient dem Gendarmen nit vertwische, entfloß diesem nach geraumer Bearbeitung der Hänschlinge und da Holland doch auch gar zu arg in Not war, endlich auch wieder seiner Weisheit Milch. Zwar zimperlich und subtil röhrlete sie vors erste, aber sie röhrlete und röhrlete also: „Ich kann mir nit helfe — — — Sie müsse halt entschuldige — — — aber es ist halt jetzt schon so — — — Sie müsse entschuldige —"

Da hätt' man die Not von dem Gendarmen sehen sollen.

Federle konnte sich nicht mehr zurückhalten. „Wieder muß ich entschuldige? Und was muß ich denn wieder entschuldige?"

Da war das Wort doch wieder bei dem anderen. „Sie müsse entschuldige," nahm er mit verlegenem Kopfnicken und mit einer Röte bis hinter die Ohren abermals das Wort, „es gibt jetzt so allerhand Spione."

„Spione gibt's?" Jetzt war's heraus, wenn es auch geharzt hatte. „Krieg ist's, und es gibt auch Spione! — Was Sie mir nit alles sage!" tat Federle so verwundert, als hätte er wirklich nicht darum gewußt, und der da vor ihm verrate ihm nun ase brühwarm die allerneust' Neuigkeit — vom vorigen Jahr. Er hatte ja schon von Anfang an gemerkt, wo 's naus will, schon bei sellem Notizbüchle. Das war also wirklich heraus. Und das wollte er auch hingehen lassen, das war immerhin ein Gespaß, wenn auch ein unfreiwilliger auf seiten des Gendarmen. Aber nun das mit seinem ewigen Entschuldigen? Warum der sich nicht lieber gleich entschuldigte, daß er ein Mensch und überhaupt geboren ist? Der war nun wirklich ein Opfer seines Berufes.

Daß er sich wirklich nicht helfen konnte, war nicht nur sein Eingeständnis, sondern es war auch erwiesen. So nahm sich Federle wieder einmal seiner an, indem er den abermals abgerissenen Faden wieder anknüpfte, nicht ohne Neugierde, wie das noch ausgehen werde.

„Spione, — Spione? — sell ist allerdings eine schlimme Sach'." Er gab sich jetzt recht verlegen und nachdenklich. Dann sah er dem schon aufatmenden Gendarmen plötzlich in die Augen und sprach direkt auf ihn ein: „Und da soll ich wohl so ein Spion sein?"

Jetzt: was er dazu sagen wird? Ob er überhaupt etwas sagen wird? Federle war gespannt.

„Wenn Sie's verlaube, ja!" sagte er.

Federle tat wie aus dem Häusle. „Na, — höre Sie 'mal. Ich hab' den Krieg nit erlaubt und möcht' jetzt auch den Spion an mir nit erlaube. Nit an dem! mit einem Spion kann man doch meiner Seel' kein' Ehr' einlege als höchstens bei Ihne, und da verzicht' ich drauf. Nit an dem! Seh' ich überhaupt nach einem Spion aus? Nit an dem! Sell wird doch der Herr Gendarm nit behaupte wolle?"

Jetzt wieder einmal: was der dazu sagen wird? Ob er überhaupt etwas sagen wird?

„Behaupte — behaupte — behaupte!" stackelte er, aber er kam wieder einmal nicht weiter. Indem hatte sich seine ganze geistige Verfassung auf diesen Wortbrocken gestürzt. Das Behaupten gefiel ihm offenbar, wenn nur zum Behaupten nicht auch der Beweis gehört hätte, aber damit haperte es halt noch all gleich. Der Beweis, der offenbar in dem Notizbüchle stecken mochte, womit er aber schon einmal aufs Glatteis geraten?

Damit war er in seinen wüst verknauleten Gedankengängen auf den Umwegen über Krieg und Spion wieder beim Anfang angelangt. Er war im Kreis gelaufen. Darum erteilte er abermals seinen Hänschlingen eine handgreifliche Applikation über Massage, sagte aber keinen Ton. Statt der Lippen ließ er die Augen sprechen, da diese fast bohrend in einemzu auf das Notizbüchle einschielten.

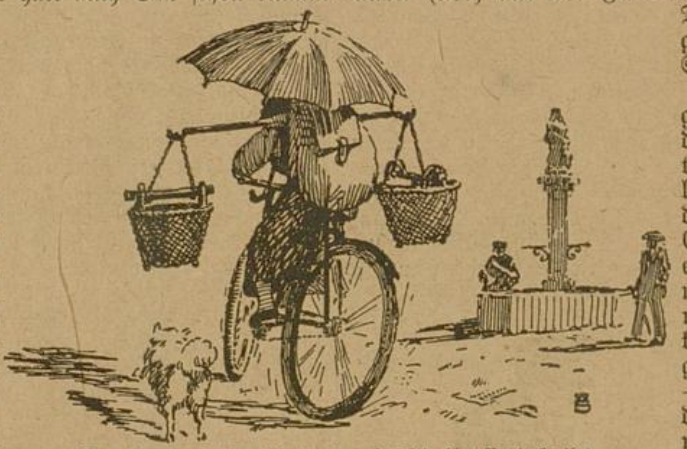
Federle hatte wieder eine urbehagliche Stimmung und war Herr der Lage. Wenn der nit schwätzt, so mußt halt du schwätze. Und er schwätzte. „Was Sie nur alleweil mit meinem Notizbüchle habe? Wenn Sie noch e Weile auf mein Notizbüchle 'neingucke, werde Sie mir bald ein Loch drein 'neinguckt habe. Dann aber hab' ich Sie, statt daß Sie mich habe. Merke Sie sich sell!"

Bei den letzten Worten hatte sich Federle künstlich erbost, um dann gutmütig wieder den Guten zu spielen: „Gellet Sie, — Sie möchte gern wisse, was in dem Notizbüchle drin inne steht? —

Der Gendarm nickte schon.

„Denke Sie: ich hab' wirklich Notize drein 'neing'macht!" Und wie nach einem herben Geständnis tat er jetzt auch noch recht kleinlaut: „Jetzt müsse halt auch Sie schon einmal eppis erlaube, wo ich Ihne doch schon so vieles erlaubt hab'."

Jetzt war aber der Gendarm obenauf. Jetzt der neue Wetterhimmel, die Sonne bei ihm! Der lugte grad' drein, als wenn ihm der Feldberg oder der Krieg oder sonst ein Ungetüm vom Herzen gefallen wär'. „Wohl, — sell möcht' ich freilich schön bitte," beugte er sich strahlend zu dem fraglichen Notizbüchle.



Vorn über der Lenkstang' hat's ein großmächtig blau Regedach g'hat.

Federle empfand — man verzeih' es ihm — eine schadenfrohe Genugtuung, denn das Glatteis seines Notizbüchles war spiegelglatt. Aber nicht für ihn, für den Gendarmen, und das war seine Bosheit.

Er blätterte und schlug auf, las aber nicht, sondern fragte, die Hand auf eine aufgeschlagene Seite gelegt, wie sie der Pfarrer auf das Evangeli legt: das ist das Wort und die Wahrheit. Er fragte: „Habe Sie grad ebe das Wälder-maidli auf dem Fahrrad sehne vorbeifahre?"

„Wohl, — sell hab' ich!" nickte der mit lauerndem: Jetzt kommt's!

„Jetzt, wenn Sie recht gesehne habe, so habe Sie noch mehr gesehne, und ein Gendarm muß doch alles sehne. Jetzt, ob Sie alles gesehne habe? Nämlich en blaue Zwilchrock und ein rotes Mieder; weiße Hemdsärmel und ein großmächtiger Rucksack auf dem doch kleine Bückeli? Doch das Allerschönst': vorn über der Lenkstang' hat's ein großmächtig blau Regedach g'hat, wie ein Seiltänzer seine Balangierstang, und links und rechts zwei große Marktkörb' über der Lenkstang' und dem Schirm, grad' wie zwei Gleichgewicht' bei ebe sellem Seiltänzer. Dabei ist's aber durch die schweren Körb' und auch weil ihm die Stumperlibein' eigentlich zu kurz waren für die Radtreti, rum und num g'schwankt und gautschet und hat halt recht lächrig ausgesehne. Und sell ist's, was ich mir da eingeschriebe hab'. — Gucke Sie."

Der Gendarm schüttelte sich und sah bloß von der Seite an den Federle hin.

Dieser reichte ihm die Büchlesseite wie zur Einladung und sagte abermals: „Gucke Sie!"

Der Gendarm bollaugte, wie wenn man einem hungrigen Roß einen alten Socken hinhebt. Er tat wie ein Katzenrolli, dem ein feistes Speckmüsli (noch aus der Friedenszeit) vertwischt. Dann sagte er ungläubig: „Gehne Sie!"

Federli war noch ganz im Taumel des wiedererwachten netten Bildlis und überhörte das „gehne Sie". Er war grad' in einem Freudennebel und kämpfte mit einem Lachkrampf: „Herrgott, das Bild! — Nein, hat mir das Spaß gemacht! — war das eine Freud'! — So hab' ich schon lang keine mehr gehabt."

Auf diesen Begeisterungstaumel hin sah der Gendarm von dem Notizbüchle auf, das er ja doch nit lesen konnt'. Er sah auf, als müsse er einmal nach dem Rechten sehn. Er sah an den Federle hin g'rad' wie ein Amtsphysikus, der einem Armen im Geist einen Heimatschein auf die Illenau verschreiben soll und den Kandidaten auf sein Kopfmaß erforscht in Abschätzung.

„Und sell wolle Sie drein 'neing'schriebe habe?" fragte er mit einer Miene, als habe er den Federle durchschaut, und der müsse sich einen Dümmeren suchen, wenn er dafür einen Glauben woll'.

„Wenn ich en Moler wär', hernach hätt' ich's gemolt," erwiderte Federle unbeirrt, und fuhr auch gleich fort: „Und damit Sie's auch wisse, warum es mir so gefalle hat und warum ich's eingeschriebe hab', so sag' ich Ihne, was ich nit jedermann sag': ich bin ein Heimatschriftsteller, daß Sie's wisse. Und damit Sie's nit nur

wisse, sondern auch glaube, da, luge Sie her, da hab' ich noch mehr eingeschriebe!"

Federle schlug eine neue Seite auf, daraus er sich zu einer Vorlesung anschickte über sprachliche Sonderheit der Endung „in" bei Geschlechtsnamen, wie er sie hier zum erstenmal in so gedrängter Zahl vorgefunden hatte. Alle diese Namen fanden sich da fein säuberlich aufgezeichnet samt bereits angehängtem Glossarium.

Vom Regen in die Traufe geraten, mußte Freund Gendarm eine schwüle Ahnung beschleichen von einem Irrgang, der sich ihm aufgetan und der ihn zu verschlingen drohte. Er verzichtete daher schon auf sein Nachlesen, schnappte vielmehr wie nach Luft. Und stand doch in der Luft. Dazu in gar frischer.

Er lehnte freundlich ab: „Das ist ja alles gut und wohl, was Sie mir da sage. Und das mag ja schon sein, daß Sie das da 'neing'schriebe habe, was Sie mir da sage. Und Sie werde auch 'neing'schriebe habe, was Sie mir noch sage wolle. Das alles glaub' ich Ihne schon!"

„Gottlob!" — Federle atmete erleichtert auf. Der war also doch endlich überzeugt worden.

Der Gendarm wechselte aber indessen seine Maske und fuhr fort, jetzt schon recht pfiffig dreinlugend: „Sell glaub' ich Ihne schon. G'wiß. Aber was da zwischet dene Zeile zwischetinne steht, und was Sie da 'neing'schriebe habe, daß es ein anderer nit lese kann, sell werde Sie mir nit sage."

„Frühnder oder später kommt's doch noch emal 'raus."

Jetzt war aber das Bollaugen beim Federle, und dem hörte geradezu der Bindfaden auf, wie man sagt. Indessen, er verstand und wußte, wo der hinaus wollte: eine Geheimschrift mutete er ihm zu, nicht mehr und nicht minder, und der Verdacht der Spionage verdichtete sich also doch, und verdichtete sich gerade da, wo er zu entschlüpfen geglaubt hatte, aus dem Spaß wurde zumal ein Ernst.

Er erreichte kurz entschlossen eine Verlagsankündigung seiner Werke, nannte seinen Namen, und es fehlte nicht viel, es wäre zu der bekannten Verbeugung ein: „Habe die Ehre, meine Offerte! Wie viel darf ich notieren?" gekommen. Er kam sich in dieser Figur doch recht lächerlich vor. Immerhin eine Zwangslage war es, er aber hoffte, den Schlüssel zu dem mangelnden Verständnis für das Eingeschriebene zu überreichen, und nur für das Eingeschriebene.

Der Gendarm blätterte vor, er blätterte zurück. Federle gab ihm ergänzende Erläuterungen und erzählte ihm von Heimat und Fremde; — von der Studienreise, in der er stehe. Er erzählte mit der Wärme und Weichheit der Stimme, die er immer annahm, sobald er das Wort Heimat nannte, die ihm eben etwas ungemein Liebes war, und daraus er vor niemand ein Hehl machte.

Schließlich gingen ihm bei aller Erzählerkunst dennoch Stoff und Worte aus und dem Gendarmen die zu verblätternden Seiten. Da platzte dieser fast schnarrend und ganz unvermittelt heraus: „Habe Sie einen Paß?" Diesmal waren sie also nicht auf den toten Punkt geraten.

Federle überreichte ihn. „Aber gewiß, hier!"

„Einen Reisepaß?"

„Den brauche ich nicht."

„Soooooooo? Und warum denn nit?"

„Doooooooooorum nit: ich befinde mich wohl in der Grenzzone, aber nit in der Kriegszone."

Das war ein kleines Kickkack gewesen, ein Wortzämpeln. Nun war der Federle wieder obenauf. Er war jetzt nachgerade dem Gendarmen ein schlüpfriger Aal. Dieser verdummte Beweis. Ob er wirklich auf den Fang werde verzichten müssen? Dagegen sträubte sich sein ganzer Berufseifer. Wie eben bei der Verlagsankündigung und wie der Federle beim Notizbüchle, blätteret jetzt der Gendarm im Paß vor und zurück bis da — — —

„Ja — was ist denn jetzt daaaaaaas?" hielt er aufsmal zumittst im Blättern inne und blitzte mit den Augen auf: „Mit den Personalien scheint es aber nit zu stimme? — — — hä?"

Federle war getroffen. „Soooooooo?" machte er verwundert, denn er war wirklich selbst verwundert.

„Doooooooo!" echote der Gendarm und hielt ihm den Paß, den er seit zwanzig Jahren innen und auswendig kannte vor, — ihm etwas

Neues daraus zu beweisen. Federle war wirklich gespannt. „Schriftsteller sage Sie, und im Paß steht — — —"

„Donner!" der hatte nur zu sehr recht. Federle sah sich aufs mal in einer Zwickmühl', und das gleich in einer ganz gefährlichen, in einer Kreuzmühl'. Das war freilich der wunde Punkt, und der hatte ihn entdeckt. Jetzt, du liebes Herrgöttle von Biberach, da mußte er freilich hopsen, wenn die Zwickmühl' ihn nicht abfangen sollte.

Und so hopste er mit dem ganzen Eifer einer durch Notlage aufgepeitschten Beredsamkeit durch seine Gedankenwelt, und nun war er am Melken und erzählte von Brotberuf und ideellem Beruf. Daß man den Brotberuf in der Jugend erlernt, und der als Pflichtberuf kommt in den Paß. Der ideelle Beruf kommt erst viel später, und kommt dann bei weitem zu spät und dappt nun hinterdrein wie ein betrogenes Maidli, wenn eine andere am Altar steht, wo es stehen sollt'. Eigentlich gehörte der ideelle Beruf in den Paß, denn er ist die erste Lieb', dieweil er angeboren ist, und der andere bloß angelernt. Der ideelle Beruf sei der höhere, aber er komme halt zu spät, dieweil der Brotberuf sich an die Ferse hefte, g'rad' wie ein schlechter Ruf. Er stehe im Paß und in allen Ausweispapieren mit dem Eigensinn, der allen Stümpern zu eigen. Schriftstellern sei eben ein Talent, eine Gabe. Aber bis die Gabe sich durchgerungen, den äußeren Widerständen meistens zum Trotz, bis dieser ideelle Beruf zum Brotberuf geworden, müsse man Steine klopfen, wenn man nicht verhungern wolle. Jawohl, Steine klopfen müsse man!" —

Federle hielt erschöpft inne. Doch um es ja gutzumachen, setzte er noch einmal an: „Und dann müssen Sie doch auch wissen —" Damit war er aber auch schon wieder am Ende, denn er hatte weder einen Lungen- noch einen Hirnatem mehr, sein Zuhörer aber auch kein Ohr.

Damit hatte er eigentlich gesiegt. Und er hatte wirklich gesiegt. Gegen solche Einwürfe sah sich der Gendarm offenbar machtlos. Aber durft' er den Sieg Federles auch zugeben? Das war doch eine Sache für sich, und im Ansehn der sonst leidenden Staatsgewalt nahm er denn noch einmal sein ganzes Fassungsvermögen zusammen und raffte sich zu der wunderbaren Schlußrede auf (dem Reinfall zum Trotz): „Aber sell muß ich Ihne doch noch sage; Frühnder oder später kommt's doch noch emal 'raus, merke Sie sich sell!" Damit verließ er den Schauplatz trotz seines Reinfalls als Sieger.

Frühnder oder später!

Federle versprach es feierlich und schmunzelnd. Er hofft, — mit diesen Zeilen nicht allzuspät sein Versprechen eingelöst zu haben.

Die feindlichen Brüder.

Von Bertold Auerbach.

In der spärlich bewohnten kalten Gasse, „der Kniebis" genannt, steht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei zum Teil mit Papier zugeklebte Fenster hat; oben am Dachfenster hängt ein Laden nur noch an einer Angel und droht jeden Augenblick herunterzufallen; neben dem Hause ist ein kleines Gärtchen, das noch durch einen der Länge nach hindurchlaufenden Zaun von dürren Dornen in zwei Hälften geschieden ist. In dem Hause wohnten zwei Brüder schon seit vierzehn Jahren in unabänderlicher Feindschaft. Wie im Garten, so war auch im Hause alles geteilt, von der Dachkammer bis hinab in den kleinen Keller; die Falltüre war offen, aber drunten hatte jeder seinen durch Latten abgeteilten verschlossenen Raum, auch sonst waren an allen Türen noch Hängeschlösser befestigt, als ob man stündlich den Ueberfall von Dieben fürchte; der Stall gehörte dem einen, der Schuppen dem andern Bruder; kein Wort wurde im Hause vernommen, wenn nicht bisweilen einer laut vor sich hin fluchte.

Michel und Konradle, so hießen die beiden Brüder, waren beide schon sehr bei Jahren und beide unbeweibt; dem Konradle war seine Frau früh gestorben, und er lebte nun so für sich allein, der Michel war immer ein Einspänner, d. h. nie verheiratet gewesen.

Eine blauangestrichene lange Kiste, eine sogenannte Bankkiste, war die erste Ursache des Bruderhasses.

Nach dem Tode der Mutter sollte alles geteilt werden; die im Dorfe verheiratete Schwester hatte schon ihr Pflichtteil bekommen. Der Konradle behauptete, er habe die Kiste aus seinem eigenen Gelde gekauft, das er sich als Wegknecht durch Steinschlagen auf der Straße verdient, er habe sie nur der Mutter geliehen, und sie sei sein eigen; der Michel aber behauptete, er habe der Mutter Brot gegessen und habe somit kein eigenes Vermögen. Nach einem persönlich heftigen Streit kam die Sache vor den Schultheiß und sodann vor das Gericht, und es wurde entschieden, daß, da die Brüder nicht übereinkommen könnten, alles im Hause samt der Kiste verkauft und der Erlös geteilt werden sollte. Ja, das Haus selber wurde versteigert, da sich aber kein Käufer dafür fand, mußten es in Gottes Namen die Brüder behalten.

Die Brüder mußten nun ihre eigenen Sachen, ihr Bett und anderes öffentlich wieder kaufen; das machte dem Konradle manchen Kummer, denn er hatte etwas mehr Empfindung als gewöhnlich. — Es gibt in jedem Hause mancherlei Dinge, die keinem Fremden für Geld zu haben

sind, sie sind viel mehr wert, als man eigentlich dafür bezahlen kann, denn es haften Gedanken und Lebenserinnerungen daran, die für keinen andern in der Welt Wert haben.

Solche Sachen müssen sich still von Geschlecht zu Geschlecht forterben, dadurch bleibt ihr steter innerer Wert unangetastet; muß man sie aber erst wieder aus den Händen anderer reißen und für Geld mit Fremden darum ringen, so ist ein großer Teil ihrer ursprünglichen Weihe dahin; sie sind in ihrem Geldeswerte errungen und nicht still, man möchte sagen, wie ein Heiligtum ererbt. Solcherlei Gedanken waren es, worüber der Konradle oft den Kopf schüttelte, wenn ihm ein altes Hausgerät zugeschlagen wurde, und als das in schwarzen Sammet eingebundene Gesangbuch der Mutter mit den silbernen Spangen und den silbernen Buckeln zum Verkaufe kam und ein Trödler das Silber in der Hand wog, um das Gewicht zu schätzen, schoß ihm alles Blut in den Kopf; er steigerte das Gesangbuch um hohen Preis. Endlich kam die Kiste an die Reihe. Der Michel räusperte sich laut und betrachtete mit einem herausfordernden Blick seinen Bruder; er setzte sogleich eine namhafte Summe drauf; der Konradle bot schnell einen Gulden mehr, ohne dabei aufzuschauen, und er zählte die Knöpfe an seinem Wams, der Michel aber bot, sich keck umschauend, höher; kein Fremder steigerte mit, und von den Brüdern wollte zum Hohne keiner dem andern die Streitsache lassen; ein jeder dachte auch bei sich: du brauchst ja nur die Hälfte zu bezahlen, und so gingen sie immer höher und höher, und endlich wurde die Kiste für mehr als das fünffache ihres Wertes, für achtundzwanzig Gulden, dem Konradle zugeschlagen.

Jetzt erst schaute er auf, und sein Gesicht war völlig verändert, Hohn und Spott sprachen aus den weitaufgerissenen Augen und dem vorgebeugten Antlitze: „Wenn du stirbst, so schenk' ich dir die Kist', daß man dich drein 'neinlegt," sagte er zitternd vor Wut zum Michel. Und das waren die letzten Worte, die er seit vierzehn Jahren zu ihm gesprochen hat.

Im ganzen Dorfe wurde die Kistengeschichte zu allerlei Spaß und Lustbarkeit benutzt, und wo einer den Konradle sah, sprach er davon, wie schändlich der Michel gehandelt habe, und der Konradle redete sich immer mehr in Wut gegen seinen Bruder hinein.

Auch sonst waren die beiden Brüder verschiedener Sinnesart, und sie gingen auch ihre verschiedenen Wege.

Der Konradle hielt sich eine Kuh, die er mit der Kuh seines Nachbarn Christian zur Feldarbeit zusammenspannte, in der übrigen Zeit schlug er für fünfzehn Kreuzer des Tages Steine auf der Straße. Auch war der Konradle sehr kurzsichtig, er trat unsicher auf, und wenn er sich Feuer schlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Nase, um dadurch gewiß zu sein, daß er brenne; und man hieß ihn, da er außerdem von kurzer, untersetzter Gestalt war, der „blind' Konradle".

Der Michel hingegen war das gerade Gegenspiel; er war lang und hager und schritt ganz sicher einher; er trug sich vollkommen bäurisch, nicht weil er ein besonderer Bauer war, denn er war eigentlich gar keiner, sondern weil ihm das zu seinem Handel sehr förderlich war; er handelte nämlich mit alten Pferden, und die Leute haben weit mehr Zutrauen zu einem Pferde, das sie von einem bäurisch gekleideten Manne kaufen. Der Michel war ein verdorbener Hufschmied; er verpachtete und verkaufte zum Teil seine Aecker, legte sich ganz auf den Pferdehandel und führte dabei ein Herrenleben. Er war eine wichtige Person in der ganzen Gegend; er kannte auf sechs acht Stunden im Umkreis, im Württembergischen, im ganzen Sigmaringer und im Hechinger „Ländle" und bis ins Badische hinein den Zustand und Bestand der Ställe so gut wie ein großer Staatsmann die Berichte fremder Staaten und die Stellung der Kabinette; und wie dieser in den Zeitungen, so forschte der Michel die Stimmung des Volkes in den Wirtshäusern aus. Er betrieb den Handel freilich auf sonderbare Art. Er färbte dem Gaul die Haare über den Augen, er feilte die Zähne, und wenn das arme Tier auch nichts mehr als Kleien fressen konnte und beim andern Futter verhungern mußte, ihn kümmerte das wenig, denn er schlug es auf dem nächsten Markte unfehlbar wieder los. Dabei hatte er seine besonderen Kunststückchen: er stellte einen Helfershelfer auf, der zum Scheine einen Tausch mit ihm machen wollte; sie lärmten dabei ungeheuer; dann rief aber der Michel laut: „Ich kann nicht tauschen, ich hab' kein Futter und keinen Platz, und wenn ich den Gaul für eine Karolin weggeben muß, fort muß er!" — Oder er machte es noch gescheiter: er stellte für ein paar Kreuzer ein dummes Bäuerchen hin, gab ihm den Gaul, ließ sich ihn vorreiten und sagte: „Wenn ein rechter Bauer das Tier hätt', da könnt' man einen schönen Gaul hinfüttern, das Gestell ist überaus, die Knochen sind englisch, dem fehlt nichts als Fleisch, und da ist er seine zwanzig Karolin' wert;" dann brachte er einen Käufer, bedingte sich ein Unterhändlersgeld und erhielt beim Verkauf seines eigenen Pferdes noch einen Nebenprofit.

Am meisten war Michel den gerichtlichen Urkunden feind, in denen man gegen die Hauptfehler Gewährschaft leisten mußte: er ließ, wenn es drauf und dran kam, lieber noch ein paar Gulden nach, ehe er solche Verbindlichkeiten einging; dabei hatte er aber doch manchen Prozeß

BLB Karlsruhe

der den Gaul samt dem Gewinst auffraß. Aber es liegt in dieser Art von Leben, von freiem, arbeitslosem Herumstreifen etwas so Verführerisches, und der Michel rechnete immer auch wieder eins ins andere, daß er vom Pferdehandel nicht lassen konnte. Sein Grundsatz war: „ich geh' nicht vom Markt, gepatscht muß sein"

Wenn der Michel so zu Markte ritt, da sah er seinen Bruder halb mitleidig, halb höhnisch an.

Damit meinte er, ein Handel muß abgeschlossen sein, wobei man die Hände schallend zusammenschlägt.

Wenn der Michel so zu Markte ritt oder vom Markte heimfuhr, und der Konradle an der Straße Steine schlug, da sah er seinen Bruder halb mitleidig, halb höhnisch an, denn er dachte: „O du armer Schelm, schlägst Stein von morgens bis abends um fünfzehn Kreuzer, und ich verdiene, wenn's nur ein bißle gut geht, fünfzehn Gulden."

Der Konradle, der das mit seinen blöden Augen doch bemerkte, schlug dann auf die Steine, daß die Splitter weit umherspritzten.

Wollen aber sehen, wer es weiter bringt, der Michel oder der Konradle.

Der Michel war einer der beliebtesten Unterhaltungsmenschen im ganzen Dorfe, denn er konnte Tag und Nacht immerfort erzählen, so viel Schliche und Striche wußte er, und er kannte auch Gott und die Welt. Eigentlich, Gott kannte er wenig, obgleich er manchmal in die Kirche ging, denn davon kann sich auf dem Lande keiner ganz ausschließen; aber er ging eben in die Kirche wie gar viele, ohne etwas dabei zu denken und sein Leben darnach einzurichten.

Der Konradle hatte auch seine Untugenden, und dazu gehörte besonders sein Haß gegen seinen Bruder und die Art, wie er denselben äußerte; wenn man ihn fragte: „wie geht's deinem Michel?" antwortete er immer: „dem geht's noch so," dabei machte er unter dem Kinn mit beiden Händen, als ob er einen Knoten schlinge; dann fuhr er nach beiden Seiten aus und streckte die Zunge heraus; er wollte, wie leicht erkenntlich, damit sagen: der wird noch gehenkt.

Natürlich sparten die Leute diese Frage nicht sehr, und es war immer ein besonderes Hallo, wenn man den Konradle zu seiner feststehenden Antwort brachte.

Auch sonst schürten die Leute den Haß der Brüder, nicht gerade immer aus Bosheit, sondern weil es ihnen Spaß machte; der Michel aber zuckte nur verächtlich die Achseln, wenn man von dem „armen Schelm" sprach.

Nie blieben die Brüder in einer Stube; wenn sie sich nun in dem Wirtshause oder bei ihrer Schwester trafen, ging immer schnell einer von ihnen fort.

Niemand dachte mehr daran, sie zu versöhnen, und wenn zwei Leute in Feindschaft miteinander waren, hieß es sprichwörtlich: „Die leben wie der Michel und der Konradle."

Zu Hause redeten die beiden kein Wort, wenn sie sich begegneten, ja sie sahen sich nicht einmal an. Dennoch, wenn einer merkte, daß der andere unwohl im Bette lag, ging er den weiten Weg zu der Schwester, die in der Froschgasse wohnte, und sagte: „Gang 'nuf, i glaub', es ischt ihm ät reacht;" und dann arbeitete ein jeder von den Brüdern gewiß leise und ohne Geräusch, um den andern nicht zu stören.

Außer dem Hause aber und unter den Leuten lebten sie in gleichmäßiger Feindschaft, und niemand dachte daran, daß noch ein Funke von Liebe in ihnen sei.

Das dauerte nun in das vierzehnte Jahr. Dem Michel war unter dem vielen Hin- und Herhandeln das Geld von seinen verkauften zwei Aeckern durch die Finger gefallen, er wußte nicht wie; der Konradle aber hatte sich von einem Auswanderer noch einen Acker gekauft und fast ganz bezahlt. Der Michel gab sich nun meist damit ab, anderen Leuten beim Handel behilflich zu sein, und er dachte daran, durch den Verkauf eines neuen Ackers sich wieder flott und selbsthandelnd zu machen.

„Und es kam ein neuer König in Aegypten," diesen Vers im zweiten Buch Moses, Kapitel 1 Vers 8, konnten die Leute im Dorf auf eine eigene Weise auf sich anwenden. Der alte

Pfarrer war gestorben, er war ein guter Herr, aber er ließ alles gehen, wie es ging; der neue Pfarrer, der in das Dorf gekommen war, war ein eifriger junger Mann, er wollte alles in Ordnung bringen, und er brachte auch vieles zustande, wie noch zu merken ist.

Es war an einem Sonntage nach der Mittagskirche, die Leute saßen beieinander auf dem Bauholz für das neue Feuerspritzenhaus neben dem Rathausbrunnen; auch der Michel war mit darunter, er saß gebückt da und kaute spielend an einem Strohhalm. Da ging der Peter, der fünfjährige Bub des Schackerles Hannes, vorbei; einer rief das Kind herbei und sagte in die Tasche greifend: „Guck, Peter, du kriegst ein Häufle Nuß, wenn du dem Konradle nachmachst; wie macht der Konradle?“ Der Bub aber schüttelte abwehrend den Kopf, denn er war ein Aufgeweckter und fürchtete den anwesenden Michel; aber er wurde festgehalten und fast gezwungen, und endlich machte er das Knotenschlingen, das Ausziehen und das Zungausstrecken; es war ein Gelächter, daß man's durch das halbe Dorf hörte. Als nun der Bub seine Nüsse haben wollte, zeigte sich's, daß der Versprecher keine hatte, und neues Gelächter entstand, als der Knabe mit Füßen nach dem Betrüger ausschlug.

Der neue Pfarrer war indes den kleinen Hügel am Rathause herabgekommen, er war stehengeblieben und hatte dem ganzen Handel zugesehen; als nun der Knabe für seine dringende Forderung noch geprügelt werden sollte, da trat der Pfarrer schnell herzu und riß das Kind weg; alle Bauern standen schnell auf und rissen die Mützen vom Kopfe. Der Pfarrer nahm den Heiligenpfleger, der mit darunter gewesen war, mit durch das Dorf und ließ sich von ihm alles erzählen; er erfuhr nun die Feindschaft der Brüder und alles, was wir bereits wissen.

Am Samstag darauf wurde der Konradle, als er mitten im Dorf Steine schlug, auf morgen früh nach der Kirche zum Pfarrer vorgeladen; er glotzte verwundert drein, die Pfeife ging ihm aus, und einige Augenblicke lang blieb der Stein unter seinem mit einem Brette besohlten Fuße unzerspalten; er konnte sich gar nicht denken, was es im Pfarrhause gebe, lieber wär' er gleich hingegangen.

Den Michel traf die Vorladung, als er gerade einem alten Gaul „seine Sonntagsstiefel schmierte“, so hieß er nämlich das Aufputzen der Hufe; er pfiff dann eine leichtfertige Liedweise, hörte aber doch mitten drin auf, denn er wußte wohl, was es morgen geben würde. Er war froh, daß er sich noch auf eine tüchtig gesalzene Gegenpredigt vorbereiten konnte; ein paar Brocken davon murmelte er schon jetzt leise vor sich hin.

Am Sonntag morgen hielt der Pfarrer eine Predigt über den Text Psalm 129: „Siehe, wie gut und wie lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sitzen.“ Er zeigte, wie alles Glück und alle Freude auf Erden halb und nichtig ist, wenn wir es nicht mit denen teilen, die unter demselben Mutterherzen wie wir geruht; er zeigte, wie die Eltern diesseits nicht glücklich und jenseits nicht selig werden können, deren Kinder Haß, Neid und Bosheit trennt; er wies auf das Beispiel von Kain und Abel hin und zeigte, wie der Brudermord die erste giftige Frucht des Sündenfalls war. Alles dies und noch viel mehr sprach der Pfarrer mit klangvoller, donnernder Stimme, so daß die Bauern von ihr sagten: „sie druckt die Wänd' auseinander“; aber freilich ist es oft fast noch leichter, die Wände auseinanderzudrücken, als die verhärtete verschlossene Brust der Menschen zu öffnen. Die Bärbel weinte bittere Tränen über die Hartherzigkeit ihrer Brüder, und obgleich der Pfarrer zehnmal wiederholte, er meine nicht diesen oder jenen, sondern jeder möge die Hand aufs Herz legen und sich fragen, ob er die echte Liebe gegen die Seinigen habe, so dachte eben doch jeder: „das geht auf den Michel und den Konradle, das ist bloß für die gemünzt.“ —

Diese beiden standen nicht weit voneinander: der Michel kaute an seiner Mütze, die er zwischen den Zähnen hielt, der Konradle aber hörte mit offenem Munde zu, und als sich einmal die Blicke beider begegneten, fiel dem Michel die Mütze aus der Hand, und er bückte sich schnell.

Die Orgel machte einen sanften beruhigenden Schluß; aber noch ehe die letzten Töne verklungen waren, war der Michel aus der Kirche und stand vor der Tür des Pfarrhauses. Sie war noch verschlossen; er ging in den Garten, lange stand er hier an den Bienenstöcken und sah dem emsigen Treiben der Tierchen zu:

„Die wissen's nit, daß Sunntig isch,“

und er dachte: „Du hast auch keinen Sonntag bei deinem Handel, denn du hast auch keinen rechten Werktag,“ und er dachte wieder: wie viel hundert Geschwister in so einem Bienenstocke beieinander wohnen, und alle arbeiten wie die Alten; aber er blieb nicht lange bei derlei Gedanken, sondern er nahm sich vor, sich von dem Pfarrer keine Trense aufsetzen zu lassen, und als er nach dem Gottesacker drüben sah, dachte er an die letzten Worte Konradles, und seine Fäuste ballten sich.

Im Pfarrhause traf der Michel den Pfarrer und den Konradle schon in eifrigem Gespräch beisammen; der Pfarrer stand auf, er schien den Ankömmling nicht mehr erwartet zu haben, er bot Michel einen Stuhl an; auf seinen Bruder deutend, erwiderte aber Michel: „Herr Pfarrer,

BLB Karlsruhe

alle Achtung vor Euch, aber ich setz' mich nicht nieder, wo der da ist; Herr Pfarrer, Ihr seid erst kurz im Dorf, Ihr wisset nicht, was der für ein Lugenbeutel ist, das ist ein scheinheiliger Duckmäuser, hat's aber faustdick hinter den Ohren. Alle Kinder machen ihm nach," fuhr er zähneknirschend fort, „wie geht's deinem Michel?" Er machte nun ebenfalls die uns sattsam bekannten Gewohnheiten, dann sagte er wieder zitternd vor Wut: „Herr Pfarrer, der da ist an meinem Unglück schuldig, er hat mir den Frieden im Haus verscheucht, und ich hab' mich dem Teufel mit seinem Roßhandel ergeben — du hast mir's prophezeit," sagte er, auf seinen Bruder losfahrend, „ich häng' mich noch an einem Roßhalfter auf, aber zuerst mußt du dran."

Der Pfarrer ließ die beiden Brüder austoben, er gebrauchte seine Würde nur insoweit, um sie von Tätlichkeiten zurückzuhalten; er wußte wohl, daß, wenn der langverhaltene Ingrimm ausgeschüttet, auch die Liebe zum Vorschein kommen müsse. Aber er täuschte sich doch noch halb.

Alles im Dorfe schaute auf und freute sich, als man den Michel und den Konradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathause herunterkommen sah.

Endlich saßen die beiden Brüder wortlos und nur noch laut atmend da, keiner regte sich; da sprach der Pfarrer zuerst mit sanften Worten, er eröffnete alle verborgenen Falten des Herzens: es half nichts, die beiden sahen zur Erde. — Der Pfarrer schilderte ihnen die Qualen ihrer Eltern im Jenseits; der Konradle seufzte, aber er sah nicht auf; da faßte der Pfarrer alle seine Kraft zusammen, seine Stimme dröhnte wie die eines strafenden Propheten, er schilderte ihnen, wie sie nach ihrem Tode vor den Richterstuhl des Herrn kommen und der Herr ruft: „Wehe! Wehe! Wehe! ihr habt verstockten Herzens in Haß gelebt, ihr habt die Bruderhand einander entzogen, gehet hin aneinandergeschmiedet, verschmachtet ewig in der Hölle."

Alles war stille, der Konradle wischte sich mit seinem Aermel die Tränen ab, dann stand er auf und sagte: „Michel!"

Der Angeredete hatte seit so vielen Jahren diesen Ton nicht gehört, daß er plötzlich aufschaute, und der Konradle trat näher und sagte: „Michel, verzeih!" — Die Hände der Brüder lagen fest ineinander, die Hand des Pfarrers wie segnend darauf.

Alles im Dorfe schaute auf und freute sich, als man den Michel und den Konradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathause herunterkommen sah.

Bis nach Hause ließen sie ihre Hand nicht los, es war, als ob sie die lange Entbehrung einbringen müßten; zu Hause aber rissen sie schnell die Hängeschlösser ab, dann gingen sie in den Garten und stürzten den Zaun um; so viel Kohl auch dabei zugrunde ging, dies Zeichen der Zwietracht mußte fort.

Dann gingen sie zu ihrer Schwester und aßen an einem Tisch nebeneinander. Nachmittags saßen die beiden Brüder in der Kirche und ein jeder hielt eine Seite von dem Gesangbuche der Mutter in der Hand. Ihr ganzes Leben ward fortan wiederum ein einiges.

Ein Mahnwort.

Der Hinkende hat an alle Einsender eine ernste Bitte: künftig sich eines möglichst reinen, fremdwortfreien Deutsch zu befleißigen, eines Deutsch, wie es uns von den Schöpfern unsrer Edelsprache als echtes Gold überliefert worden ist. Wir haben unter strengem Kriegsgebot so vieles entbehren lernen — verzichten wir auch auf fremdländischen Flitter in Rede und Schrift! Wer am deutschen Sprachschatz sich versündigt, gleicht er nicht dem, der Wasser unter den Wein mischt? Fort mit der Ansicht, als ob ein Gepräng undeutscher Ausdrücke der Bildung wahres Kennzeichen sei! Der deutsche Sprachschatz ist so reich und gestaltungsfähig, daß er der fremden Zutaten nicht braucht. Wer deutsch fühlt, der rede und schreibe deutsch! Den Hinkenden aber soll es freuen, wenn seine Mahnung bei allen, die es angeht, auf guten Boden fällt.

BLB Karlsruhe